Landes-
bibliothek
Coburg

D. IV. 12

5379a

21

Coburg

3ᵉ Erzählung S. 29.

Schumann del. G. A. Lehmann Sc.

Die Gespenster

Kurze Erzählungen aus dem Reiche der Wahrheit

von

Sam. Chr. Wagener.

3te Erzähl. Seite 38.

Vierter Theil

Berlin
bey Friedrich Maurer 1800.

Landes-
bibliothek
Coburg

Inhalt
des vierten Theils der Gespenster.

Erste Erzählung, oder Vorrede.

Der Nachdrucker; ein warnendes Gespenst. Von einem Leipziger Gelehrten. : : : S. 1

Zweyte Erzählung.

Ein Geist giebt dem königlich=schwedischen Bothschafter an der Pforte, Herrn Baron von Funk, Aufträge an eine hinterlassene Wittwe : 10

Dritte Erzählung.

Der mittelst des Stranges hingerichtete, und wieder erstandene Mousquetier Idee. Von dem Sprachlehrer Herrn Preßler zu Halberstadt. 17

Vierte Erzählung.

Die verbürgte Ahnungsgeschichte. Von einem Hildburgshausenschen Arzte. : : 51

Fünfte Erzählung.

Das Gespenst bey Frankfurt am Mayn, in der Gestalt einer ungeheuern Schlange. Von dem Cämmerer Herrn G—e in C—g. : 35

*

Sechste Erzählung.

Die spukend gaukelnden Tänzerinnen. Ein Gegenstück zu Herrn Nicolai's merkwürdiger Thatsache. ; ; ; ; S. 46

Siebente Erzählung.

Eine unsichtbare Kraft bannet einem Officier die Pferde. Von dem Hauptmann Herrn David Heß zu Zürich. ; ; ; 60

Achte Erzählung.

Ein Poltergeist verscheucht aus dem Weißen Rosse zu Osterwiek die Reisenden. Von dem Candidaten Herrn Schröder im Halberstädtischen ; ; ; ; 69

Neunte Erzählung.

Freund Hayn, der Knochenmann, an der Kirchthür zu Soest. Von dem königl. Preuß. Grenadier-Hauptmann, Herrn von Kettler. 73

Zehnte Erzählung.

Die Doppelterscheinung des Herrn Baron von Reisewitz; von Herrn Hauptmann von Sommerfeld auf Rothkirschdorf. Nebst einem Anhange des Herrn Predigers Kuhn zu Leopoldsburg. ; ; ; ; 77

Elfte Erzählung.

Wie einige Menschen mit Geistern Umgang pflegen. 83

Zwölfte Erzählung.

Der bannende Nachtgeist in der Kirche zu Greifenberg. Von der Herrschaft dieses Orts, dem Herrn Reichsgrafen, Rittmeister von Sparr. 94

Dreyzehnte Erzählung.

Die spukende Hausmutter im Magdeburgischen. Von Herrn Prediger Lütkenmüller in Caro. : : : : S. 97

Vierzehnte Erzählung.

Die drey Schatten. Von Herrn Prorector Seidel in Berlin. : : : 102

Funfzehnte Erzählung.

Das zauberische Licht auf dem Hauptaltare der Jesuiterkirche zu Neiße. Von dem Königl. Preuß. Oberstlieutenant, Herrn von Weisse, zu Wesel. : : : : 108

Sechszehnte Erzählung.

Die Riesenerscheinung bey Demzien. Nach ungedruckten Acten von Herrn Prediger Pauli zu Schlagenthin. : : : 117

Siebzehnte Erzählung.

Die Todesahnung des Ackerbürgers, Herrn Herpers zu Sandau. Verbürgt von dem Herausgeber. : : : : : 124

Achtzehnte Erzählung.

Laging zu Stolzenau sieht spukende Leichenzüge, und prophezeiht darnach die nächsten Sterbefälle. Verbürgt von dem Herausgeber. 134

Neunzehnte Erzählung.

Bey Punitz fährt der Teufel mit einem Schneider zum Fenster hinaus. Von Herrn Amtmann Dütschke zu Oporowka. : : 141

Zwanzigste Erzählung.
Das spukhafte Stöhnen zu Mitternacht. Von Herrn Professor Villaume, vormals zu Berlin. : : : : : S. 151

Ein und zwanzigste Erzählung.
Das Gespenst am Borte eines Schiffes. Von Herrn Director Rühlmann zu Hannover. 153

Zwey und zwanzigste Erzählung.
Die von Herrn Friedrich Nicolai zu Berlin am hellen Tage gesehenen Gespenster. 161

Drey und zwanzigste Erzählung.
Der vom Tode erstandene Invalide. Von dem Königl. Preuß. Oekonomie-Beamten, Herrn Otte, zu Haus-Himmelreich. : 181

Vier und zwanzigste Erzählung.
Die betende Mönchsgestalt. Von Herrn Rector Fischer zu Halberstadt. : : 186

Fünf und zwanzigste Erzählung.
Austreibung des Teufels aus sechs besessenen Mädchen zu Verona. Von Herrn rc. Plümicke. 190

Sechs und zwanzigste Erzählung.
Ein Todtenschädel ergreift Herrn Darbes zu Kopenhagen bey dem Kopfe. Von Herrn Prediger von Bergmann in Liefland. 206

Sieben und zwanzigste Erzählung.
Ein böser Geist bey Osnabrück zerstöhrt das Haus der Wittwe Breyve. : 210

Acht und zwanzigste Erzählung.
(Vierzehn Beyträge zur Rechtfertigung des Volksglaubens, als könnten die Todten spuken.) S. 217
Der Lebendige unter den Todten in Düsseldorf. Von Madame d'Hauterive geb. von Kopp zu Münster. ; ; ; 223

Neun und zwanzigste Erzählung.
Der noch im Sarge auf sein Eheweib sich erboßende Tagelöhner. Von Herrn Consistorialrath S.. ; ; ; ; 228

Dreyßigste Erzählung.
Capitain Noddings von Whitby. ; 233

Ein und dreyßigste Erzählung.
Der Hospitalit zu Greenwich. ; ; 235

Zwey und dreyßigste Erzählnng.
Baruch Wesel's Kind zu Breslau. ; 236

Drey und dreyßigste Erzählung.
Die Tochter eines Advocaten zu Ichtershausen. 242

Vier und dreyßigste Erzählung.
Der Schuster Zimmermann zu Truppach. 244

Fünf und dreyßigste Erzählung.
Ein Fuhrmann aus Drossen. ; ; 251

Sechs und dreyßigste Erzählung.
Ein Scheintodter stirbt den Hungerstod am dritten Tage des Wiedererwachens. ; ; 253

Sieben und dreyßigste Erzählung.
Der Schloßküster Wuth zu Hannover. S. 258

Acht und dreyßigste Erzählung.
Der Schulmeister Wenzel zu Mohlstädt. 260

Neun und dreyßigste Erzählung.
Der Glaser Schwenk zu Wittenberg. 262

Vierzigste Erzählung.
Der Rector Sander. Von Herrn Rector Pott zu Stolzenau. : : : 263

Ein und vierzigste Erzählung.
Frau Generalinn von K... zu Berlin. 267

Zwey und vierzigste Erzählung.
Die Erscheinung in Frankfurt an der Oder. Von Herrn Hofprediger Herrosee zu Züllichau. : : : : : 272

Drey und vierzigste Erzählung.
Die Todesahnung zu Altona. Von Herrn Candidat Ohlmeyer daselbst. : : 293

Vier und vierzigste Erzählung.
Das graue Männchen im Bette der schönen Gertrude. Von dem K. Dänischen Capitain, Hrn. Abrahamson zu Kopenhagen. : 298

Fünf und vierzigste Erzählung.
Die eingetroffene Ahnung zu Westerburg. Von Herrn Rath Steinbeck zu Gera. : 305

Sechs und vierzigste Erzählung.

Der mir sehr nachtheilig gewordene Gespensterwahn Anderer. Von Hrn. Pastor Meißner zu Bielwiese in Schlesien. ; ; ; S. 308

Sieben und vierzigste Erzählung.

Die Hand des beygesetzten Generallieutenants von W.. reicht aus ihrer Gruft hervor, und ergreift Eine von den Umstehenden bey dem Fuße. 314

Acht und vierzigste Erzählung.

Die spukend sich bewegenden Stäbe; weder magnetische, noch elektrische Täuschung. Von Herrn Pastor Beck zu Stedden. ; ; 318

Neun und vierzigste Erzählung.

Merkurialgeister bewachen einen unterirrdischen Schatz. Von Herrn Registerschreiber Kuhls zu Stolzenau. ; ; ; 327

Funfzigste Erzählung.

Das spukende Kind in einer menschenleeren Gegend. Von Herrn Pastor Sieg zu Güssefeld. 332

Ein und funfzigste Erzählung.

Die Erscheinung ohne Kopf im Jauerischen. Von Herrn Rector Berndt zu Rathenow. 337

Zwey und funfzigste Erzählung.

Die wirkliche Leiche des Rathmanns Witte zu Neu-Ruppin spukt. Von Madame Berndt zu Rathenow. ; ; 341

Drey und funfzigste Erzählung.

Das über sein Spuken fast getödtete Gespenst. Von Herrn Sekretär Thomsen zu Itzehoe. S. 345

Vier und funfzigste Erzählung.

Die Unsicherheit und Gefahr nächtlicher Wahrnehmungen. Von Hrn. Rector Vieth zu Dessau. 352

Fünf und funfzigste Erzählung.

Die dem K. Schwedischen Reichsbank-Commissar, Herrn Netherwood zu Stockholm, gespielte Teufelei. : : : : 356

Sechs und funfzigste Erzählung.

Das wüthende Heer innerhalb eines Hauses zu Halberstadt. Von Herrn Kantor Franz zu Heudeber. : : : : 362

Vorrede

Vorrede

oder, wenn man will,

des vierten Theils der Gespenster

Erste Erzählung.

Der Nachdrucker; ein warnendes Scheusal *).

(I. 4. B.)

„So glücklich die Waffen auch seyn mögen" — schreibt mir einer meiner Freunde zu Leipzig — „womit Sie die Gespenster bekämpfen; und so „laut Sie auch den spukenden Geistern „aller Art den Krieg erklärt haben: so scheint „doch Eine Gattung von Unholden Ihrer Auf„merksamkeit bisher noch entgangen zu seyn. „Nachdrucker heißen diese durch ganz Deutsch„land spukenden Wesen, bey welchen stehlen „und rechtlich erwerben Eins ist. Sie „alle wurden im Jahre 1792 zu Berlin theils

*) Erzählt und eingesandt von einem Gelehrten zu Leipzig.

„gehängt, theils gerädert:" (siehe das Titelkupfer vor dem vierten Bande der Sagen der Vorzeit auf Druckpapier) „allein man ist es von Leu„ten, welche auf die Erhabenheiten der Raben„steine hin zur Ruhe verwiesen worden sind, „schon gewohnt, daß sie auch im Tode noch Un„fug treiben, und z. B. die Reisenden erschrecken, „deren Weg zur grausenvollen Mitternacht vor „Hochgerichten vorüber führet. Was vollends die „Sünder betrifft, von welchen hier eben die Rede „war: so hat auch nicht Einer von Allen, wel„che vor acht Jahren jenen Lohn ihrer Thaten „dahinnahmen, aufgehört, fortzuspuken, und „— fortzurauben!"

„Ja, Freund! dieses unverbesserliche Nach„druckergewerk läßt, auch unter der Last von „Schande, die auf ihm liegt, das Stehlen nicht, „treibt sein Unwesen, zum Schrecken aller soliden „Buchhandlungen, nach wie vor, fort, und docu„mentirt — wie sehr auch Ihre Gespenster „das Gegentheil versichern mögen — so auf das „Unwidersprechlichste das Daseyn schadenfroher „Poltergeister. Ich begnüge mich, Ihnen nur „von dem Einen dieser mir neuerlich aufgestoßenen „spukenden Gesichter die flüchtigen Züge eines Um„rißgemähldes zu zeichnen:

„Ich verwünschte eben beym Anblick eines „nachgedruckten Exemplars Ihrer Gespen-„ster jene um sich greifende laxe Moral unserer „Tage, nach welcher man jetzt so oft fünfe „gerade seyn läßt; so gern, anstatt beyde „Augen weit aufzureißen, Ein Auge zuthut, „und bey so mancher in Schutz genommenen „Schurkerey entschuldigend ruft: „leben und „„leben lassen" — da trat plötzlich Einer von „jenen auf's Rad geflochtenen Nachdruckern, spu-„kend und frech im Tode, wie im Leben, „mir unter die Augen. Dieser überraschende An-„blick erweckte in mir die zweydeutige Empfindung „des Erstaunens und Entsetzens; denn ich glaubte, „mehr, als einen baren Widerspruch in versinn-„lichter Wirklichkeit zu bemerken."

„Das Gespenst mit zerknickten Gebeinen, und „dem Kopf unter dem Arme, schlotterte, von zwey „glühenden eisernen Krücken unterstützt, vor der „Buchhändler-Versammlung im hiesigen Pau-„lino vorüber. Ein höllisches Feuer schien an der „Schreckengestalt zu zehren. Ueberall an dersel-„ben flimmerten die Titel nachgedruckter Bücher; „überall rügte Flammenschrift verübten Bücher-„raub. Das Gesicht des vom Rumpfe gesonder-„ten Kopfes glühete, wie Zinnober, als müßten

„die im Leben niemals errötheten Wangen jetzt „den vormaligen gänzlichen Mangel an Schaam„röthe abbüßen. Mir gerade gegen über glimmte „an diesem Scheusale die Inschrift:

„ „Der
„ „Gespenster-Nachdrucker,
„ „verdammt,
„ „ein warnendes Scheusal
„ „zu seyn.“

„Aus dem offnen Munde des getrennten Kopfes „ertönten wunderbar und grausenerregend *) die „merkwürdigen Worte:

„ „Was auch die Afterphilosophen der Erde zur „ „Entschuldigung oder gar zur Rechtfertigung „ „des Büchernachdrucks faseln mögen — nim„ „mer werden sie ihre Trugschlüsse verantwor„ „ten können! Wehe mir Verdammten, daß „ „ich, durch sie, für die Hölle mich wer„ „ben ließ!“ “

„Mir schauderte die Haut über das Ganze des „wundersamen Gesichts. Mitleid und Bedauern „ergriff mich; und ich fühlte mich von nun an ge-

*) Wenigstens für diejenigen grausenerregend, welche ein Räuber-Privilegium zu haben wähnen.

„neigter, als je, Menschen, die ich bisher gerade=
„zu verdammt hatte, nur als irrende Sün=
„der zu betrachten, welche es nicht einmal wissen
„und glauben, daß sie die Hand nach fremdem
„Eigenthume ausstrecken, und so vom Teufel das
„Handgeld nehmen."

„Jetzt entwich das warnende Gespenst, denn —
„ich erwachte, und bemerkte mit Vergnügen, daß
„die Erscheinung nichts mehr und nichts weniger
„war, als — die Ausgeburt eines unruhigen
„Schlafes." — —

Nachschrift des Herausgebers.

Daß ich diesen künstlichen Traum an die Spitze der nachfolgenden Erzählungen aus dem Reiche der Wahrheit stellte, und sie uneigentlich die Erste nannte, darüber erbitte und erwarte ich von gütigen Lesern Verzeihung, sobald ich ihnen sage, daß mich hierzu unter andern die Neugierde veranlaßte, nach welcher man zu erfahren wünschen wird: ob der Nachdrucker durch Weglassung dieser ersten Erzählung die ganze Reihe derselben zerreißen und in Uebereinstimmung mit dem angehängten Register bringen — oder ob er, unverschämtehrlich, sie mit nachdrucken werde.

Wenn übrigens der erwähnte Leipziger in seinem freundschaftlichen Schreiben an mich, beyläufig noch so Manches über den Geist der Zeit, und namentlich über den Leichtsinn unserer Schriftsteller einfließen läßt: so schwebten ihm dabey unter andern auch die empfehlenden Recensionen der Nachdrücke vor; und hier insbesondre derjenige Recensent, welcher in der Oberdeutschen Allg. Litt. Zeitung (vom 1. August 1799. Nr. 99.) den bey B. Ph. Bauer zu Wien erschienenen Nachdruck der Gespenster angezeigt hat.

„Dergleichen Herren" — schreibt mein Freund — „sollten doch wenigstens wissen, was „Rechtens ist, und was die Gesetze der Ehrlichkeit „und Billigkeit erheischen."

Wenn indessen kein Uebel so groß ist, daß nicht wenigstens zufällig auch einiges Gute in seinem Gefolge seyn sollte: und so wie selbst die Cartusche auch wohl einmal den an sich wohlthätigen Einfall bekommen, einer hülfsbedürftigen Wittwe einen Beutel mit gestohlenem Gelde in's Fenster zu werfen: so werden auch wohlfeile Nachdrücke nützlicher Bücher diese letzten allgemeiner verbreiten helfen. — Und dem Menschenfreunde macht auch das zufällige Gute, welches natürlich mit in seinen Wünschen liegt,

innig froh, selbst wenn es von dem Nachdrucker nicht beabsichtiget wäre.

Ungemein lieb ist es mir daher auch, von jenem Recensenten — einem denkenden Katholiken — zu erfahren, daß meine Gespenster auch in katholischen Gegenden mit Nutzen gelesen werden. „Ich selbst" — sagt er am angeführten Orte — „habe in meinem kleinen Wirkungskreise „schon das Vergnügen gehabt, zu bemerken, daß „eine zwanzigjährige, im Ganzen sehr gebil„dete, im Punkte der Gespenster aber äußerst „furchtsame Person, durch diese Erzählungen „beynahe völlig von ihrem Wahne geheilt „wurde."

In dieser Hinsicht stimmt daher die kritische Anzeige des Nachdrucks der Gespenster mit dem Recensenten des zweyten Theils der Originalausgabe *), der dem Werkchen „die „möglichste Verbreitung" wünscht, völlig überein. — Dagegen führt sie dem Nachdrucker zu Gemüthe:

„das jeder in katholischen Ländern und für „katholische Leser veranstaltete Nachdruck ge„meinnütziger, von Protestanten ver„faßten Volksschriften" — (wenn anders

*) Jenaische Allg. Litt. Zeitung, Dec. 1798. Nr. 392.

diese Vervielfältigung bestimmt wäre, die Summe des durch nützliche Bücher unter die Leser zu verbreitenden Menschenwohls zu erhöhen) — „wenigstens zweckmäßig veran„staltet werden sollte."

Dieß heißt aber im vorliegenden Falle: die Erzählungen Nr. 12. Theil I. und Nr. 6. und 20. Theil II. (wo eine mönchische Teufelsbeschwörung, und andre, einem strengen Katholiken anstößige, Aeußerungen vorkommen) würden — wenn anders der Nachdrucker ein Mann von Kopf wäre, und in seinem Herzen nicht einzig dem leidigen Einmaleins Raum gäbe — bis zu dem Grade der Unanstößigkeit, abgeändert worden seyn.

So nützlich eine zweckmäßige Abänderung dieser Art an sich auch seyn mag: so wird doch nicht leicht ein Schriftsteller es billigen, wenn man auf diese Art die Nachdruckfabrikanten auffordernd gleichsam berechtiget, in den von ihnen nachgedruckten Werken willkührliche Veränderungen vorzunehmen. Indessen bin ich meinem Recensenten doch Dank schuldig, daß er mich auf den, von Seiten katholischer Leser genommenen Anstoß aufmerksam gemacht hat; und ich bitte diese letzten, wegen des ihnen unabsichtlich gegebenen Aerger-

nisses, aufrichtig um Verzeihung. Und da meine Gespenster sichtbar die Absicht haben, bey Lesern, deren religiöse Freudigkeit und Ueberzeugungen durch entehrende Furcht vor bösen Geistern noch in einem zweydeutigen Lichte erscheinen, ein lebendiges Vertrauen zu dem Vater aller Menschen und Beherrscher aller Geister mit begründen zu helfen: so halte ich mich sogar verpflichtet, meinen katholischen Lesern die Aufrichtigkeit jener Bitte dadurch zu erweisen, daß ich künftig dergleichen Anstößigkeiten vermeide, so oft ich es kann, ohne der Wahrheit etwas zu vergeben. Auch soll, sobald von dem ersten Theile der Gespenster die dritte, und vom zweyten Theile die zweyte rechtmäßige Auflage einst vergriffen seyn wird, das für Katholiken Anstößige von mir selbst abgeändert, und so der Originalausgabe zugleich ein nicht unwesentlicher Vorzug vor dem Wiener Nachdrucke gegeben werden.

Zweyte Erzählung.

Der Geist eines plötzlich Gestorbenen versucht unsichtbar, dem Schwedischen Botschafter an der Pforte, Herrn von Funk, Aufträge an seine hinterlassene Wittwe zu geben.

(I. 1. D. und 2.)

Vorerinnerung des Herausgebers.

Dieser, wegen seines ganz eigenen Aufschlusses und auch in psychologischer Hinsicht äußerst merkwürdige Beitrag zur Gespensterkunde, ist mir von einem Manne zugesandt worden, dessen mir mitgetheilten Gründe, warum ich ihn — den Bürgen für ihre Glaubwürdigkeit — dem Publikum nicht nennen dürfe, mir als wichtig einleuchten. Aber auch wenn dies nicht der Fall gewesen wäre, würde doch mein am Ende der zweyten Erzählung des ersten Theils der Gespenster hierüber gegebenes Wort mir heilig, und schon der leiseste Wunsch des Einsenders ein strenger Befehl für mich gewesen seyn.

„Ich war anfangs Willens — schreibt mir der „Herr Erzähler — Ihnen diese Beyträge" (dem

gegenwärtigen war noch ein zweyter, ebenfalls in diesem vierten Theile enthaltener Beytrag, dessen Erzähler durchaus nicht öffentlich genannt werden durfte, beygefüget) „anonym zu übersenden; „aber ich glaubte, daß wenigstens der Herausgeber „derselben einen Bürgen für ihre Glaubwürdigkeit „haben müsse, und ich vetraue mich gern Ihrer Dis„cretion an. In diesem Betracht füg' ich daher „hier auch noch einige nähere Umstände — jedoch „ebenfalls bloß für Sie — bey ꝛc.“

Die Glaubwürdigkeit dieser Thatsache ist aber auch schon darum nicht dem mindesten Zweifel unterworfen, weil Einige von denen, welchen — besonders in Chursachsen — mein Buch in die Hände fallen möchte, sich sogleich erinnern müssen, sie aus dem Munde der Seitenverwandten des Helden dieser ersten Erzählung genau so vernommen zu haben, wie sie sie hier wiederfinden werden.

Herr von Funk bekleidete, nach der Schlacht von Pultawa, den Posten eines Schwedischen Bothschafters bey der Pforte. Die unglücklichen Verhältnisse und der seltsame Eigensinn seines Königs machten ihm die Ausübung seiner Pflichten sehr beschwerlich, und er sah sich oft genöthigt, im Geheim nach Demotica zu gehn, um Carls mündliche Verhaltungsbefehle einzuholen. Auf einer

dieser Reisen, die er, um unerkannt zu bleiben, und weil die traurigen Umstände der Schweden ihm allen Aufwand untersagten, zu Pferde, und bloß in Begleitung eines Kammerdieners und eines Reitknechts, unternommen hatte, überfiel ihn die Nacht in dem unwirthbaren Gebirge zwischen Rodosto und Adrianopel. Er hatte sich von seinem Wege verirrt, sein Pferd war lahm geworden, und es schien ihm gleich gefährlich, auf unbekannte Wohnungen zu stoßen, oder die Nacht in dem Walde hinzubringen. Sein Kammerdiener, der der Landessprache mächtig war, erboth sich endlich, voraus zu reiten, um sich nach der Gegend zu erkundigen und, wo möglich, Anstalten zu einem Nachtlager zu machen, indeß sein Herr mit dem Reitknechte, seitwärts von der Straße, unter dem Schutze der Bäume ausruhen würde.

Sie hatten hier kaum eine halbe Stunde gewartet, als das Pferd des Kammerdieners schnaubend und in vollem Galopp zurückkam; aber zu ihrem Schrecken, ohne Reuter. Ohne an seine eigne Gefahr zu denken oder lange Ueberlegungen anzustellen, bestieg Herr von Funk dieses Pferd, nahm ein Pistol in die Hand, und befahl dem Reitknechte, ihm zu folgen, um von dem Schicksal eines treuen Dieners, der sich unmöglich weit entfernt haben

konnte, Nachricht einzuziehen. Sie fanden ihn, nachdem sie eine kurze Strecke geritten waren, quer über den Weg hingestreckt liegen. Er war todt; bei genauer Besichtigung, so viel die Dunkelheit erlaubte, ließen jedoch die Verletzungen, die sie an ihm fanden, nicht auf einen mörderischen Ueberfall schließen, und wahrscheinlich mußte er, bei seiner Eil im Finstern und auf ungebahntem Wege, gestürzt seyn, und den Hals gebrochen haben.

Ihre Lage wurde dadurch nur noch bedenklicher. Sie entschlossen sich, die Leiche auf eins von den Pferden zu heben, und auf gutes Glück sich dem Wege zu überlassen. So kamen sie endlich an eine einsame Hütte, deren Bewohner, ein abgelebter Greis nebst einem Paar Weibern, ihnen nicht verdächtig schienen. Das Versprechen einer angemessenen Belohnung machte den Alten so gefällig, daß er seinem Gaste das elende Behältniß, welches ihm zur Küche und zum Wohnzimmer diente, überließ, und sich mit seiner Familie unter das Dach des Hauses bettete; der Reitknecht blieb mit den Pferden in einem Schuppen, und die Leiche des Kammerdieners wurde in der Nähe niedergelegt.

Herr von Funk hatte Geräthschaften zum Schreiben und zu einem Nachtlichte bei sich, und da der Schrecken und die Gemüthsbewegung ihn mun-

ter gemacht hatten, setzte er sich nieder, um noch einige Gedanken, die ihm unterweges eingefallen waren, aufzuzeichnen. Bald aber fühlte er sich von einer Müdigkeit ergriffen, der er nicht länger widerstehen zu können glaubte; die Augen fielen ihm beim Schreiben zu, er legte die Feder auf das Papier nieder, und warf sich, angekleidet, auf das für ihn bereitete Lager.

Er sank sogleich in einen unruhigen Schlummer, der von ängstlichen Träumen begleitet war. Das Bild des Kammerdieners, welches der Gefährte seiner Jugendjahre und zu allen Zeiten mehr der Vertraute, als der Diener seines Gebiethers gewesen war, schwebte unaufhörlich vor seiner Phantasie, und mehr als einmal kam es ihm vor, als ob der Verstorbene neben ihm knieete, und ihn um Gottes willen bäthe, nur noch Einen Auftrag an seine in Curland zurückgelassene Frau anzuhören. Nie aber kam dieser Auftrag zur Sprache; so oft Herr von Funk ihn erfahren sollte, fuhr er mit einem Schrecken aus dem Schlummer auf; so oft er wieder einschlief, träumte er denselben Traum.

In einem dieser Momente des halben Erwachens wirft er von ungefähr die Augen auf den Tisch, und erblickt mit Entsetzen bei dem Schimmer des Nachtlichts die Feder, die er niedergelegt hatte, auf-

gerichtet und auf dem Papiere schreibend. Seine Besinnung kehrt nun schnell zurück, er reibt sich die Augen, er ist völlig wach, er richtet sich empor, und sieht deutlich dieselbe Erscheinung; die Feder steht in die Höhe und schreibt, aber keine Hand, nichts, das sie hielte, ist sichtbar. — —

Jetzt fällt ihm sein Traum ein, und nichts ist ihm gewisser, als daß die Seele des Abgeschiedenen, von irgend einer Erinnerung gequält, sich dieses Mittels bedienen wolle, ihm ihre Gedanken mitzutheilen. Mit kaltem Schauder legt er sich wieder zurück, und versucht die Augen zu schließen; aber umsonst, eine höhere Macht zwingt ihn, sie unaufhörlich auf den Gegenstand seines Schreckens zu richten. — —

Von einem unwillkührlichen Grausen hingerissen, springt er jetzt plötzlich auf, ergreift die Feder, wirft sie, ohne den geringsten Widerstand zu finden, auf das Papier, und stürzt sich auf sein Lager, wo er, in seinen Mantel gehüllt, nun die Augen nicht wieder aufschlägt. Was die Feder geschrieben haben konnte, hat er sich nicht die Zeit genommen, zu untersuchen.

Nach einem langen peinlichen Zustande fällt er in einen tiefen Schlaf, von dem er nicht eher, als durch das Pochen seines Reitknechts an der inwendig

verrammelten Thür erweckt wird. Es ist Morgen, er sieht um sich her, und die Feder, die wieder in die Höhe steht und zu schreiben scheint, erinnert ihn schnell an das nächtliche Gesicht. Aber wie sehr verändern nicht äußere Verhältnisse jeden Gegenstand! Dieselbe Erscheinung, die in der Nacht und in jenem fieberhaften Zustande zwischen Wachen und Schlummer, ihn so fürchterlich aufgeschreckt hatte, erregt nun, da es Tag ist, und er von einem ruhigen Schlaf sich erquickt fühlt, nur noch seine Neugier. Er tritt behutsam an den Tisch, und sieht — daß eine große Spinne, die an der Decke des niedrigen Zimmers hauset, für gut befunden hat, ihr Gespinnst an der obern Spitze der Feder zu befestigen. Natürlich hatte diese an dem straff gezogenen Faden sich aufrichten müssen, doch nur so weit, daß sie mit dem unteren Ende auf dem Papiere ruhen blieb, weil die Spinne wahrscheinlich nicht stark genug gewesen war, sie ganz in die Höhe zu ziehen. Der Zug der Luft, oder die Einbildungskraft des Sehers konnten dann leicht die Bewegung des Schreibens hinzufügen.

Dritte

Dritte Erzählung.

Der mittelst des Stranges hingerichtete und wieder erstandene Mousquetier Idée.*)

(I. 2. C.)

Die Erfahrung scheint den einst mehr noch als jetzt herrschenden Glauben zu rechtfertigen, daß der Gewaltsamgetödtete weit eher als Schreckbild zu den Lebendigen zurückkehre, als diejenigen, welche in Frieden zu ihren Vätern heimgingen. Auch die Erfahrung des Erzählers des Nachfolgenden bestätigte einst diese Meinung auf eine so überzeugende und grausenerregende Art, daß er, aus Liebe zur Mitwelt und Nachkommenschaft, zu ihrer Bekanntmachung sich verpflichtet hält. Sie ist ganz geeignet, die absprechenden Gespensterläugner, welche jede Wiedererscheinung verstorbener oder gar gewaltsam hingerichteter Menschen geradezu für eine Un-

*) Eingesandt durch den Buchhändler Herrn J. H. Drechsler, gegenwärtig zu Quedlinburg; erzählt, und verbürgt durch den Helden der Geschichte selbst, den jetzigen französischen Sprachlehrer zu Halberstadt, Herrn Fr. Wilh. Preßler.

möglichkeit und für eine unerhörte Sache erklären, fein vorsichtig zu machen Es kann ihnen, wie mir gehen. Ein böser Feind kann, ihres Unglaubens wegen, im Hinterhalte auf sie lauern, und ihre Starkgeisterey — wär's auch nur auf kurze Zeit — in das Bloße stellen und zu Schanden machen. Hier ist die Geschichte meines bestandenen lehrreichen Abentheuers:

Nach Beendigung des siebenjährigen Schlesischen Krieges befanden sich ungewöhnlich viele Ausländer in der königlich preußischen Armee. Vielen behagte zwar das wüste Soldatenleben im Kriege; allein es war nicht ihre Sache, auch in friedlichen Garnisonen den Nacken unter das Joch einer strengen Kriegszucht zu beugen. Mehrere suchten daher eid- und pflichtwidrig zu entwischen; besonders zeichneten die Franzosen sich dadurch merklich aus. Um diesem Unwesen Einhalt zu thun, sahe man sich genöthigt, sehr strenge Maaßregeln zu ergreifen.

So wurde in einer gewissen Garnison einem Französischen Jünglinge, Namens Idee, den die Sehnsucht nach seinem Vaterlande zur dreymahligen Entweichung verleitet hatte, der Strang zuerkannt. Der Galgen ward zu dem Ende nahe bey einem Stadtthore und dem dortigen militairischen Wachthause aufgerichtet. Der Leichnam des Idee, an

welchem das Urtheil am 31sten August 1764 vollzogen worden war, ward hierauf außerhalb der Stadt, nahe bey einem Bleichplatze, begraben. Es war wohl zu erwarten, daß der arme Sünder nun den Weibern, die hier die ausgespannte Leinwand bewachten, nächtliche Besuche machen würde. Wirklich erschien er auch fast in jeder Nacht, und verjagte die Geängsteten von der Bleichstätte. Denen, welche vermuthen möchten, daß unter dieser Gespenstermaske wohl nur ein schlauer Dieb verborgen gewesen seyn dürfte, dienet zur Nachricht, daß die Bewachenden vor den Beunruhigungen der Diebe nie sicherer gewesen waren, als jetzt, und daß sie ihre Leinwand immer wieder vollzählig vorfanden, sobald das Morgenroth den nächtlichen Wanderer verscheucht hatte. Der halbe Beweis, daß die Erscheinung doch vielleicht überirrdischen Ursprungs gewesen seyn könne, lag also zu Tage.

Indessen verbreitete sich die Erzählung von dieser neuen Mähr in der ganzen Stadt; und sie gehörte überall und in allen Gesellschaften zur Ordnung des Tages. Was aber den nicht überall getraueten wunderbaren Aussagen der Bleicherinnen die höchste Glaubwürdigkeit gab, das waren die Versicherungen der Schildwachen, welche den Missethäter bald hier bald dort gesehen haben wollten.

Der Unglückliche hatte ein weißes Kleid, mit schwarzem Bande besetzt, von einigen mitleidigen Schönen zum Geschenk erhalten; und hierin war er hingerichtet und begraben worden. In diesem Anzuge erschien er nun auch nach seinem Tode wieder. Die Geschichte dieses überall Schrecken verbreitenden Geistes wuchs täglich wie ein gewälzter Schneeball. Endlich erschien der arme Sünder auffallender als je. Ungefähr vier Monate nach seiner Hinrichtung wandelte er im Gewande der Schwermuth und Angesichts der Thorwache, mit einer Laterne in der Hand, zu dem für ihn errichteten Galgen innerhalb der Stadt, und betrachtete denselben von allen Seiten, bis er endlich wieder verschwand. Dies hatten nicht die Schildwachen allein, sondern auch mehrere andere von der Wache gesehen.

Der Glaube an das Gespenst gewann nun Kraft und Stärke; denn es war nicht bloß alten Weibern, es war auch Kriegsmännern erschienen, deren Herzhaftigkeit schon in so manchem Kriegsgetümmel außer Zweifel gesetzt worden war, und denen man daher mit Recht mehr Unerschrockenheit und Gegenwart des Geistes beilegt, als jedem andern Stande. — Und dann auch sogar denen, die eine bessere Erziehung und ein von Vorurtheilen entfesselter Geist vor weibischer Furchtsamkeit bewahrt

hatte, lief nun ein unwillkührlicher Schauder über den Leib, wenn ihnen bey einem nächtlichen Gange von ungefähr der wiedererstandene Missethäter in den Wurf kam.

Auch der Erzähler dieser Geschichte glaubt sich dahin rechnen zu können. Damals achtzehn Jahr alt, stand er als gemeiner Soldat in jener Garnison, glaubte aber, als ein denkender Christ, kein Wort von dem ganzen Gespenstergeschwätz, weil er selbst weder diesen, noch je einen Geist gesehen hatte. Zwar ein Deutscher von Geburt, hatte er doch durch seine Lage schon früh einige Fertigkeit in der französischen Sprache erlangt, so, daß man sich seiner wie eines Dolmetschers bediente, als der kein Wort deutsch verstehende Idée gefangen saß. Schon vorher hatte er mit diesem Unglücklichen viele Wachen gethan; mithin kannte er ihn von innen und außen. Er glaubte nicht, den hingerichteten Kriegsgefährten je wieder zu sehen; allein sein Unglaube wurde endlich nachdrücklich bestraft. Doch wir wollen nun in der ersten Person ihn selbst reden lassen:

Ich war am 6ten Januar 1765 auf der Wache an dem Thore, bey welchem, ungefähr 50 Schritte entfernt, der Galgen stand, an welchem Idée erhängt worden war. Der wachhabende Officier hatte bis nach zehn Uhr Besuch. Als dieser weg war,

wollte ich mich in der Soldatenstube auf die sogenannte Pritsche schlafen legen, aber der Officier wünschte, daß ich ihm in der gegenüber gelegenen Officierstube Gesellschaft leisten möchte. Ich war außerordentlich schläfrig, und gestand daher, daß ich diesmal zu dieser Bestimmung wenig aufgelegt sey. Allein der Officier drang in mich, so, daß ich es ihm nicht abschlagen mochte, auf eine Pfeife Knaster und gutes Bier sein nächtlicher Gast und Gesellschafter zu seyn. Ich erlangte bey einer Pfeife so guten Tabaks bald meine gewöhnliche Munterkeit wieder.

Weiß er wohl, lieber Preßler! fragte der Officier, warum ich ihn eigentlich gebeten habe, mir Gesellschaft zu leisten?

Ich. Nun ich denke, daß von den Vier und zwanzigen, die hier die Wache haben, ich Ihnen die liebste Gesellschaft bin.

Er. Wohl wahr; allein ich habe noch eine besondere Ursach. — —

Ich. Und diese wäre? —

Er. Ich graue mich.

Ich. (mit schallendem Gelächter) Ist's möglich! — Sie vergessen wohl, daß drei Schildwachen vor dem Hause stehen? —

Er. Und wenn ihrer dreizehn daständen; in der

verwichenen Christnacht hat Idée in seinem Sterbekittel sie alle fortgejagt, als er in dem belachenswerthen Aufzuge mit seiner Laterne den Galgen beleuchtete. Ich glaube nicht an Geistererscheinungen dieser Art, und dennoch muß ich jetzt für die Sünden meiner abergläubigen Kindermuhme büßen. Der Henker hohle diese verwünschten Schwätzerinnen!

Ich. Ja, ja, Herr Lieutenant! ein Gespenst, das eine Laterne aus der Oberwelt mitbringt, ist auch in der That eines von den lächerlichsten, die sich denken lassen. —

Wir lachten beide, schmauchten unsere Pfeife, und klügelten noch eine Weile so fort. Es schlug eilf Uhr. Die Ablösenden stürzten aus der Wachtstube, ein jeder ging nach seinem Posten, deren einige weit entfernt waren. Nach einer kleinen Viertelstunde kamen die Abgelöseten zurück. Wir hörten den gewöhnlichen Ruf der Schildwachen, um ein Viertel auf zwölf, und dann wieder um halb zwölf Uhr. Unmittelbar darauf ging es trapp! trapp! in eilfertigen Schritten zum Hause herein, und in die der unsrigen gegenüber gelegene Wachtstube

Was ist das? fragte der Lieutnant bestürzt. —

Ich glaube, die Schildwachen laufen wieder von ihren Posten weg, erwiederte ich auch etwas betroffen. Kaum hatte ich ausgeredet, so klopfte es be-

denklich an unsere Stubenthür. Wir sahen einander an; der Officier entfärbte sich, und — ich glaube dieser mochte die nämliche Bemerkung an mir machen. Das Licht auf dem Tische brannte nur dunkel, aber das machte folgende Scene noch schauriger.

Es klopfte zum zweytenmale; ich faßte ein Herz und rief: herein. Aber, hilf Himmel! es trat der leibhafte arme Sünder in seinem Trauerkleide mit gravitätischem Schritt in die Stube.

Uns überfiel eine unbeschreibliche Angst. Wir sprangen beide von unsern Sitzen auf; ich floh zu dem Lieutenant, der Lieutenant zu mir Wir carambolirten zwischen Tisch und Canapee, und sanken beyde auf das letzte hin.

Da lagen wir nun, wie gelähmt vom Schrecken. Kaum wagten wir es, das Auge zu erheben, aus Besorgniß, mit unserm Blicke dem des Gespenstes zu begegnen, welches schweigend noch immer uns anstierte.

„Herr Lieutenant, kennen Sie mich?" sprach es endlich mit dumpfen, aus der Tiefe der Brust sich windendem Tone; aber in guter hochdeutscher Sprache. Diese Worte zündeten meiner so wiedererweckten Vernunft ein Licht an. Das kann nicht der gehängte Idee seyn — dacht' ich bey mir selbst, — denn der sprach ja kein Wörtchen deutsch, und

in der Ewigkeit kann er es so geschwind unmöglich gelernt haben. — Die so erregte Vermuthung, daß wir vielleicht von einem Verwegenen gefoppt würden, beleidigte mein Selbstgefühl. Ich faßte, obgleich bis jetzt noch ohne Kraftgefühl, den Entschluß, die Sache zu untersuchen. Ich sammelte allen meinen Muth, putzte zitternd das Licht, nahm es in die linke Hand, und ging nun auf den Missethäter los. Ein eiskalter Schauder überlief mich, als ich näher kam. Es fehlte wenig und ich wäre wieder umgekehrt. Aber nein, mein Schutzgeist gab mir mit dem Muthe auch Kraft. Ich stürzte auf das Gespenst los, faßte es bey der Brust, und fühlte — Fleisch und Bein.

Plötzlich war ich jetzt von meiner Kraftlosigkeit geheilt. Ich stieß den vermeinten, oder, wenn man will, den nunmehrigen wirklichen armen Sünder unsanft gegen die etwas aufstehende Thür, so daß sie sich zuschloß. „Schurke! wer bist du? fragte ich in einem nichts weniger als sanften Tone. — Es erfolgte aber keine Antwort. Mein so ganz unerwartetes Benehmen schien das Gespenst nun in eben dem Grade zu schrecken, als es vorher Schreck eingeflößt hatte. Indessen hätte mein so rasch wiedergekehrter Muth mich doch beinahe eben so rasch wieder verlassen, als ich das unsanfte Rütteln der uner-

kannten Masse wiederholte, und dennoch keine Antwort erhielt.

Endlich kroch es zu Kreuze, und schrie furchtsam: „Herr mißhandle er mich nicht!“ Ein derber Backenstreich begleitete die nochmalige Frage: „Schurke, wer bist du?“ —

„Ich bin — der Secretair — Z. — “ *), stotterte das Gespenst verwirrt. Diese Paar Worte machten den bisher sprachlosen Officier wieder redselig. Die Aeußerungen des heftigsten Unwillens, Flüche und Verwünschungen, so arg, wie je der roheste Krieger sie ausstieß, strömten über den muthwilligen Secretair hin. „Stech' er den Hund todt; stech' er ihn todt!“ befahl er mir einmal über das andere.

Glücklicher Weise erinnerte ich mich auch in der Hitze, worin ich selbst war, daß es Fälle giebt, wo man auch dem Vorgesetzten nicht gehorchen soll; denn ich erkannte noch eben zur rechten Zeit in dem Hunde den Menschen. Anstatt Gespensterblut zu vergießen, examinirte ich den nächtlichen Abentheurer auf das Schärfste, über das Narrenkleid, daß sich uns so furchtbar gemacht hatte.

*) Ich schreibe den Namen nicht aus, denn wenn gleich er selbst bereits verstorben ist, so leben doch noch viele von seiner achtungswürdigen Familie. Genug mein völlig ausgeschriebener Name bürgt für die Wahrheit der Sache.
Preßler.

„Ich habe dem Herrn Lieutnant nur meine Maske zeigen wollen," hieß es nun.

Der Gaukler war in eine Art Schäfertracht gekleidet, welche dem Sterbekleide des armen Sünders völlig gleich sah, nur daß sie, wie sich bey näherer Beleuchtung fand, nicht mit schwarzem, sondern mit dunkelgrünem Bande besetzt war. Wie bekannt, verwandelt sich diese Farbe bey dem Lichte der Nacht in schwarz, und die Einbildungskraft färbt sie dann — besonders in gewissen Fällen — kohlenschwarz. Da aber das Gespenst weder Stab noch Hirtentasche bey sich führte, und diese Dinge zu einer Schäfermaske doch unumgänglich nothwendig sind: so nahm der Officier hiervon Gelegenheit her, dem Herrn Secretair noch ferner tüchtig den Text zu lesen; und ich stieß ihn dann zur Thür hinaus.

Unser Blut war noch nicht ganz wieder abgekühlt, und die ausgegangenen Pfeifen waren noch nicht wieder angezündet, als hinter meinem Rücken etwas furchtsam an das Fenster pochte. „Da hat der T.. den Kerl schon wieder am Fenster," rief der Lieutenant. Ich sah hinaus, und das Gespenst, von welchem man hätte glauben sollen, es müsse sehr froh gewesen seyn, daß es mit heiler Haut davon gekommen war, stand wieder da. Wir kannten nun

das Phatom von innen und außen, waren von seiner körperlichen Existenz so handgreiflich überzeugt, und dennoch fuhren wir erschrocken zusammen, als sich der vermeinte Idee wieder am Fenster sehen ließ.

„Nun ist die Comödie noch nicht aus," rief ich, „was wollen Sie?" — „Ich wollte nur den Herren Lieutenant bitten, mir das Thor öffnen zu lassen, damit ich nach Hause gehen kann." (Er wohnte in der Vorstadt.)

„Das mögen Sie der Schildwache sagen."

„Es ist keine da." — —

Ich schlug verlegen das Fenster zu; — der Lieutenant sprang auf und rief hitzig: Was T.. keine Schildwache da! ꝛc. ꝛc. Jetzt konnte die Sache bey der Strenge der Preußischen Militairgesetze die ernsthaftesten Folgen haben. Eine bescheidene Erinnerung an das Vergangene wirkte indessen ganz nach meinen Wünschen auf den gestrengen Herrn Lieutenant. Er that mir den Gefallen, sich mit mir einen Augenblick an die Stelle der Schildwache hinzudenken; und dann erst eilten wir, zur Herstellung der Ordnung, in die große Wachtstube.

„Wo sind die Schildwachen?" fragte der Lieutenant streng.

„Sie sind hereingekommen, hieß es, weil der arme Sünder sich alle Augenblicke sehen ließ.

Er gab den Furchtsamen nun einen nachdrücklichen Verweis, und jagte sie mit einigen Schmissen auf ihren Posten zurück. Froh, daß sie, die die Strafe des Gassenlaufens verwirkt hatten, so gut davon gekommen waren, eilten sie hin, wohin sie gehörten; aber kaum wurden sie das an der Barriere stehende Gespenst gewahr, als sie, wie vom Donner gerührt, zurückprallten. Der Lieutenant gab nun einem Unterofficier den Befehl, das Thor zu öffnen. „Gleich, gleich," war die Antwort, und schon klapperte er mit den Schlüsseln, „ohne sie geschwind finden zu können." — —

Endlich eilte er langsam dem Thore zu; aber kaum hatte er dort den sogenannten Schäfer erblickt, so floh er nach dem Wachthause zurück, als ob ein siegender Feind ihm auf den Nacken säße. Dieser Unterofficier war, wohlgemerkt! keinesweges ein Mensch von gemeinem Schlage, sondern ein Mann von Erziehung, der sich durch manche schätzbare Kenntnisse vor vielen seines Gleichen vortheilhaft auszeichnete. Auch er bewies indessen, wie viel die früheren Jugend-Eindrücke, und die Täuschungen der Phantasie gegen und über die Vernunft vermögen.

„Wollen Sie den Menschen hinauslassen?" fragte im ernsten Tone der Officier.

Ich nicht, Herr Lieutenant, erwiederte er entschlossen, und überreichte diesem die Schlüssel. Der Officier nahm sie, und öffnete schweigend das Thor. Das Gespenst sprang nun mit Einem Satze hinaus, sehr froh, daß es nicht noch etwas auf den Weg bekam.

Nach allen Umständen zu urtheilen, hatte Z.. diese Spukerey mit Vorsatz angestellt. Seine Handlungsweise widersprach einem solchen Streiche im geringsten nicht. Er besaß damals ein Vermögen von funfzigtausend Thalern, und häufte Einen so genannten Geniestreich auf den andern, so, daß jenes in wenig Jahren bis über die Hälfte zusammengeschmolzen war. Die dunkelgrüne Besetzung der Schäfer- oder richtiger, der Delinquenten-Maske, hatte er unstreitig nur zum Nothbehelf bestimmt, im Fall er ertappt und verantwortlich gemacht würde. Bei einer schwarzen Besetzung des Habits würde ihm nicht die geringste Ausflucht geblieben seyn. Ich war indessen sehr froh, daß unser Abentheuer dem Geschwätze des Orts endlich ein Ende gemacht, und meiner Vernunft aus dem Gebiete der Erfahrung neue Waffen zur Bekämpfung des Aberglaubens zugeführt hatte. Denn schon mancher von denen, die das noch unentlarvte Gespenst sahen, hielt sich jetzt durch eine vermeint-

lich unläugbare Erfahrung überzeugt, daß es wenigstens mit einigen Erscheinungen doch wohl seine Richtigkeit haben dürfte. Und so ungläubig ich selbst auch vor dem Eintritte des Hingerichteten in das Officierzimmer war: wer weiß, was selbst aus meiner Gespenster-Philosophie geworden wäre, wenn das Gespenst folgerechter gehandelt, und französisch geplaudert hätte, anstatt albern durch eine hochdeutsche Frage meinem angstvollen Traume ein Ende zu machen, und mir die wohlthätige Besonnenheit wieder zu geben.

Vierte Erzählung.

Eine verbürgte Ahnungsgeschichte. *)

(I. 4. B.)

Im März des Jahres 1799 hatte ich das einzige Kind eines Hildburghausenschen Professionisten in der Cur, und alle Ursache zu fürchten, daß es nicht mit dem Leben davon kommen werde. Die guten Eltern durchwachten mehrere Nächte hintereinander

*) Wegen der innigen Verbindung der Ahnungen mit dem Gespensterwahne hier bekannt gemacht, verbürgt durch einen völlig glaubwürdigen Arzt im Hildburghausenschen.

bei dem geliebten Kinde, und hatten überhaupt während der Krankheit desselben wenig Ruhe. Um aber doch in den Zwischenzeiten, wenn der Kranke schlummerte, ein wenig zu ruhen, hatte die Mutter neben dem Krankenbette Stühle zusammengestellt, und sich je zuweilen darauf gelegt. Gerade in dem Zeitpunkte, der für das Kind der gefährlichste war, hatte die Mutter voll zärtlicher Besorgniß sich zu Mitternacht auf ihre Stühle hingeworfen, jedoch diesmal mehr um zu wachen, als um zu schlafen. Jetzt kam es ihr deutlich vor, als zöge jemand die Stühle unter ihrem Leibe weg; und doch war, außer ihr und dem Kranken, kein Mensch in dem Zimmer. Ja sie hörte sogar ganz bestimmt ein Geräusch, dem gleich, welches Stühle verursachen, die man schurrend auf dem Boden fortbewegt.

Um nicht zu fallen, sprang sie daher rasch auf; aber — welch eine üble Vorbedeutung! — die Stühle standen noch so unverrückt, wie sie selbst sie zusammengestellt hatte.

„Gewiß ist dies eine vorbedeutende, den nahen Tod des Kindes anzeigende Ahnung," war der erste Gedanke, der ihr durch den Kopf fuhr, und mit ihm überfiel sie eine Bangigkeit und eine Furcht, die es ihr unmöglich machte, länger noch allein bey dem Kinde zu bleiben. Sie weckte daher ihren neben

der

der Stube schlafenden Mann, und bat ihn, bei ihr zu bleiben. Nachdem er von ihr vernommen, daß es geahnet hatte, durchwachten beide ein Paar Nächte hindurch gemeinschaftlich. Unterdessen verschlimmerte sich die Krankheit des Kindes zusehends, und die Eltern gaben um so mehr alle Hoffnung zur Wiedergenesung auf, da es, wie die Mutter sich ausdrückte, nun ja außer allem Zweifel sey, daß nicht alle Ahnungen verwerflich wären, indem die ihrige jetzt unläugbar anfange, in Erfüllung zu gehen; denn sie sähe vor Augen, daß es mit ihrem Kinde nicht besser, sondern schlimmer werde. Leider sey nichts gewisser, als daß das, was sie in jener Nacht gehört und gefühlt habe, schon zum voraus den Tod ihres Kindes beurkunde. Ohnehin ahne es sich in ihrem Hause bei jedem bevorstehenden wichtigen Ereignisse, und sie habe schon mehrere Beispiele der Art erlebt."

Vergebens suchte ich, wegen der vermeinten Ahnung, sie eines Besseren zu belehren, vergebens, sie zu beruhigen. Sie versicherte heilig, „sie sey so wach und munter gewesen, als am Tage, und hätte alles zu genau gehört und gefühlt, als daß sie sich sollte getäuscht haben. Auch könne außerhalb der Stube nichts gefallen seyn, oder das Geräusch auf andere Art verursacht haben: denn sie habe deutlich

bemerkt, daß ihre Stühle, und nichts anders, im ganzen Hause von der unsichtbaren Kraft bewegt worden wären.

Indessen fing das Kind an, zu genesen, und erlangte in wenigen Wochen völlig seine vorige Gesundheit wieder. Aber die Ahnung! — „Je nun — hieß es hinterher, wie es in ähnlichen Fällen schon tausendmal geheißen hat — wer weiß, was es gewesen ist!“ —

Da noch unglaublich viel Personen, selbst aus solchen Ständen, welchen man einen gewissen Grad von Geistesanbau ohne Ungerechtigkeit nicht absprechen kann, Sinn und Empfänglichkeit für den Glauben an Ahnungen, wo offenbar an keine Ahnung zu denken ist, haben; und da es für den Menschenfreund nichts weniger als gleichgültig ist, ob ihnen die daraus herfließenden höchst unnöthigen Bangigkeiten, die je zuweilen selbst ihrer Gesundheit und ihrem Leben nachtheilig werden können, nach und nach erspart werden, oder nicht: so verdienen Beyspiele dieser Art, so unwichtig an und für sich sie auch Manchem scheinen möchten, hier ihre Stelle — und der Hildburgshausensche Arzt Dank für die Bekanntmachung der gegenwärtigen.

Fünfte Erzählung.

Das Gespenst in Gestalt einer ungeheuern Schlange bey Frankfurth. *)

(I. 1. C. D.)

Zu Anfang des Jahres 1793 stand die Preußische mit Hessischen, Sächsischen und andern reichsfürstlichen Truppen vermischte kleine Armee, unter dem Herzoge von Braunschweig in den Gegenden von Frankfurth am Mayn, woselbst sie überwintert hatte. Das Hauptquartier war in der Stadt. Die Anwesenheit des Königs selbst, seiner Garden, und des übrigen Kriegesgefolges, machten Frankfurth äußerst lebhaft, und zogen einen Schwarm von Fremden herbey, so, daß fast gar kein Unterkommen mehr zu finden und alle Gasthöfe bis über die Dachfenster vollgepfropst waren.

Das zweite Bataillon des damaligen Husarenregiments G...., bey welchem ich, als Auditeur, zugleich das Verpflegungsgeschäft eines Regiments-

*) Eingesandt von dem Cämmerer der Stadt C . b . g, Herrn G . s . e.

Quartiermeisters mit versahe, cantonirte um diese Zeit im Dorfe Kelsterbach, drey Stunden von Frankfurth. Meine Dienstverrichtungen machten es nöthig, daß ich oft, zuweilen sogar wöchentlich einigemal, in Frankfurth seyn mußte. So unangenehm mir jedesmal der Aufenthalt in dieser Stadt selbst war, weil ich fast nie unter Dach kommen konnte, sondern nach dem Absteigen vom Pferde stehendes Fußes meine Geschäfte besorgen, und dann, nach Verlauf einiger Stunden, wieder aufsitzen und meines Weges ziehen mußte: eben so angenehm war mir jederzeit der Ritt durch die schöne, beynahe drey Stunden lange Waldung auf einer breiten wohlgeebneten Straße. Ich fand diesen Weg ungleich angenehmer, als den durch die Niederung längs dem Mayn über Schwanheim und Niederradt, obgleich man hier auf einige Dörfer und Landhäuser stößt, und überhaupt mehr Abwechselung hat.

Es war ungefähr um die Mitte des Monats März, nicht lange vor dem Aufbruch der Armee, als ich eines Tages wieder nach Frankfurth reiten mußte, um bey dem Feld-Krieges-Commissariate einige Berechnungen abzuschließen, und einen neuen Fouragetransport aus den königlichen Magazinen zu besorgen. Meinen Reitknecht ließ ich, wie denn

dies nicht selten geschah, zurück, und ritt bloß in Begleitung der commandirten Mannschaft des Morgens früh aus Kelsterbach. Ich hatte diesmal das Glück, alle Pferde in einem Wirthshause der Vorstadt Sachsenhausen unterzubringen. Die Verrichtungen in der Stadt verzögerten sich bis gegen Abend, und da ich unverhofft einen Bekannten antraf, so entschloß ich mich, ohne vieles Zureden, die Commandirten mit dem Fouragetransport abgehen zu lassen, und zurück zu bleiben, um mit meinem alten Freunde, im Weidenhof auf der Zeil, ein Paar Stunden während des Abendessens zu verplaudern.

Nach acht Uhr schieden wir aus einander; ich ging nach dem Wirthshause in Sachsenhausen, wo mein Pferd stand, und begab mich ohne alle Begleitung auf den Weg. Gleich außerhalb dieser Vorstadt beginnt der Hochweg, der längs den Weingärten, gerade in die hochstämmige Waldung führt. Ich erhielt das Pferd in einem immerwährenden Schritt, und passirte bald den schönen und äußerst angenehm gelegenen Darmstädtischen Jägerhof. Ungefähr einige hundert Schritt weiterhin schlängelt sich ein kleiner Holzweg von der großen Straße abwärts in das Gebüsch, und führt gerade nach Kelsterbach. Ich war diesen Weg

schon einigemal geritten, und da man ihn etwas kürzer hält, als die große Straße, so schlug ich ihn auch jetzt ein. Hier stieg ich vom Pferde, um, wie ich oft zu thun pflegte, eine Strecke zu Fuße zu gehen. Ich nahm den Trensenzügel ab, streifte ihn über den linken Arm, ging fort und mein Schimmel folgte mir, so, wie er gewohnt war, am schlaffen Zügel munter nach.

Es war eine kalte sternklare Nacht, der Mond stand voll am Himmel, und warf sein Licht durch die noch unbelaubten, sanft wogenden Zweige der jungen Eichen, die ihren Schatten quer über den Weg streckten, den ich wandelte. Mit in einander geschlungenen Armen, den Zügel hoch am Ellenbogen, ging ich in Gedanken fort, und sahe kurz vor mir nieder auf den Pfad, als das Pferd den Zügel einigemal schnell anzog und schnarchte. Ich schlug die Augen auf, und erblickte gerade vor mir in einiger Entfernung — eine ungeheuere, baumdicke schwarze Schlange, die mit langen wellenförmigen Bewegungen und blitzenden Augen sich mir entgegen wand.

Ich entsetzte mich und stand — inzwischen suchte ich seitwärts der Erscheinung etwas näher zu kommen, allein mein Schimmel wollte durchaus nicht folgen, sondern fing an unruhig zu werden. Mit hinge-

wandtem Blicke nach der Schlange trat ich auf einen erhöheten Rand neben dem Wege, als plötzlich das Pferd mich zurück riß, den am Arme hangenden Zügel sprengte, und mit einem kühnen Bogensprunge pfeilschnell in den Busch fuhr. Bei der Gewalt, womit das Pferd mich herum schleuderte, hatte ich Mühe, mich auf den Beinen zu erhalten.

Jetzt stand ich wieder mitten im Wege, aber, wie es schien, nur, um ein neues Ungeheuer zu erblicken. — Eine weiße gräßliche Gestalt hatte sich ungefähr zwanzig Schritte hinter mir zwischen den Bäumen erhoben, und verlängerte sich mit einem schaudererregenden Kettengeklirre sichtbarlich bis in die herabhängenden Baumäste. Ich gestehe, daß ich in dem Augenblicke vor Schrecken erstarrte — ich stand wie angefesselt — die Gestalt wurde bald klein, bald groß, bald krümmte sie sich zusammen, bald rollte sie sich gleichsam wieder auf, unter beständigem Rasseln der Ketten, so, daß der Wald es wiederhallete.

Endlich faßte ich mich wieder — aber mein Pferd ging fort — und ließ mich zurück in der bedenklichen Lage zwischen den beiden Unholden. — Ich war auf den Nothfall zwar bewaffnet, allein ich gestand die Ueberlegenheit für jetzt meinen Feinden willig zu, und fühlte nicht den geringsten Beruf, gleichsam blindlings ein Abentheuer zu bestehen, dessen glück-

licher Ausgang für mich höchst zweifelhaft zu seyn schien, und wobey ich auf jeden Fall nicht den geringsten Nutzen erwarten konnte. Meine vornehmste Sorge mußte allerdings seyn, ohne den mindesten Verzug mich zuerst meines Pferdes wieder zu bemächtigen. Alle weitere Aufmerksamkeit für die Erscheinungen war Thorheit.

Ich sprang also in den Busch, und eilte meinem Schimmel nach. Dieser war im stärksten Zuge und drang mit weiten Sprüngen immer tiefer in die Waldung. Ich verdoppelte meine Schritte, eilte ihm nach durch das Gebüsch — alles vergebens — bald kam er mir aus dem Gesichte; ich stand mitten im Dickicht — mußte alles weitere Nachsetzen aufgeben und wußte nicht wohin. — Die Schreckgestalten waren mir jetzt gleichgültig geworden, denn der Verlust meines Pferdes ging mir zu Herzen. Daß es nun unnütz war, in dem Gebüsche weiter herum zu irren, sahe ich ein. Nach Kelsterbach zu gehen und von dorther Hülfe zu suchen, war zu weitläuftig, weil ich bis dahin noch anderthalb Stunden Weges zurück zu legen hatte. Ich entschloß mich also, nach dem ungleich näher liegenden Jägerhofe zurückzukehren, um von dort aus Leute nach meinem Pferde auszuschicken. Zu dem Ende mußte ich meinen dahin führenden Holzweg wieder aufsuchen. Es

war wohl ganz natürlich, daß ich doch Bedenken trug, gerade nach der spukreichen Gegend zurück zu kehren, wo ich hergekommen war. Um jenen Unholden nicht wieder in den Wurf zu kommen, vermied ich sie vielmehr wohlbedächtig und arbeitete mich lieber seitwärts noch eine Zeitlang durch den Busch hindurch.

Endlich kam ich wieder auf den Weg, den ich nun zurückeilte, um, so bald als möglich, den Jägerhof zu erreichen. Ich mochte wohl eine Viertelstunde gegangen seyn, als die Aussicht offener ward, und ich den vom Mondlichte ganz erhelleten freyen Platz vor dem Jägerhofe wieder erblickte. So wie ich die Pforte in's Gesicht bekam — was erblickte ich? — Die weiße Schreckgestalt stand wieder vor mir. — Ist es doch, dachte ich, als wenn alles mögliche Unglück und Satansspiel wider dich in Bewegung wäre" — und blieb, äußerst verlegen, einige Augenblicke stehen, ohne zu wissen, was nun zu thun sey. Die Gestalt schien zwar nicht so lang zu seyn, auch trieb sie nicht die Verwandelungen, wie zuvor, aber sie hatte dagegen an Umfang zugenommen. Uebrigens stand sie ohne Bewegung. Ich horchte nach dem Rasseln ihrer Ketten; allein alles war still.

Durch die Pforte, vor welcher der Geist stand, mußte ich schlechterdings eingehen, um in den Hof

zu kommen, und da ich ihn dießmal ohne seinen schwarzen Cameraden und ohne weiteres Gefolge sahe, folglich unsere Kräfte ziemlich gleich seyn durften: so blieb mir nichts übrig, als ihm auf den Hals zu gehen. Ich schob mit der linken Hand das Degengefäß etwas vor, um es nöthigenfalls sogleich zur Hand zu haben, und ging darauf zu. Jetzt schüttelte sich die Gestalt mit lautem Gepolter, und in dem Augenblick erkannte ich — meinen Schimmel, der bey hochgespitzten Ohren mich erwartete, und mir zutraulich entgegenknurrte. Er hatte seinen Streifzug durch das Dickicht zwar mit heiler Haut vollführt, allein Sattelzeug und Zäumung waren in größter Unordnung, und zum Theil sehr beschädiget. Unter andern war einer von den Steigbügeln, die ich dießmal aufzuziehen unterlassen hatte, verbogen und völlig unbrauchbar.

Die Ursache, warum das Pferd hieher seine Zuflucht genommen hatte, mochte vielleicht in der Erinnerung liegen, vor einiger Zeit in diese Pforte eingegangen und im Hofe mit etwas Heu bewirthet worden zu seyn.

Nachdem ich, so viel es sich thun ließ, alles in Ordnung hergestellt hatte, saß ich wieder auf, nur froh, wenigstens der Hauptsorge überhoben zu seyn.

Ich hätte jetzt, um der abermaligen Schreckens-

scene auszuweichen, nur die große Straße halten dürfen; allein eine unwiderstehliche Neubegierde, den natürlichen Grund der Sache zu erforschen, zwang mich, den kleinen Holzweg abermals einzuschlagen. Denn daß den Unholden an mir nichts gelegen seyn mußte, und sie es nicht eigentlich auf mich angelegt haben konnten, ging deutlich daraus hervor, daß sie mich aus ihrer Mitte entschlüpfen ließen, ohne die geringste Miene zu machen, mich einzuholen, welches doch Ungeheuern dieser Art ein Leichtes hätte seyn müssen. Auch hatte ich jetzt vieles gewonnen, da ich mich nun gegen alles Unerwartete in gehörige Verfassung setzen konnte; ich bog also getrost wieder in den Holzweg.

Die Gipfel der Bäume waren jetzt etwas mehr in Bewegung; der Wind blies mir gerade entgegen; mein Pferd trat rasch auf, daß der feste Boden tönte, und ich balancirte ohne Steigbügel (denn der eine ohne den andern war mir unnütz) mit möglichster Entschlossenheit dem Abenteuer entgegen. So oft nach jeder erreichten Krümmung des Weges sich wieder eine Strecke lang übersehen ließ, durchspähete ich mit geschärftem Blicke die unsichere Gegend. Ich entdeckte noch immer nichts, konnte aber nun von den Unholden nicht mehr entfernt seyn. Meine Erwartung war auf das Höchste gespannt, und es

schien mir, als wenn der Wind mir einen Laut entgegen führe. — Ich hielt an und horchte — es war wirklich ein seltsames Stöhnen und Gekrächze; aber ich sahe nichts, und ritt weiter. Es war mir nach einer kleinen Weile, als wenn ich dem vorigen Schreckensorte jetzt ganz nahe seyn müßte Es ertönte immer vernehmlicher ein abgebrochenes Brüllen. Mein Pferd hatte schon längst die Ohren gespitzt — indessen bemerkte ich im Wege nichts, obgleich ich wohl einige und dreyßig Schritte der Länge nach übersehen konnte. — Die verschiedenen Töne schienen mir seitwärts aus dem Busche zu kommen — ich ritt weiter — plötzlich erblickte ich hinter dem Gesträuche eine weiße Gestalt der Länge lang am Boden in convulsivischen Bewegungen. Das Pferd blieb ruhig, weil es vor dem Gesträuche nichts sehen konnte; ich trieb es daher so nahe als möglich heran, und glaubte endlich eine Menschengestalt zu erblicken. Auch irrete ich nicht: ein Husar in seinem weißen Mantel lag dahingestreckt und krächzte. Ich fürchtete, daß ihm ein Unglück begegnet sey, bog also eine Strecke zurück, sprang ab, band das Pferd an einen Baum, und näherte mich ihm — allein der Bursche hatte sich mit berauschenden Getränken so überladen, daß er nun da lag, und die Fülle seines Magens laut wie-

der von sich gab. Er versuchte oft, sich aufzurichten und auf die Beine zu kommen. Als dies endlich gelang, und es mir glückte, seinen hohen Ungarischen Huth mit der dicken weißen Feder ihm auf den Kopf zu bringen, so sahe ich meine weiße Gestalt, die mit der Spitze bis beinahe in die Baumäste reichte, leibhaftig vor mir.

Das Kettengeklirre verursachten seine Waffen; denn er war in völliger Rüstung mit Carabiner und Säbel, woraus ich mit Sicherheit schloß, daß er zu Pferde gewesen seyn mußte. Indem ich ihm einige Hülfe zu leisten suchte, that ich Fragen an ihn, allein er war so übernommen und hinfällig, daß er weder die Zunge gebrauchen, noch seine Sinne zusammen nehmen konnte. Ich gab daher die Hoffnung auf, nähere Aufschlüsse von ihm selbst zu bekommen, und mußte mich damit begnügen, ihn für einen reichsfürstlichen Husaren erkannt zu haben.

Sein Pferd konnte ich nirgends erblicken, obgleich ich jetzt den Schauplatz des Schreckens etwas näher recognoscirte, um vielleicht der dicken Schlange ebenfalls auf die Spur zu kommen. Nur wenig Schritte vorwärts, und ich fand sie auf dem alten Flecke und in der nämlichen Bewegung. Es war das ganze Sattelzeug mit Mantelsack, Schabracke und Unterdecke, welches der Länge lang mitten im Wege lag;

am Sattel war der Gurt und die Riemen gesprengt, woraus ich mir nun das Uebrige erklären konnte.

Daß übrigens dies ganze abgestreifte Reitgeschirr als eine Schlange in voller Bewegung sich darstellte, wurde durch den, mit Lichtstreifen vermischten, hin und her wogenden Schatten der Baumäste wirklich sehr täuschend verursacht. Den blanken Pistolenbeschlag aber, der mir im Mondlichte entgegen strahlte, hatte ich für des Ungeheuers blitzende Augen genommen, die mich bey der ersten Ansicht so grimmig anstarrten.

Sechste Erzählung.

Die spukenden Tänzerinnen.

(I. 4. A. und B.)

Die Revüen waren geendigt, der Hof brachte die Sommermonathe auf dem Lande zu, und der größte Theil des Adels hatte sich aus der Hauptstadt entfernt; ich folgte dem allgemeinen Beyspiele und reisete auf einige Wochen in das Bad zu Z . ., nicht eben, um den Brunnen zu trinken, sondern, um angenehmen Zeitvertreib und neue Bekanntschaften zu suchen. Da das Spiel mich nicht anzog,

und das Vergnügen mein Zweck war, fehlte ich nicht leicht im Tanzsale, auf den Spaziergängen und bey den angestellten Lustbarkeiten. Ich war noch nicht ein und zwanzig Jahre alt, und stand, als Lieutenant, bey der N . . schen Garde. Meine Jugend und meine Munterkeit dienten mir zur Empfehlung; ich wurde bald bekannt und überall gern gesehn. Vorzüglich genoß ich des Schutzes einiger Damen von Stande, unter denen besonders Frau von X . . mich mit zuvorkommender Gefälligkeit auszeichnete. Ich war klug genug, um die Vortheile nicht zu verkennen, welche die Gunst dieser Frau, die in den dreyßiger Jahren noch für schön gelten konnte, und deren Witz und Geist in allen Gesellschaften, wo sie erschien, den Ton angab, mir gewähren mußte; und meine Eitelkeit erlaubte mir nicht, eine so glänzende Eroberung zu vernachlässigen, obgleich meine Neigungen von einem andern Gegenstande angezogen wurden. Fräulein von Y . . verband mit den Vorzügen der edelsten Gestalt und eines sehr gebildeten Verstandes den Reiz der frischen Blüthe von achtzehn Jahren und jenen hinreißenden Zauber jungfräulicher Bescheidenheit, der, wenn er auch, neben dem Schimmer einer vollendeteren Schönheit, auf Augenblicke übersehen werden kann, doch das Herz, das er

Einmal getroffen hat, auf immer und mit unauflöslichen Banden fesselt.

Seit den ersten Tagen meiner Erscheinung im Bade war meine Huldigung ihr gewiß gewesen. Der Tanz hatte unsere Bekanntschaft gestiftet; aber die Gegenwart ihrer Mutter, welche die gar zu rasche Bewerbung eines Jünglings nicht gern zu sehen schien, dessen Stand und Verhältnisse sie keine ernsthafte Absichten vermuthen lassen mochten, legte mir Zwang auf. Der Anschein von Kälte, mit welchem Fräulein von Y.. nach und nach anfing, sich von mir zurück zu ziehen, empörte meinen Stolz; einige feine Spöttereyen der Frau von X... thaten das Ihrige, und das leise Flüstern des Wunsches, mir wegen der Unempfindlichkeit meiner Geliebten eine Art von Genugthuung zu verschaffen, hatte wenigstens eben so vielen Antheil an dem Siege ihrer Nebenbuhlerinn, als die Reize dieser in der That sehr anziehenden Frau.

Ich übergehe die fernern Begebenheiten eines Zeitraums von drey oder vier Wochen, welche dadurch, daß Fräulein von. Y.. meine Treulosigkeit doch nicht ganz gleichgültig zu ertragen schien, für mich noch unendlich an Interesse gewannen. Die herannahende Trennung brachte uns einander noch näher, und grade in dem Zeitpunkt, wo ich

es am wenigsten verdiente, schien die abschreckende Kälte des reizenden Mädchens sanfteren Empfindungen Platz gemacht zu haben, denn meine Verhältnisse mit der Frau von X.. dauerten auch nach ihrer Abreise noch fort, ob ich gleich jetzt, da sie zu ihrem schon ältlichen Gemahl zurückgekehrt war, sie nur selten öffentlich sehn konnte.

Die wenigen noch übrigen Tage meines Aufenthalts in Z.. verschwanden mir nun im glücklichsten Taumel. Jeder Augenblick, den ich in Gesellschaft des Fräuleins von Y.. hinbringen konnte, war nur ihr geweiht; und doch fand ich noch Muße, meine heimlichen Besuche auf dem nahen Landguthe der Frau von X.. fortzusetzen. Oft, wenn ich des Abends vom Tanzsaal nach Hause kam, erwarteten mich an einer Hinterthür meine gesattelten Pferde, der Weg von wenigen Stunden wurde schnell zurückgelegt, und nie verfehlte ich am Morgen zu rechter Zeit wieder in der Allee zu erscheinen.

So trieb ich es unmittelbar vor meiner gänzlichen Abreise aus dem Bade drey Nächte hintereinander. Ein kurzer Schlaf in den Mittagsstunden war alle Erholung, die ich mir gönnen konnte. Den vierten Abend, den ich zu meiner Abreise bestimmt hatte, brachte ich im Tanzsaale zu. Nie war meine Geliebte gefälliger, sanfter, verbindlicher gegen mich,

und nie vielleicht war ich ihrer Zärtlichkeit weniger würdig gewesen. Die ganze weibliche Welt schien nur mit mir beschäftigt, und der Rausch des Vergnügens und der befriedigten Eitelkeit ließ mich den Kummer des Abschiedes nicht fühlen.

Gegen Mitternacht kehrte ich in mein Quartier zurück, um in geflügelter Eil die nothwendigen Veränderungen des Anzugs zu machen, und nach wenigen Minuten befand ich mich auf der Rückreise nach der Hauptstadt; ein als Jokey gekleideter Junge und ein alter Reitknecht mit einem Handpferde folgten mir.

Mein Blut war vom Tanz, vom Nachtwachen und von den gewaltsamen Erschütterungen fürchterlich erhitzt, und mein Kopf schwirrte vom wilden Taumel wechselnder Empfindungen. Die Szenen dieser Nacht und der drey vorhergegangenen, gaukelten im bunten Gemisch vor meiner glühenden Einbildungskraft, und es gab Augenblicke, wo es mir schwer wurde, zu dem klaren Bewustseyn zu gelangen, daß ich mich nicht noch in dem sinnberauschenden Gewühle des Tanzsaals befände. Ich wiederholte in Gedanken meine letzten Gespräche, und überraschte mich selbst, indem ich sie mit lauter Stimme fortsetzte, witzige Antworten gab, und bald mir selbst Beifall ertheilte, bald unzufrieden war, dieses oder jenes nicht besser gemacht zu haben.

Alle äußeren Umstände mußten beytragen, diesen Taumel zu verlängern. Eine schwüle Gewitterluft drückte die Atmosphäre, dicke Wolken vermehrten noch die Dunkelheit der von keinem Stern erleuchteten Nacht, und nur die Mühe, mit welcher ich den Weg beobachtete, und das Zanken meines Reitknechts mit dem einschlafenden Jokey riefen mich von Zeit zu Zeit aus dem Gebiete der Phantasie in die Gegenwart zurück.

Endlich begannen meine jagenden Pulse gemäßigter zu schlagen. Auf jenes heftige Toben aller meiner zuletzt erschlaffenden Kräfte folgte ein Zustand von anscheinender Ruhe, in welchem ich mir keines andern Gedankens bewußt war, als der noch immer angestrengten Aufmerksamkeit auf den Weg.

Während dieses Zwischenraums, dessen Dauer ich nicht genau bestimmen kann, hörte ich unaufhörlich Musik. Es waren bald englische, bald französische Tänze, bald Walzer, die ich spielen hörte; aber das befremdete mich gar nicht, und ich begleitete den Tact durch Bewegungen des Kopfes und durch leises Nachsingen. Von Zeit zu Zeit sah ich Figuren geputzter Leute, größtentheils Frauenzimmer in weißen Kleidern, sich neben mir vorbey bewegen, aber auch das fiel mir erst spät auf; ich fragte meine Bedienten: „Wo kommen nur die Leute her?" Da

ich aber keine Antwort erhielt, bekümmerte ich mich nicht weiter darum. Die Musik dauerte ununterbrochen fort; ich ritt ruhig meines Weges, und, wie ich glaubte, mit vieler Vorsicht, stets in der Mitte der Chaussée zu bleiben, und ohne an etwas anderes zu denken.

Plötzlich unterbrach das Schnauben meines Pferdes die tiefe Stille; ich fühlte, wie es, dem Zügel entgegen, sich nach der linken Seite drängte, und als ich die Augen erhob, erblickte ich zu meiner rechten Hand eine weibliche Gestalt in weißem Gewande und in der Stellung einer Tänzerinn, die, indem sie ihr Kleid mit beiden Händen hielt, und es gegen mich flattern ließ, mein Pferd so lange nach der andern Seite trieb, bis es mit mir in den Graben neben der Straße trat. Ich war heftig erschrocken, sah die Figur starr an, und rief, indem ich mich vergebens bemühte, das Pferd auf dem graden Wege zu erhalten: „Was soll denn das? Wer ist denn da?" — In dem Augenblick war alles verschwunden, mein Pferd stand mit beyden Vorderfüßen im Graben, und mein Reitknecht hielt neben mir, und fragte, ob ich ihn gerufen hätte? der Tag fing eben an, zu grauen.

Es erfolgte nun ein seltsamer Wortwechsel zwischen mir und dem Reitknecht; ich behauptete, er

müsse geschlafen haben, wenn er die vielen Leute nicht gesehen hätte, die uns begegnet wären; er versicherte das Gegentheil, schwieg aber doch zuletzt, weil er wahrscheinlich doch nicht immer gewacht haben mochte. Der Jokey schlief so fest auf seinem Pferde, daß er herunter fiel, so wie es neben dem Meinigen still stand. Ich stieg nun auch ab, und ging eine Strecke zu Fuß, um mich völlig zu sammeln. Itzt erst wurde ich gewahr, daß die Musik aufgehört hatte. Noch immer war ich jedoch so fest von der Wirklichkeit jener Erscheinungen überzeugt, daß ich von neuem anfing, meinen Bedienten über die geputzten Damen hier im freyen Felde und über die Musik zu befragen; er wollte aber von nichts wissen, als daß ich zuletzt laut gesprochen hätte; meine Worte habe er nicht verstanden. — —

Ich habe, ohne mir eine Anmerkung zu erlauben, bis hieher in meiner Erzählung genau den Gang der verschiedenen Sensationen beschrieben, die bey mir in dieser Nacht auf einander gefolgt waren. Daß ich darin der Wahrheit völlig getreu geblieben bin, kann ich betheuern; die Erscheinungen, besonders die letzte, hatten einen tiefen Eindruck auf mich gemacht, und ich bildete mir ein, die ganze Zeit über bey dem hellesten Bewußtseyn gewesen zu seyn. Darin aber lag gerade der Irrthum, und es wurde mir

nicht schwer, bei völligem Besinnen mir den Grund dieser seltsamen Täuschungen zu erklären.

Jener anscheinende Zustand von Ruhe, war nichts als eine völlige Betäubung gewesen, die ganz natürlich auf die vorhergegangene heftige Spannung meiner Nerven folgen mußte, und er konnte, nach der Strecke des zurückgelegten Weges zu urtheilen, wohl einige Stunden gedauert haben, ob er gleich mir, da ich mir nur der Mittelzustände eines halben Erwachens erinnerte, nur sehr kurz vorkam. Eine Idee, die nothwendige Aufmerksamkeit auf den Weg, war diese Zeit über herrschend bey mir geblieben, und jede unbewohnte Bewegung des Pferdes hatte mich an sie erinnert. Wahrscheinlich mag anfangs mein Schlaf sehr fest gewesen seyn; so wie er, nach dem Aufhören der ersten Betäubung, ruhiger wurde, kehrten auch die Phantasien des Abends bey mir zurück.

Wer jemals den unruhigen Schlummer der Erschöpfung sich zu Pferde überlassen hat, wird sich leicht einen Begriff von einem Traumzustande zu machen wissen, wo man mehr, als bloß zur Hälfte, wacht, und einerseits bey dem verwirrenden Spiele einer ungezügelten Phantasie, andererseits bey dem gänzlichen Aufhören aller Vorstellungen — doch immer noch eine herrschende Idee festhält. Oft ist es bloß die: nicht schlafen zu wollen, und indem man

einschlummert, träumt man noch: ich schlafe nicht. Aus dieser Täuschung, der etwas Wahres zum Grunde lag, entstand bey mir die feste Einbildung, daß ich völlig wach gewesen wäre, und so wenig die Musik, als die Erscheinung der ersten Figuren, hat nun noch etwas befremdendes, da sie bloß Geschöpfe eines Traums waren.

Ob ich da schon wirklich meinem Bedienten zugerufen hatte, ist zweifelhaft; sie läugneten es, aber sie konnten es auch im Schlafe überhört haben. Nur das letzte Gesicht behielt etwas Auffallenderes, weil doch auch mein Pferd etwas gesehen zu haben schien, wodurch es sich hatte von der Straße ab, und in den Graben hineintreiben lassen. Doch auch dieses glaube ich erklären zu können: Der Gang des nach und nach ermüdenden Thieres war unbequemer geworden, als im Anfange der Nacht, und die schaukelnde Bewegung meines Körpers hatte auf den Zügel gewirkt, den ich in der linken Hand hielt. Indem ich selbst auf diese Weise es mit jedem Schritte von dem Wege ablenkte, und das Pferd sich sträubte, um in der Spur zu bleiben, wurde ich mir bewußt, daß es gegen die Faust drängte; aber ich bildete mir dabey ein, daß ich es in der Straße erhalten wollte, aus der es meiner Meinung nach zu weichen strebte. Das Schnauben desselben

konnte durch eine zufällige Ursach veranlaßt worden seyn; vielleicht erblickte es plötzlich den Schimmer eines der viereckigten weißen Steine, die in gewissen Entfernungen am Rande der Chaussée standen. Im halben Schlummer hörte ich dies Schnauben; es erregte die Idee des Scheuwerdens bei mir, und meine noch immer mit dem gestrigen Abend beschäftigte Phantasie, schuf sich nun schnell den Gegenstand dazu — eine Tänzerinn. Alles übrige folgte nun rasch auf einander; durch die Anstrengung, mit welcher ich meine Augen starr auf den Gegenstand meiner Einbildungskraft heftete, durch die Bewegung des Pferdes, das jetzt quer über dem Wege stand, und in den ziemlich tiefen Graben trat, und durch mein eignes lautes Reden, erwachten wenigstens meine Sinnen völlig, und — die Erscheinung zerrann. Daß ich nachher noch eine Weile als ein Schlaftrunkener redete, war nach einer so heftigen Ermüdung kein Wunder.

Bei den Nebenumständen, und selbst bei der Gestalt dieses äußerst lebhaften Traumgesichtes, verschwindet freylich alles Auffallende desselben; aber ich glaube doch, daß es durch Analogie zur Erklärung mancher sonderbar klingenden Geistererscheinungen nicht ohne Nutzen angewendet werden könnte. Ich bin so umständlich in der Erzählung alles Vor-

hergegangenen gewesen, um dadurch die Stimmung, in welcher ich mich befand, genau zu schildern. In jenen frohen Verhältnissen konnte meine Einbildungskraft sich auch keine andre, als fröhliche Bilder schaffen. Wie aber, wenn ihre rege Thätigkeit — hier mit die Folge körperlicher Einwirkung — unter entgegengesetzten Verhältnissen, mit einer ganz anderen Stimmung der Seele zusammen getroffen wäre? Wie, wenn ich, anstatt aus den bunten Kreisen der Freude zu kommen, gerade diesen Abend von dem Sterbebette eines geliebten Freundes mich losgerissen hätte? Auch unter solchen Umständen hätten drey durchwachte Nächte leicht vorhergegangen seyn können; und wahrlich die Schöpfungen des wehmüthigen Kummers, die heftigen Gemüthsbewegungen des tief gefühlten Schmerzes, würden nicht minder gewaltsam auf meinen Körper und auf die Seele gewirkt haben! Wie, wenn ich mit der Ueberzeugung, daß der Sterbende vielleicht diese Nacht nicht mehr überleben könnte, (wie dieses einige Jahre später, bey dem Tode meiner Mutter, beynahe mein Fall geworden wäre,) ihn hätte verlassen müssen? Würde da meine Phantasie, anstatt der Musik und der geschmückten Tänzerinnen, sich nicht Särge, Leichengesichter und die schauerlichen Umgebungen eines Sterbebettes geschaf-

sen haben? — Und wie, wenn dann gerade in dieser Nacht — Stunde und Minute lassen sich in solchen Momenten sehr schwer genau angeben — der Kranke wirklich verschieden wäre? Oder wenn er sich nur heftig nach mir gesehnt hätte; — nach einer solchen Trennung ein sehr wahrscheinlicher Fall; würde ich da nicht auf die Wirklichkeit der gehabten Erscheinungen gebauet haben? Um so mehr, da, bey dem gewöhnlichen Aberglauben des gemeinen Mannes, dann meine Bedienten gewiß nicht gleichgültig geblieben wären, sondern durch ihre Furcht und durch geheimnißvolles Beystimmen, mich erst recht in meinem Wahne bestärkt hätten! — —

Nachschrift des Herausgebers.

Die hier angefangene Parallele könnte leicht fortgesetzt, und mit Nutzen auf viele ähnliche Lagen und Geistesstimmungen angewendet werden. Dem Ungeübten und Mechanischlesenden wird indessen auch das schon genügen, was der sehr gebildete Erzähler hier, in psychologischer Hinsicht so schön, jedoch mit Voraussetzung seiner Vorkenntnisse und seines Scharfblickes — bloß angedeutet hat. Uebrigens aber wär' es in gewisser Hinsicht auch unbescheiden, wenn ich meinen den-

kenden Leserinnen und Lesern, deren viele sich hier vielleicht von selbst an ihre Erfahrungen aus dem Zustande der höchsten An- und endlichen Abspannung körperlicher und geistiger Kräfte erinnern werden, vorgreifen wollte.

Den Psychologen aber kann dieser so lehrreiche als unterhaltend erzählte Aufsatz nicht anders als willkommen seyn; indem Er, und der in diesem vierten Theile der Gespenster mit aufgenommene merkwürdige Nicolaische Geistertanz, sich gegenseitig einander den schönsten Commentar, und in ihrer Zusammenstellung den redendsten Beweis davon liefern, daß die Gaukeleyen der Phantasie die entgegen gesetztesten Quellen haben können; denn einmal ist das Uebermaß des Verdrusses, und dann wieder sind die Schwelgereyen der Freude, die Schöpferinnen unserer Visionen.

Wenn übrigens der Held und Erzähler des vorstehenden nächtlichen Abentheuers hier öffentlich nicht genannt seyn will: so fühl' ich mich diesmal doppelt verpflichtet, seinem Befehle zu genügen, und selbst die Anfangsbuchstaben des Badeorts rc. zu verändern, weil es so wenig meine, als seine Absicht seyn kann, irgend eine Person, auch nur entfernt und mittelbar, zu compromittiren.

Siebente Erzählung.

Einem Officier werden durch ein geistartiges Wesen die Pferde gebannet. *)

(III. 1.)

Im Sommer 1760 reisete mein Vater aus den Pyrenäen nach Paris. Abends um vier Uhr hatte er Bayonne verlassen, und rollte, mit drey Postpferden vor eine leichte Chaise gespannt, schnell von einer Station zur andern. Zwischen Bayonne und Bourdeaux ist eine beynahe zehn Stunden lange ganz waldichte Strecke Landes, unter dem Namen les grandes Landes bekannt, wo keine Dörfer an der Heerstraße, dem Reisenden Zuflucht darbieten, und nur die Posthäuser anzutreffen sind, wo die Pferde gewechselt werden. Den Weg durch diesen einsamen Wald sollte mein Vater in der Nacht zurücklegen. Gewohnt, viel und allein zu reisen, hatte er keinen Bedienten bey sich, und flog unbe-

*) Der Erzähler dieser ebenfalls durch die Neuheit ihres Aufschlusses besonders merkwürdigen Spukgeschichte ist der Schweizerhauptmann, Herr David Heß, der sie, datirt im Beckenhof bey Zürich, den 27. November 1799, mir zuzusenden die Güte gehabt hat.

kümmert, mit seinem Postillion durch das schauerliche Gehölz. Der Himmel war mit schwarzen Wolken umhängt, und alles auf der Erde in tiefe Nacht gehüllt.

Beinah in der Mitte des Waldes, und ungefähr eine Stunde von der letzten Station entfernt, standen plötzlich die raschen Pferde still. Sie fingen an zu schnauben und sich zu bäumen, machten, ohne daß der fluchende Postillion es hindern konnte, mit der Chaise rechtsum, und wollten reißaus nehmen, als hätten sie den Teufel erblickt.

Von der unsanften Bewegung aus einem leichten Schlummer aufgeschüttelt, erkundigte sich mein Vater nach der Ursache dieses unerwarteten Umkehrens, und forderte den Postillion auf, seine Pferde besser zu führen, und ihn geschwinde weiter zu bringen. Der Postillion lenkte wieder ein, und vergalt seinen Pferden den ihm gespielten willkührlichen Streich mit argen Peitschenhieben. Indessen sobald sie wieder auf die Stelle gekommen waren, wo sie vorhin angefangen hatten sich zu bäumen, schnaubten und stiegen sie heftiger als zuvor, und waren, ungeachtet wiederholter Versuche, durchaus nicht über eine gewisse Gegend des Weges hinweg zu bringen. Nirgends war in der Dunkelheit ein Gegenstand zu entdecken, der die Pferde hätte scheu machen können;

nirgends regte sich etwas, und die breite Poststraße zog sich glatt und ohne Einschnitte durch den Wald hin.

Mein Vater, der von allen Vorurtheilen frey war, und als Soldat keine Furcht kannte, (er hatte kurz vorher den holländischen Dienst verlassen,) suchte den natürlichen Grund dieses Ereignisses in der Halsstarrigkeit, die man oft bey abgejagten Pferden antrifft. Er schalt daher den Postillion der schlechten Mären wegen, und befahl ihm, sie auszuspannen, auf die Station zurückzureiten, und ihm bessere Pferde zu besorgen, indessen er mit der Chaise im Walde bleiben wolle.

Aergerlich, so aufgehalten zu werden, legte er sich in eine Wagenecke, und erwartete ungeduldig die Rückkehr des Schwagers. Nach Verlauf einer Stunde kam dieser mit frischen muthigen Pferden angetrabt; es war auch kein Zweifel, daß die Reise nun um so schneller weiter gehen würde. Aber kaum eingespannt, kaum auf die spukhafte Stelle gekommen, erneuerte sich das alte Unwesen. Die Thiere schnaubten, bäumten sich, und waren weder mit Liebkosungen, noch mit Peitschenhieben weiter zu bringen. Das war doch in der That bedenklich; und es gehörte ein hoher Grad von Fassung dazu, um hier nicht eine spukhafte Veranlassung zu ahnen!

Mein Vater stieg nun endlich selbst aus der Chaise, und fing an, die Pferde, die Räder und die ominöse Stelle des Weges, vor welcher die Thiere sich so sehr zu fürchten schienen, auf das Genaueste zu untersuchen. Nirgends konnte er indessen eine nahe oder entfernte Ursache dieser sonderbaren Erscheinung spüren. Noch viel weniger konnte der Postillion klug daraus werden; denn diesen beunruhigte im Stillen noch der Gedanke: das Ding gehe nicht mit rechten Dingen zu, und der Gott sey bey Uns selbst müsse hier sein Wesen treiben. Dagegen war mein Vater noch immer in dem Wahne, es müsse durchaus nur an den Pferden liegen. Er ließ daher eines davon ausspannen, befahl dem Postillion, aufzusitzen und zum zweitenmahl zurückzukehren, um noch drey andere Pferde zu holen, in der Hoffnung, mit sechsen doch endlich von der Stelle zu kommen. Der Schwager, dem die Haut schauderte, brummte mancherley in den Bart, gehorchte indessen, saß auf, und jagte davon.

Da stand nun der abermals Verlassene, seine Pistolen unter dem Arme, mißmüthig bey der Chaise, hütete die Pferde, und dachte über das wunderbare Abentheuer nach. Es war Mitternacht, der Himmel ward immer dunkler, und endlich fing es langsam an zu regnen. Jetzt ließ ein fernes Rasseln

sich hören; er horchte aufmerksam, das Geräusch kam immer näher; endlich konnte er eine Postchaise unterscheiden, die von Bourdeaux her, auf der andern Seite des Postdammes ungehindert und schnell vorüberflog. Ihr folgte bald nachher eine zweyte, die nicht minder geschwind und unaufgehalten ihren Weg fortsetzte. Dann trat die vorige schauerliche Stille wieder ein.

Warum können andere vorbeikommen, und nur ich nicht? dachte mein Vater, der jetzt noch weniger als vorhin begriff, was ihn hier zur Stunde der Gespenster bannte. Zuletzt ward er des vergeblichen Grübelns müde, und fing aus Langeweile an, zu pfeifen und zu singen. Aber plötzlich schallte aus der Tiefe des Waldes eine heisere Stimme hervor; zugleich ließ der Schimmer eines zweydeutigen Lichtes sich in dem fernen Dickigt sehen.

Jetzt erst fiel es meinem Vater ein, daß es doch ein wenig zu viel gewagt sey, so allein im Walde geblieben zu seyn. Zwar fürchtete er nicht Gespenster und Kobolde, aber ihn grauete unwillkührlich vor dem Gedanken, von Räubern überfallen zu werden. In einer Gegend, wo so manches Kreuz, auf Mordplätzen längs den Heerstraßen, die Reisenden warnet, hätte es auch allerdings gar leicht, besonders so spät in der Nacht, geschehen können, und er bereuete

reuete es jetzt, durch sein Pfeifen und Singen vielleicht sich selbst verrathen zu haben. Indessen mußte er Stand halten, und die Rückkehr des Schwagers erwarten.

Immer näher schwebte das Licht, und eine dumpfe Stimme rief: „Werda?" — „Werda du selbst?" antwortete mein Vater, und spannte den Hahn eines Pistols. Da schallte ein beruhigendes „Gutfreund" zurück; eine Gestalt trat aus dem Walde hervor — näherte sich behutsam — eben so behutsam ging ihr mein Vater mit vorgehaltenem Gewehre entgegen, und siehe da — es war ein friedlicher Köhler, der in seiner Hütte oben im Walde schon lange etwas Unrichtiges auf der Straße gehört hatte, und nun mit seiner Laterne herunterkam, um zu sehen, ob vielleicht einem Reisenden irgend ein Unglück begegnet sey.

Seine Ankunft war meinem Vater sehr erwünscht; er erzählte ihm den sonderbaren Vorfall mit den Pferden, und der Köhler konnte eben so wenig als er die Ursache ergründen, welche ihn bis dahin so unerklärbar aufgehalten hatte. Sie besprachen sich lange darüber. Nach und nach verfielen sie auf andere Gegenstände. Zuletzt riß der Faden des Gespräches gänzlich ab, und immer noch nicht kam der Postillion zurück. Der gute Köhler hielt sich ver-

pflichtet, meinen Vater, der anfing, ungeduldig zu werden, mit Neuigkeiten zu unterhalten. Diejenige, wovon seine Seele noch ganz voll war, betraf das große Unglück des vergangenen Tages. „Ein schreckliches Gewitter, sagte er, erschlug gestern gerade auf dieser Straße, und in dieser Gegend einen Mann mit zwey Pferden.

Auf einmal ging meinem Vater, der bis dahin nur halb auf die Erzählungen gehorcht hatte, ein helles Licht auf, und sogleich errieth er nun auch, warum er nicht von der Stelle hatte gebracht werden können. Bekanntlich haben die Pferde eine sehr feine Nase, wittern auf viele Schritte ein Aas, und auch sogar den bloßen Platz, wo kurz vorher dergleichen gelegen, und haben einen unüberwindlichen Abscheu dagegen, besonders gegen die Ueberbleibsel todter Pferde. Nun war es, der Aussage des Köhlers nach, mehr als wahrscheinlich, daß sich das Unglück gerade auf der Stelle ereignet hatte, wo die Pferde anfingen, scheu zu werden. Ohne allen Zweifel witterten auch die zurückgeschickten Postpferde hier noch das Blut der erschlagenen Thiere, welche man hier gewöhnlich auf der Stelle, wo sie fallen, schindet.

So war auch das ganze Räthsel gelöset, das einen so schauerlichen spukhaften Anschein hatte, als ihm von fernher Hufschlag und Peitschenknall die

endliche Rückkehr des Postillons ankündigten. Kaum hatte ihm mein Vater die Geschichte mitgetheilt, welche er dem Köhler verdankte: so war auch er überzeugt, daß nichts anderes, als die Witterung von den Erschlagenen, seine Pferde so scheu gemacht habe. Beyde konnten nun nicht begreifen, wie ihnen nicht früher eingefallen sey, die Chaise etwas zurück zu ziehn, und dann seitwärts durchs Gebüsch die verdächtige Stelle zu umfahren.

Jetzt waren nun die neuangekommenen Pferde neben den andern angespannt; man machte einen kleinen Umweg durch das Buschwerk, und pfeilschnell flogen die sechs Pferde mit der Chaise davon. Indessen hatte dieser Spaß meinen Vater beynahe die ganze Nacht aufgehalten, und seinen Reiseplan verändert.

Wäre dieser Vorfall einem Manne begegnet, der an Hexerey und Teufelsspuk geglaubt hätte *), so

*) Und die Männer dieser Art sind, selbst bey dem Ablauf des aufgeklärt gescholtenen Jahrhunderts, noch nicht so selten, als mancher glauben mag. Ich selbst kenne deren mehr als Einen in einem Stande, worin man sie kaum noch hätte suchen sollen — d. h. in einem, der Regel nach, sehr gebildeten Stande. Diese Männer, die noch dazu viel mit Pferden zu thun haben, lassen sich, wenigstens vor dem vollen Ablaufe dieses berüchtigten Jahrhunderts, noch nicht überzeugen, daß keine menschliche Kraft (und noch weniger eine teuflische) im Stande ist, ihre Pferde, auch so fern sie niemals stättisch waren, auf eine übernatürliche Art zu bannen, zu vernageln, und auf der Stelle mit stättischen Untugen-

würde man ihm auch niemals ausgeredet haben, daß die Stelle verhext gewesen, oder ein ihm unsichtbarer feindlicher Kobold den Pferden erschienen sey, um sie aufzuhalten, besonders da zwey andere Chaisen auf der andern Seite des Postdammes ungehindert vorbeyfuhren.

Zwar möchte eben dieser Umstand Manchem in der vorigen Erklärungsart noch einige Dunkelheit zurück zu lassen scheinen; indessen läßt, dünkt mich, auch sie sich leicht aufhellen. Jene zwey Chaisen kamen unstreitig mit dem Winde von der Bourdeauxer Seite her; den Pferden meines Vaters hingegen, die von Bayonne herkamen, wurden die Ausdünstungen von den Erschlagenen entgegen gewehet. Dazu kommt noch, daß die Chausséen in Frankreich wenigstens vierzig Fuß breit sind, und die gepflasterte gewölbte Straße in der Mitte, trennt die beyden neben ihr hinlaufenden Sand- oder Sommerwege, (welche bey gutem Wetter mehr, als der eigentliche Postdamm gebraucht werden) so

den zu behexen. — Ich sage aber absichtlich: „auf eine übernatürliche Art"; denn daß man mit gewissen Naturkräften, deren Anwendung nur nicht ein Jeder kennt, dergleichen Hokus-Pokus bewerkstelligen mag, ist eben so bekannt und so unleugbar, als die gemeine Erfahrung, daß man auch den bösesten und tobendsten Hund, männlichen Geschlechts, auf der Stelle zahm machen und zum Schweigen bringen kann, indem man die Feinheit seiner Geruchsnerven benützt.

D. Herausgeber.

weit von einander, daß man leicht begreift, wie die Pferde der beyden Chaisen, die unaufgehalten vorbeyrollten, nichts von den Ausdünstungen witterten, welche jenseits die Pferde meines Vaters, gerade da, wo der mörderische Wetterstrahl niedergefahren war, so gewaltig erschreckt hatten.

Achte Erzählung.

Ein Poltergeist verscheucht alle Reisenden aus dem Weißen Rosse zu Osterwiek.*)

(II. 2. A.)

Als der Besitzer des Gasthofes Zum weißen Roß zu Osterwiek verstorben war, entschloß sich seine hinterbliebene Wittwe, in Verbindung mit ihrem erwachsenen Sohne, die Wirthschaft fortzusetzen: weil sie, bis dahin, ihr gutes Auskommen dabey gefunden hatten. Anfangs befanden sie sich auch ganz wohl dabey; aber einige Zeit nachher ließ sich ein schrecklicher Poltergeist in diesem Hause hören, der durch ein furchtbares Gerassel mit Ketten,

*) Erzählt und verbürgt von dem Candidaten der Gottesgelahrtheit, Herrn E. G. D. Schröder aus dem Halberstädtischen.

Nacht für Nacht, alle vernünftigen und unvernünftigen Bewohner des Hauses, mithin auch die armen Reisenden, die hier einkehrten, in ihrer Ruhe störte. Dadurch kam nun das Wirthshaus bald in einen so übeln Ruf, daß aller Verkehr in demselben aufhörte, und alle Nahrung von ihm wich.

Die Wirthinn entschloß sich daher, den Gasthof, für welchen Preis es auch sey, feil zu bieten, und theilte diesen ihren nothgedrungenen Vorsatz, mit nassen Augen und ängstlicher Besorgniß für ihren künftigen Lebensunterhalt, einigen beherzten Männern dieses Städtchens mit. Diese einsichtsvollen und redlichen Freunde riethen ihr, sich nicht zu übereilen, und faßten sogleich den Entschluß, zuvor erst noch das Gespenst näher in Augenschein zu nehmen, und deshalb eine Nacht in der Residenz des Höllengeistes ihr Quartier aufzuschlagen. Bloß der Frau des Hauses eröffneten sie, unter dem Siegel der strengsten Verschwiegenheit, dieß ihr Vorhaben, weil sie mit Recht der Meinung waren, nur so eines g u t e n Erfolgs gewiß seyn zu können. Gegen Abend verfügten sich also diese Männer, drey an der Zahl, in den benannten Gasthof, und verplauderten — wie das auch sonst wohl zu geschehen pflegte — einige Stunden bey einem Glase Bier und einer Pfeife Taback. Um zehn Uhr entfernten sie sich, und wünschten den

LB Coburg

sämmtlich gegenwärtigen Leuten des Hauses eine gute Nacht. Jenes geschah indessen nur zum Schein; denn sie kehrten unbemerkt zurück, und verbargen sich, ein Jeder in einen abgesonderten Winkel des Hausfluhrs.

Nachdem sie einige Zeit in ungeduldiger Erwartung der Dinge, die da kommen sollten, zugebracht hatten, hörten sie die schreckhafte Spukstunde schlagen, und hörbarer pochte ihnen das Herz. Eine feierliche Todtenstille, die im ganzen Hause herrschte, so wie das undurchdringliche Dunkel der Nacht, spannte ihre Erwartung aufs höchste, als mit einmal der Teufel sein Spiel zu treiben anfing, und zwar dießmal mit einem so ungeheuern Getöse, und einem so entsetzlichen Geheule, daß selbst einem erfahrenen Kriegsmanne die Kniee hätten schlottern mögen. Wie hätte man daher jenen heimlich verborgenen Freunden des Hauses es verargen sollen, wenn der Wunsch in ihnen rege geworden wäre, dem Gott sey bey uns nicht so nahe gekommen zu seyn. Sie ließen indessen den Muth nicht sinken, und blieben ganz ruhig in ihrem Hinterhalte.

Mit grausenerregendem Kettengeklirre tobte das Gespenst noch einige Zeit auf dem Boden des Hauses umher; dann rasselte es unter dem fürchterlichsten Krachen die Treppe herab. Das ganze Haus hallete

wieder von dem Unfuge des unbändigsten aller Poltergeister. Endlich war es nun auf dem Hausfluhre, so ganz in der Nähe der beyden verwegenen, in die Enge getriebenen Bürger. So standhaft und entschlossen sie auch noch immer geblieben waren, so konnten sie doch nicht hindern, daß das Geklirre der Ketten ihnen Mark und Bein durchdrang.

Sie hatten A gesagt, und mußten nun auch B sagen. Wahl blieb ihnen nicht übrig, daher war denn der nämliche Augenblick, wo sie sich dieß recht lebhaft dachten, auch der Augenblick, in welchem das Teufelsspiel seine Endschaft erreichte. Einer von den Wächtern, der sich in ein Camin neben der Stubenthür verborgen hatte, und auf seine nervichte Rechte sich ganz verlassen konnte, sprang schnell hervor, packte den Höllengeist gar unsanft, warf ihn mit Heftigkeit zu Boden, und schlug in der ersten Hitze einigemal blind auf ihn ein. Die Hetzpeitsche geschwungen vom kräftigen Arme, verwandelte nun das vorhin so furchtbare Geheul, in Schmerz verrathende Klagetöne und demüthige Bitten. Alle Bewohner des Hauses eilten zitternd auf das Angstgeschrey des Höllengeistes herbey.

Beym Lichte betrachtet, war das Gespenst ein in diesem Hause wohl bekannter Taugenichts, der das Seinige verschwendet hatte, und nun den Kobold

machte, um mit dem geringen Ueberreste seines Vermögens diesen Gasthof für ein Spottgeld an sich zu bringen, nachdem er ihn, wie ein ächter Betrüger, durch sein Gaukelspiel in übeln Ruf gebracht hatte. Dieser böse Geist spukt jetzt, Andern zum Exempel, am hellen Tage vor den Thüren der Leute, und lebt von Almosen.

Neunte Erzählung.

Freund Hain, der Knochenmann, an der Kirchthür zu Soest. *)

(I. 1. C.)

Der im Jahr 1782 verstorbene Grenadier-Hauptmann Wolfersdorfischen Infanterie-Regiments, Herr von Kettler, theilte mir einst folgendes ihm aufgestoßene spukhafte Abentheuer mit:

„Es war kurz vor dem Ausbruch des siebenjährigen schlesischen Krieges — so erzählte er mir — als Dienstgeschäfte zu Soest in Westphalen einst früh Morgens um drey Uhr mich, den dama-

*) Erzählt von dem k. Pr. Oberstwachtmeister, Hrn. von Winterfeld auf Niden unweit Prenzlau.

ligen visitirenden Unterofficier, über den dortigen Wiesenkirchhof führten. Ich war der Kirchthür noch nicht ganz nahe, als ich in derselben eine weiße Menschengestalt zu bemerken glaubte. Ich stutzte, faßte aber doch ein Herz, und näherte mich ihr, in der Hoffnung, daß entweder Sinne oder Einbildungskraft, mich hintergangen haben möchten. Allein je näher ich hinzutrat, um so mehr überzeugte ich mich mit Hülfe des nächtlichen Schimmerlichts, daß ich es mit etwas Wirklichem zu thun habe, und daß hier keine offenbare Täuschung obwalte; denn ich konnte bereits die Theile des Kopfes, den Hals, den Rumpf, die Arme und die Beine einzeln deutlich unterscheiden. Selbst die schwarzen hohlen Augen, die vom Fleische entblößte Nase, die knöchernen Wangen, kurz alles, was einem wirklichen Todtenkopfe ähnelt, erschien mir bereits als unverkennbar.

Von jetzt an lief es mir eiskalt über; ein unbezwingliches Grausen der Haut, ein haaresträubendes Entsetzen ergriff mich, und hemmte nicht nur meine Schritte vorwärts, sondern gab ihnen auch — wie es mir vorkam — unwillkürlich eine entgegengesetzte Richtung, denn, aufrichtig gesagt, es war ein ungeheuerer Umweg, auf welchem ich das unbegreifliche Schreckbild der Kirchthür umging.

Während daß ich so meinem anfänglichen Vor-

satze untreu ward, und die rühmlich angefangene Untersuchung der Natur dieser entsetzlichen Erscheinung, gleichsam gezwungen, aufgab, zählte ich mir selbst in Gedanken alles dasjenige auf, womit ich mich überreden wollte, noch jetzt zur Untersuchung zurückzukehren. „Du bist ja in deinem Berufe, dacht' ich; du hast ja Waffen bey dir, um dich vor jeder Gewaltthätigkeit sicher zu stellen; du bist dir selbst es schuldig, dich von der höchstwahrscheinlichen Nichtigkeit dieses Gespenstes zu überzeugen; du solltest den etwanigen Gaukler züchtigen, der deinen Muth hier, so wenig ehrenvoll für dich, berechnet hat; du würdest untersuchend, gewiß um eine wohlthätige Erfahrung reicher, mithin fester in deiner Ueberzeugung von der Grundlosigkeit aller übernatürlichen Erscheinungen."

Dieß und noch mancherley dacht' ich und sagt' ich mir selbst; und dennoch blieb ich, was ich war, unentschlossen und feigherzig. Ich ließ Kirchthür und Gespenst unberührt, und ging meine Straße, unwillig über mich selbst, der ich einer anerkannten Pflicht zu genügen mich zu schwach fühlte, und mich bisher für muthvoller und entschlossener gehalten hatte, als ich war.

So tyrannisirt uns selbst noch der Rest jenes entehrenden, schädlichen Vorurtheils, das mit der

Ammenmilch und mit dem albernen Geschwätze furchtsamer oder einfältiger Kinderwärterinnen in uns überging! —

Sobald der Tag grauete, und das herzeinflößende Licht des Morgenroths die Gegenstände erhellete, und alle nächtlichen Truggestalten verscheuchte, vermogt' ich es endlich über mich, den Weg zur räthselhaften Kirchthür hin noch einmal zu machen. Ich hoffte nämlich, entweder den vermeintlichen Geist selbst, oder doch dessen hinterlassene Spuren noch vorzufinden. Wirklich betrog ich mich auch nicht in dieser Voraussetzung; denn ich fand noch die ganze Erscheinung. Sie war eine mit Kreide an die Kirchthür gemahlte ganz weiße, menschenähnliche Gestalt, vermuthlich das Geschöpf eines Schulknaben. Was ich für die Todtenkopfs-Nase und die schwarzen hohlen Augen gehalten hatte, war das Schwarz des Thürgrundes, um welches her die Kreide das übrige an der Gestalt weiß gefärbt hatte.

Wie nun, wenn ich auch diese nur ein Paar Stunden verschobene Untersuchung nicht angestellet — wie, wenn ein absichtlicher Betrüger, oder der Zufall das Trugbild vor der Untersuchung gänzlich verwischt hätte? — Wie oft mag man uns so mitspielen!!

Zehnte Erzählung.

Die Doppelterscheinung des Freyherrn von Reisewitz in Oberschlesien. *) Nebst einem Anhange.

(I. 1. D. und 3. A.)

Um das Jahr 1736 unterhielt der damalige Besitzer der Herrschaft Muschen in Oberschlesien, Herr Freyherr von Reisewitz, (der nämliche, welcher nachher als Hofmarschall des Prinzlich-Ferdinandischen Hofes um das Jahr 1761 zu Berlin starb) freundschaftlichen Umgang mit dem zu Ranken bey Brieg verstorbenen, damals aber noch zu Löwen als Prediger angestellten Magister Rötscher. Einst war dieser, wie schon öfter der Fall gewesen war, auf einige Tage zum Besuche in Muschen. Das Gespräch fiel von ungefähr auf Geistererscheinungen, und namentlich auf die Frage von der Möglichkeit, Jemand doppelt zu sehen, oder an zweyen Orten zugleich körperlich zu erscheinen. Der Magister läugnete dergleichen Erscheinungen,

*) Erzählt von dem k. Pr. Hauptmann, Herrn von Sommerfeld auf Rothkirschdorf bey Schweidnitz.

sofern sie auf eine übernatürliche Art bewerkstelliget werden sollten, gerade zu.

Eines Tages unterhielt man sich über ganz andere Gegenstände. Man fand nöthig, ein Buch nachzuschlagen, um die eine oder die andere Behauptung dadurch zu bestätigen. Der Magister war in der Büchersammlung des Freyherrn ganz zu Hause, und eilte auf den Bibliotheksaal, um das Buch zu holen, welches über die Verschiedenheit ihrer Meinungen den Ausspruch thun sollte. Bey dem Eintritt in dies Zimmer fand er den Baron, den er so eben unten zurückgelassen hatte, schon hier, und bemerkte deutlich, daß er sich von dem Stuhle, worauf er saß, zu ihm hinwandte, und mit einer etwas finstern Miene ihn anblickte. Er fuhr heftig zusammen, denn theils begriff er nicht, wie der Freyherr so geschwind hierhergekommen seyn müsse, theils fiel ihm die Art auf, wie er ihn hier empfing. Da indessen der Magister, bevor er in den Büchersaal gegangen, erst noch auf seiner Schlafstube gewesen war, so glaubte er, der Baron habe während dieser Zeit in eigner Person das Buch geschwind suchen und ihm zuvorkommen wollen. Er macht also die Thür gleich wieder zu, und ging einstweilen wieder in das Unterhaltungszimmer zurück. Er setzte dabey voraus, daß der Baron vielleicht lieber ungestört lese, und dann

wohl bald nachkomme. Aber wie groß war sein Erstaunen nun erst, wie er bey seiner Rückkehr in dies untere Zimmer bemerkte, daß der nämliche Baron, sein Wirth, noch auf eben der Stelle saß, auf welcher er ihn vorhin zurückgelassen hatte.

Dem Baron entging nicht die sichtbare Verlegenheit des ungläubigen Magisters, nicht die Miene, welche deutlich verrieth, daß ihm etwas Unangenehmes begegnet seyn müsse. Auf die theilnehmende Erkundigung, was ihm wiederfahren sey, erzählte der Magister ohne Rückhalt, und lächelnd, daß er anfange, an Doppelterscheinungen zu glauben. Indessen setzte er auch, als denkender Mann, zugleich hinzu: Ich müßte sehr irren, oder der Herr Baron selbst haben scherzend mich zu diesem Glauben bekehren wollen. Erlauben Sie doch, daß ich noch einmal auf den Büchersaal sehe, um von der Natur dieser in der That sehr verführerischen Täuschung mich ganz zu überzeugen. Der Baron selbst begleitete ihn. „Ich selbst," meinte er, „muß erfahren, ob auch ich noch außerhalb dieses meines Körpers mich sehen kann."

Einen Mann, wie den verstorbenen Magister Rötscher, konnte die Täuschung, so überraschend und groß sie auch war, nun freylich nicht länger im Irrthume lassen. Zwar wandte sich der Baron

Nummer Zwey im Büchersaale abermals zu dem Baron Nummer Eins und dem Prediger hin, indem beide in den Saal traten. Indessen schon die völlige Gleichförmigkeit in der Bewegung des Barons Nummer Zwey trug dazu bey, daß der Magister in dem letztern ein lebloses Bildniß ahnete, und dem wahren Zusammenhange der Sache nun sogleich auf die Spur kam. Bey näherer Untersuchung des vermeinten Gespenstes zeigte es sich, daß Herr von Reisewitz seinem wohlgetroffenen Wachsbilde in Lebensgröße genau solche Kleidung, wie er gewöhnlich trug, hatte anlegen, dem ganzen Körper aber durch einen geschickten Künstler, eine solche Beweglichkeit hatte geben lassen, daß ein Theil desselben, mittelst eines Drathes, der mit der Saalthür in geheimer Verbindung stand, nach demjenigen sich hinwandte, der in diesen Saal eintrat.

Ein hierher gehöriger Nachtrag zur fünften Erzählung des ersten Bandes. *)

Der erst Königlich-Preußische, dann Prinzlich-Ferdinandische Landbaumeister Meinecke zu Magdeburg veranschlagte um das Jahr 1758 den Bau einiger

*) Von Hrn. Prediger Kuhn zu Leopoldsburg bey Rathenow.

einiger Schleusen des, die Elbe und Havel verbindenden Plauenschen Canals, zu zwanzigtausend Thaler. Friedrich der Einzige, von Unredlichen so oft getäuscht, fand auch diesen Anschlag viel zu hoch, und argwöhnte, ein Landbaumeister, der es wagen könne, ihm einen so ungeheuern Anschlag vorzulegen, müsse mit den dabei mit interessirten Lieferanten und Handwerkern durchstechen, um bei dieser Gelegenheit auf Kosten des Staats einen unverhältnißmäßig großen Gewinn zu machen. In diesem grundlosen Verdachte wurde er besonders, durch einen seiner damaligen Günstlinge, bestärkt, welcher — ich will annehmen — zwar nicht mit bösem Willen, aber doch ohne Sachkenntniß, und folglich unüberlegter Weise, sich erboth, das angeblich viel zu hoch Veranschlagte, für funfzehntausend Thaler zu liefern. Der Landbaumeister Meinecke ward daher, des vermeintlichen Staatsbetruges wegen, durch die damals in Magdeburg befindliche Landmiliz, unvermuthet verhaftet. Der Garnison-Auditeur bekam hierauf Befehl, sich mit einigen von der Miliz nach der Wohnung des Verhafteten, (im Hause des Brauer Battier, in der großen Marktstraße) zu begeben, um die Papiere desselben zu untersuchen. Aber wie sehr erschraken Auditeur und Mannschaft,

als sie beim Eintritt in die Wohnstube des Landbaumeisters, ihn selbst, den sie so eben im Arresthause zurückgelassen hatten, vor dem Schreibepulte beschäftiget, wieder fanden! Bestürzt flohen sie Alle davon, meldeten das spukhafte Abentheuer, und bezeigten sich gegenseitig die Wirklichkeit dessen, was sie einstimmig aussagten.

Bei näherer und kaltblütiger Untersuchung fand sich, daß die Erscheinung, welche man für den Landbaumeister selbst gehalten hatte, nur sein wohlgetroffenes und sehr täuschend gearbeitetes Wachsbild in Lebensgröße war. — Das nämliche Bildniß wird, zum dankbaren Andenken an diesen milden Schulfreund, noch jetzt in der reformirten Schule zu Magdeburg aufbewahret. — Beiläufig bemerk' ich noch, daß Meineckens Unschuld, in Betreff des Bauanschlages, durch den Erfolg der Unternehmung jenes Schmeichlers, auf das Genugthuendeste an den Tag kam.

Elfte Erzählung.

Wie einige Menschen mit Geistern Umgang pflegen. Eine Thatsache.

(II. 2. B. und III. 2. A.)

Es ist bekannt, daß die verstorbene Königinn Louise Ulrike von Schweden, den Geisterseher Swedenborg einmal aufgetragen haben soll, ihren damals schon verstorbenen Bruder, den Prinzen von Preußen zu fragen, warum er ihr auf einen gewissen, einige Zeit vor seinem Tode ihm zugesandten Brief, nicht geantwortet habe — und daß Swedenborg, laut dessen Schriften, vier und zwanzig Stunden darauf der Königinn die Antwort des Prinzen in der Art überbracht haben will, daß die Königinn, völlig überzeugt, Niemand als sie und ihr verstorbener Bruder, kenne den Inhalt jenes Briefes, in die größte Bestürzung darüber gerathen, und von des großen Mannes Wunderkraft völlig überzeugt worden sey.

„Auf Thatsachen — schreibt ein glaubhafter

Cavallier an die Herren Herausgeber der Berlinischen Monatschrift (Bd. XI. Seite 303.) — zumal wenn man sich auf lebende Zeugen beruft, läßt sich so gradezu ohne Beweis nichts antworten. Ich las daher dieses Wunderkreditiv Swedenborgs und schwieg; reisete aber kurz nachher nach Stockholm. Hier fand ich Gelegenheit mit der nun verstorbenen Königinn Frau Mutter, über Swedenborg zu sprechen: und sie erzählte mir selbst die ihren Herrn Bruder und sie betreffende, oben angeführte Anekdote mit einer Ueberzeugung, die mir seltsam vorkam. Jeder, der diese aufgeklärte Schwester Friedrichs des Einzigen gekannt hat, wird mir Recht geben, daß sie nichts weniger, als schwärmerisch, und daß Ihre ganze Geistesstimmung völlig von dergleichen Einfällen frey war. Dennoch schien sie mir von dem übernatürlichen Geisterumgange Swedenborgs so überzeugt, daß ich es kaum wagen durfte, einige Zweifel und meinen Verdacht von geheimen Intriguen zu äußern; und ein königliches: „Je ne suis pas facilement dupée," („Es ist nicht ganz leicht mich plump zu täuschen") endigte alle Widerlegungen.

Ich mußte also schweigen, und auf Gelegenheit warten. Sie fand sich bald — schon des andern Tages, da ich eben den nun verewigten Ritter

Beylon, ehemaligen Vorleser der Königinn Mutter, besuchte, und bey ihm einen der aufgeklärtesten und rechtschaffensten Schweden, den Grafen F**, fand. Die Unterredung fiel auf Swedenborg; und ich erzählte, was mir die Königinn des Tages zuvor gesagt hatte. Der alte Riter sah den Grafen F** an, und beyde lächelten so, als wenn sie die geheimen Triebfedern der Geschichte wüßten. Das machte mich aufmerksam, und da ich begierig war, mehr davon zu wissen, so gab mir der Ritter folgende Aufklärung der dunkeln Sache.

„Von der im Jahre 1756 beabsichteten Revolution in Schweden, die dem Grafen Brahe und dem Hofmarschall Horn das Leben kostete, ward die Königinn als eine der Haupturheber angesehen, und es fehlte nicht viel, so hätten die damals triumphirenden Hüte ihr das vergossene Blut angerechnet. In dieser so bedenklichen Lage schrieb sie ihrem Bruder, dem Prinzen von Preußen, um sich Rath und Hülfe bey ihm zu erbitten. Die Königinn erhielt keine Antwort; und da der Prinz bald nachher starb, so erfuhr sie nie, warum er nicht geantwortet hatte. Sie trug deshalb Swedenborg auf, ihn darnach zu fragen, und that dieß im Beyseyn der Reichsräthe Grafen T** und H**. Der letzte, welcher jenen Brief unterschlagen hatte, wußte

sowohl, wie Graf T**, warum keine Antwort erfolgt war, und beide beschlossen, diesen Umstand zu benutzen, um der Königinn ihre Meinung über manches zu sagen, was sie ihr auf folgende Art fühlbar zu machen hofften.

Sie gingen des Nachts zum Geisterseher und legten ihm die Worte in den Mund, die er der Königinn als Antwort aus der Geisterwelt überbringen sollte. Swedenborg war froh, in Ermangelung übernatürlicher Einflößungen, wenigstens diese zu erhalten. Er eilte des andern Tages zur Königinn, um ihr in der Stille zu entdecken: daß ihm der Geist des Prinzen erschienen sey, und ihm aufgetragen habe, ihr zu sagen: „Er hätte deshalb nicht geantwortet, weil er das Betragen seiner Schwester zu sehr gemißbilliget hätte, da sie vor Gott Schuld an dem, ihrer unvosichtigen Staatsklugheit und ihres Ehrgeizes wegen, vergossenen Blute wäre, und dafür büßen müsse. Er bäte sie daher, sich nie wieder in Staatshändel zu mischen, der Regierung sich nicht anzumaßen, und keine Unruhe anzustiften, wovon sie, über kurz oder lang, das Opfer seyn würde.“ —

Die Königinn, äußerst verwundert über diese Erklärung, und in der festen Ueberzeugung: niemand, als ihr verstorbener Bruder könnte geheime

Umstände und Briefe wissen, die sie nur ihm entdeckt hätte, glaubte seit diesem Augenblick an Swedenborg, und ward seine eifrige Vertheidigerinn, ohne sich jedoch auf den Inhalt seines Berichts einzulassen. Und man kann leicht denken, daß die beyden Herren, die der Königinn diese moralisch-politische Arzeney vorgeschrieben hatten, sich wohl hüteten, davon zu sprechen; denn natürlich mußten sie, auch selbst nach der glücklichen Revolution von 1772 befürchten, durch eine solche Entdeckung es auf immer mit ihr zu verderben.

Nur wenige in Schweden wußten, so lange die Königinn lebte, diese Anekdote. Der alte Ritter Beylon, der von ungefähr Morgens um drei Uhr durch den Südermalm ging, wo Swedenborg wohnte, sah die beiden Staatsmänner aus dessen Hause schleichen; und da er auch zugegen war, wie die Königinn ihm den Auftrag gegeben hatte, so errieth er bald den ganzen Plan, den er nicht verrieth, weil er der Königinn einige Ermahnungen gönnte.

Zur Berichtigung dieser ganz natürlichen Erklärungsart des ganz unnatürlichen Swedenborgischen Umgangs mit Geistern, machte ein anderer höchst glaubhafter Mann, am angeführten Orte Seite 311, folgende, eigenhändig aufgesetzte Erzählung bekannt:

Ich fand, daß man in Stockholm fast durchgängig dem Gerüchte Glauben beymaß, Swedenborg habe der verwittweten Königinn Louise Ulrike, besondere Nachrichten von ihrem verstorbenen Bruder, dem hochseligen Prinzen von Preussen mitgetheilt; Nachrichten, welche unmittelbaren Bezug auf Umstände hätten, die keinem Andern, als der Königinn und dem Prinzen bekannt gewesen wären. Verschiedene behaupteten sogar: die Königinn, welche Swedenborg, um die Wahrheit seiner Geisterseherei zu prüfen; den Auftrag gegeben, den Geist ihres Bruders darüber zu befragen, habe sichtbare Kennzeichen des größesten Schreckens von sich gegeben, als ihr nun der Prophet, den sie zur Unterredung bey der öffentlichen Hoftafel der königlichen Familie herbei gerufen, diese Nachrichten mitgetheilt hätte.

Da mir die Königinn den freyen Zutritt zu ihrer Person erlaubte, so ergriff ich einst die Gelegenheit, Sie um die Wahrheit des Gerüchtes zu befragen. Sie antwortete mir lächelnd: daß ihr die Sage selbst eben so gut bekannt sey, als die Gründe mancher Personen, welche diese Sage, gegen ihre eigene bessere Ueberzeugung, in Glauben zu erhalten gesucht hätten. Es habe mit der Sache folgende Bewandniß:

Swedenborg habe sich in einer Unterredung, in welcher sie (die Königinn) ihm allerhand Einwendungen gegen die Möglichkeit seiner Visionen gemacht, erboten: ihr die Wahrheit derselben durch Thatsachen anschaulich zu machen. Hierauf habe sie ihm aufgegeben, den Geist ihres seligen Bruders über den Sinn einiger Ausdrücke zu befragen, die ihr bey einer mit ihm gehabten und durch Zufall abgebrochenen Unterredung dunkel geblieben wären; sie habe ihm hiezu einige unterscheidende Umstände dieser Unterredung als des Orts der Materie, näher bezeichnet; und Swedenborg sey mit der Versicherung von ihr gegangen, ihr über lang oder kurz Nachricht von dem Erfolge seines Auftrages zu bringen. Diese Nachricht aber sey ihr niemals geworden. Swedenborg habe sichtbar die Gelegenheiten zu einer Unterredung mit ihr vermieden, und ihr zu zweyenmalen, da er es nicht vermeiden können, gesagt: „er könne den Herrn (nämlich den Geist des Prinzen) noch nicht zum Spruch bringen." Auch habe er dabey zu erkennen gegeben: „es hange nicht von ihm ab, bestimmte Geister zu sprechen, wann und wie er wolle; und es könnten Jahre darüber hingehen, bevor der Herr sich bey ihm einfände. Einladen könne er zwar, aber eine Auswahl der Geister dürfe er nicht treffen;

vielmehr müsse er sich nicht nur gefallen lassen, ob ein Geist mit seinem Zuspruch ihn beehren wolle, sondern auch, wer es thun wolle, und wo er es wolle. Sie möchte sich also noch gedulden." —

Diese Geduld aber ist durch keinen Erfolg gekrönt worden. Swedenborg ist vielmehr gestorben, ohne den Herrn jemals zum Spruch zu bekommen; und die Königinn ist gestorben, ohne mit einem Senfkorn Glauben an seinen Visionen zu hängen. Wer nun ein wenig mit den Verstandes- und Herzenseigenschaften dieser Fürstinn bekannt gewesen ist, wird dieses ohne Gewährleistung glauben. Sie war zu aufgeklärt, um im Reiche des Uebernatürlichen etwas auf eines Menschen Wort zu glauben, was ihr nicht durch eigne Sinne zugekommen wäre: und dabey zu wenig zur Verstellung geschickt, um so von der Sache zu sprechen, als sie sprach, wenn sie eine innere Ueberzeugung vom Gegentheile gehabt hätte.

Es fragt sich nun, wie sind diese zum Theil von einander abweichenden Erklärungen des Swedenborgischen Wunders zu vereinigen? — Leicht zu heben ist der kleine Unterschied: daß es nach dem Herrn von * * ein Brief, und nach der letzten Erzählung eine Unterredung der Königinn, mit ihrem Herrn Bruder war, worüber sie Swedenborg befragte.

Herr von ** hatte von einem Briefe erzählen gehört und gelesen, und — da man bey solchen Unterredungen nicht frageweise nach Artikeln vernimmt — so erkundigte er sich wohl, als er bey der Königinn das Gespräch auf diese Sache brachte, nur im Allgemeinen: ob der Geisterseher ihr geheime Nachrichten von dem Prinzen gebracht habe? ohne das Wort Brief zu gebrauchen. Und hierauf antwortete sie mit Ja! ohne vielleicht bestimmt eine Unterredung zu nennen. —

Aber wichtiger ist die Verschiedenheit bey der Antwort der Königinn selbst. Man sieht auch aus diesem Beyspiele wiederum, wie mißlich es mit der Glaubwürdigkeit aller Wundergeschichten steht, wenn sie nicht den Augenblick öffentlich beglaubiget werden. Gewöhnlich pflegen solche Begebenheiten von den Wundermännern mit großem Fleiße hohen Personen beygelegt zu werden, bey welchen das Untersuchen und Befragen, größere Schwierigkeiten hat. Man sollte nichts, am wenigsten etwas Unglaubliches, ohne Bestätigung, fest glauben. Aber so sind wir Menschen! Wie manche Fabel von einer Wunderkur, einer Geister-Erscheinung, einer Vorherverkündigung, einer Ahnung wird auf diese Art fortgepflanzt; wird anfangs, vielleicht nur zu irgend einem bestimmten

Zwecke, erdichtet; wird von einigen wenigen geglaubt; wird dann aber immer weiter erzählt, und sogar öffentlich gedruckt, und wieder gedruckt; — wird nicht widerlegt, weil vielleicht nur ein Paar Menschen sie widerlegen könnten, welche gerade nicht Lust dazu haben; und wird, bloß auf dieses Erzählen, ohne alle Bestätigung geglaubt. Am Ende treten wohl wahrheitsliebende Männer auf, um die Fabel für eine Fabel zu erklären. Nur dann läßt sich oft, wegen Entfernung der Personen, der Zeiten und der Umstände, nicht Alles mehr genau nachforschen; manches muß unbestimmt und unausgemacht bleiben; ja man verwickelt sich wohl gar bey Aufdeckung einer Unwahrheit, in anscheinende Widersprüche, welche der Wahrheit selbst nachtheilig werden können.

Man mag nun von obigen beyden Enträthselungen annehmen, welche man will: so steht der angebliche neue Prophet immer, wie man auch vernünftigerweise vermuthen konnte, in armseliger Blöße da. Nach der erstern Erzählung aber ist er ein Betrüger, nach der zweyten ein bloßer Lügner. — Es ist, da die Hauptpersonen verstorben sind, jetzt unmöglich, mit Gewißheit auszumachen, wie so verschiedene Erzählungen, nach glaubwürdi-

ger Männer Bericht aus Einem Munde kommen konnten. Indessen geben gewisse Ausdrücke in der letztern Erzählung hierüber einiges Licht. Die Königinn sprach von den Ursachen, welche gewisse Personen hätten, die lügenhaften Swedenborgischen Geistergeschichten für wahr auszugeben. Sie sprach von geheimen Planen, nach welchen man diese himmlischen Wundergaben zu sehr irdischen Absichten in jenen unruhigen Zeiten hätte anwenden wollen. Dieß stimmt sehr mit dem Inhalte der ersten Erzählung überein, wo der Geisterbanner sich zum Sprachrohre einer Staatsparten gebrauchen ließ. Wie, wenn die Königinn wirklich, im Augenblick der ersten Ueberraschung, etwas Uebernatürliches in dem Berichte des Geistersehers zu hören geglaubt hätte? bis ihre Scharfsichtigkeit bald darauf den ganzen Plan durchschaute — — Wie, wenn sie sich noch länger das Uebernatürliche darin zu finden gestellt hätte, um ihren Verdacht nicht ganz zu zeigen? Wie, wenn Swedenborg am Ende selbst ihr die Sache entdeckt hätte? Dann, und vielleicht noch auf andere Art, wäre es erklärlich, wie sie gegen verschiedene Personen, und zu verschiedenen Zeiten, verschieden über die Sache hätte reden können.

Zwölfte Erzählung.

Ein bannender Nachtgeist in der Kirche zu Greifenberg *).

(III. 1.)

Der im Jahr 1795 verstorbene Prediger des Städtchens Greifenberg in der Ukermark, Herr Wesenberg, hatte sich, einige Jahre vor seinem Tode, einmal mit der Vorbereitung zur Predigt des nächsten Sonntags sehr verspätet, und studirte daher diesen Sonnabend, wider seine sonstige Gewohnheit, bis in die späte Nacht hinein. Eben weil dieß bey ihm eine Ausnahme von der Regel war, hatte man ihm nicht gehörig mit Lichte versehen. Alles um ihn her lag bereits im ersten tiefen Schlafe, als der Rest seines Lichtes nahe daran war, zu erlöschen; und doch mußte er nothwendig noch ein Stündchen aufbleiben, und Erleuchtung für diese Zeit haben.

*) Erzählt von dem Herrn Besitzer dieser Herrschaft, dem Rittmeister im Königl. Preuß. Leibkarabinier-Regimente, Herrn Reichsgrafen von Sparr.

Ungern wollte er die Seinigen im Schlafe stöhren, ohne deren Beyhülfe er im ganzen Hause nirgends Licht zu finden wußte. Rasche Vorkehrung war nöthig, wenn das Licht, das jetzt noch brannte, nicht erlöschen sollte; rasch entschloß er sich daher, im Finstern geschwind nach der ihm ganz nahen Kirche des Orts zu eilen, um von daher den kleinen Rest eines für den Altar unbrauchbar gewordenen Wachslichts, (welchen er dort irgendwo liegen gesehen zu haben sich erinnerte, und woran er ohnehin rechtliche Ansprüche hätte,) für diesen Nothfall, zu seinem Privatgebrauche herbey zu holen.

Dieser Entschluß war bald vollzogen; denn dem rechtlichen Manne, dessen Kopf von dem Gespensterwahne, und von groben Vorurtheilen nichts weiß, ist es gleich, ob er zu der, manchem vielleicht grausenvollen Mitternachtsstunde, oder am hellen Tage, eine Kirche einsam zu besuchen Veranlassung hat.

Nicht ohne Mühe, und nach einigem Aufenthalte, hatte der im Finstern umherfühlende Prediger, jetzt das erwähnte Wachslicht-Ende endlich gefunden, und eilig wollte er sich nun entfernen, um, nach der kleinen, durch das Suchen nach dem Wachse veranlaßten Verzögerung am Altare, auf die er nicht gerechnet hatte, bey der Rückkehr in sein

Studierzimmer, das Licht noch nicht erloschen zu finden. Aber wie sehr erstaunte er, als er sich in diesem Augenblicke von einer unsichtbaren Kraft ergriffen, und gleichsam gebannt sah.

Als ein Mann von ungewöhnlicher Leibesstärke, gelang es ihm zwar, sich ihr gewaltsam zu entreißen, und siegreich noch eben zur rechten Zeit, das letzte Flämmchen seines dem Erlöschen ganz nahen Lichtes aufzufangen; allein darüber hatte er nun versäumen müssen, die Natur des Nachtgeistes, der ihn so mächtig packte, näher kennen zu lernen.

Fest überzeugt, daß derselbe wenigstens kein übernatürliches Wesen seyn könne, kümmerte ihn indessen der räthselhafte Vorfall zu wenig, als daß er nicht hätte ruhig fortstudiren sollen. „Hab' ich doch, dacht' er, die Kirchthür wohlbedächtig wieder verschlossen; so eingesperrt, werd' ich das gewiß ganz natürliche, bannende Wesen auch morgen früh noch vorfinden." .

Wirklich betrog er sich in dieser Hoffnung im Geringsten nicht; denn als er des andern Tages die Gegend, wo jene unbekannte Kraft ihn festgehalten hatte, mit forschendem Auge ansah, bemerkte er sogleich einen Nagel, mit einer scharfen Hervorragung, welche mit der Kleidung desjenigen, der von dieser Seite sich so, wie Er, nach der Gegend

des

des Wachslicht-Endes, über den Altar hinbog, nothwendig in Streit gerathen mußte. Auch stimmte ein in dieser Nacht entstandener, und jetzt erst entdeckter großer Riß in der häuslichen Piquesche, welche er in dieser Nacht getragen hatte, mit dieser Deutung des bannenden Nachtgeistes, auf das Vollkommenste überein.

Dreizehnte Erzählung.

Die spukende Hausmutter im Magdeburgischen *).

(I. 1. C. D.)

„Man erzählte mir neuerlich als Thatsache, ein sehr lächerliches, spukhaftes Ereigniß, welches ich zwar in sofern nicht verbürgen kann, als ich des Schauplatzes desselben und der Zeit, in welche es fiel, mich nicht mehr genau erinnere; das aber doch — wärs auch nur der Abwechselung wegen — eines Plätzchens in Ihrer Gespenstersammlung nicht ganz unwerth seyn möchte.“

*) Nacherzählt vom Herrn Prediger A. Fr. Lütkemüller, zu Caro im Magdeburgischen.

In einem Magdeburgischen Dorfe, lebte ein Tagelöhner mit seiner Ehefrau, die, alt und lebenssatt, und mit dem Gedanken des bevorstehenden Todes längst vertraut, schon bey gesunden Tagen sich zwey Särge hatten machen lassen, worin sie nach ihrem Ableben beerdigt werden wollten. Man bewahrte sie, aus Mangel an Platz, in einer Vorrathskammer auf, die man von nun an die Sargkammer nannte. Der tägliche Anblick dieser Särge, hatte die alten Leute so sehr an dieselben gewöhnt, daß sie ihrer, als wären sie gewöhnliche Kisten, sogar zur Aufbewahrung von allerley Eßwaren sich bedienten. Es fiel ihnen nicht einmal ein, vor Todtenhäusern, in deren Gegenwart es höchstens einigen vom schönen Geschlechte je zuweilen kalt überläuft, sich im geringsten zu grauen. Wirklich standen auch die Särge viele Jahre hindurch völlig so ruhig da, als wären sie nichts weiter, als — Graupenkisten, und nichts weniger, als — die zuweilen vorspukende enge Behausung der — Heimgehenden.

Endlich entschlief die alte Hausmutter, urplötzlich an dem sanften Tode der Kraftlosigkeit und des Alters, und ließ ihren nun einsamen Lebensgenossen, traurend und voll ungekünstelter Sehnsucht nach seiner und unserer aller Heimath, zurück. Sein erlittener Verlust machte ihn auf einige Tage so

krank und so schwach, daß er das Bette hüten, und die mit der Beerdigung verbundenen kleinen Geschäfte, seinen Nachbars- und Gevattersleuten überlassen mußte. Diese leerten den Sarg der Verstorbenen, von den darin aufbewahrten Eßwaren, legten kurz und gut das Mütterchen hinein, und trugen ihn, als es Abend ward, mit aller der Herzlichkeit und Theilnahme, welche sie einer so guten alten Frau, und deren verlassenem Gatten schuldig zu seyn glaubten, zu Grabe. Des Dorfes Glocke verkündigte das christliche Werk, vom Kirchthurme herab der ganzen Gemeine.

Wenn gleich dem alten Manne sein Verlust unendlich mehr schmerzte, „als der heftigste Stoß am Ellenbogen:“ so brachte ihn doch seine gute Natur bald wieder auf die Beine. Er hatte, um nicht ganz einsam zu seyn, ein Paar Kindeskinder, zwey muntere Knaben, zu sich genommen. Eines Morgens schickte er Petern, einen verständigen Burschen, der ihm schon hülfreich an die Hand ging, mit dem Schlüssel zur Sargkammer dahin, um von dem dort aufbewahrten Vorrathe vom Backobste für den nächsten Mittagsgebrauch zu holen, „Die gebackenen Pflaumen, hieß es, wirst du in dem einen, die Birnen in dem andern Ende meines Sarges finden.“ Der Knabe ging und kam wieder, aber

ohne Obst, zitternd am ganzen Leibe und einer Leiche gleich.

Peter: Ach Gott! ach Gott! Großmutter ist wieder angekommen; dort liegt sie.

Großvater: Junge bist du bey Sinne? was schwatzest, was windbeutelst du da wieder?

Peter: Ja Großvater! sie ist ganz gewiß wieder gekommen; dort liegt sie in Euerm Sarge.

Großvater: In meinem Sarge liegt das Obst, das du holen sollst!

Peter: Ich glaub' es, aber die Großmutter liegt oben darauf.

Der Großvater meinte, Peter möchte wohl noch Schlaf in den Augen gehabt, und daher unrecht gesehn haben; aber Peter versicherte ganz ehrlich, daß er ja schon längst ausgeschlafen, und die Spukende wirklich gesehn, auch sogar gerochen habe. Indessen hatte der kleine naschhafte Christian, Peters Bruder, der von dem Vorgange nichts wußte, draußen mit Vergnügen bemerkt, daß die Thür zur Sargkammer, (von ihm lieber die Obstkammer genannt) aufstand, weil sein Bruder in angstvoller Eil vergessen hatte, sie wieder zu verschließen. Husch, war er hinein, um blindlings ein Paar gebackene Pflaumen, aus dem ihm wohlbekannten auf Schemmeln stehenden Sarge heraus-

zugreifen; aber, o weh! er faßte statt des Obstes — die eiskalte Großmutter. Er erhob ein fürchterliches Zetergeschrey, und eilte zum Großvater, der ihm schon entgegen kam, und von allen Tönen, welche die Angst auspreßte, nur die Worte: „die Großmutter, die Großmutter,“ deutlich vernahm. Dem alten Manne war das äußerst räthselhaft, und nie hatte er seine kleinen Lieblinge weniger verstanden, als jetzt. Indessen schritt er zur Untersuchung an Ort und Stelle. Kaum hatte er den einen Fuß in die Sargkammer gesetzt, so stutzte er heftig: Er sah sein beerdigtes Weib leibhaft im offenen Sarge liegen, und traute so wenig jetzt seinen eigenen Augen, als vorhin den Knaben.

Wie versteinert stand er da, ohne sich sogleich zur nähern Untersuchung der unbegreiflichen Erscheinung entschließen zu können. Das Geschrey der Knaben hatte indessen die Nachbarsleute herbeygerufen, deren einige in eigener Person die Verstorbene mit zu Grabe getragen hatten. Schrecken und Bestürzung bemeisterte sich aller, und machte anfangs sie alle gleich unfähig, das Räthsel zu lösen. Indessen überzeugte man sich endlich, durch drey verschiedene Sinne, durch das Gesicht, den Geruch und das Gefühl, daß das Gespenst eine

wirkliche Leiche, und zwar die nämliche Großmutter sey, welche sie vor einigen Tagen zu Grabe getragen zu haben vermeinten.

Die Sache entwickelte sich folgendermaßen: als man den verdeckten Sarg mit der wirklichen Leiche aus der Sargkammer tragen wollte, und auch zu tragen glaubte, ging eine Verwechselung der Särge vor; so daß man statt der Verstorbenen, das der Mäuse wegen ebenfalls verdeckte Backobst andächtig beerdigte, und, statt der vermeinten gebacknen Pflaumen und Birnen die Großmutter stehen ließ.

Vierzehnte Erzählung.

Die drey Schatten *).

(I. 1. C. D. und 3. A.)

„Als ich im Jahre 1770 das Berlinische Gymnasium, damals das graue Kloster genannt, besuchte, hatte ich an einem meiner Mitschüler, Dilthey, der 1793 als Prediger in Friedrichswalde bey Joachimsthal starb,

*) Erzählt von dem Prorektor des Berlinischen Gymnasiums, Herrn Seidel.

einen vertrauten Schulfreund. Er wohnte bey seinem Oheim, dem verstorbenen Oberkonsistorialrath Büsching. Meine Wohnung, bey dem damaligen Prorektor Schulze, war nur durch eine zweyte Thür getrennt, so, daß wir durch diese Nachbarschaft begünstigt, uns oft sahen.

Den Abend vor Weihnachten kam mein Freund zu mir, um mir sein kleines Weihnachtsgeschenk zu bringen, und dagegen das meinige in Empfang zu nehmen. Jeder hatte sein Geschenk mit einer poetischen Epistel begleitet. Wir lasen diese, belachten unsre Einfälle, redeten von allerley abergläubischen Gebräuchen, die zu dieser Zeit gewöhnlich wären, und so schlug es sieben. Dilthey eilte nun nach seiner Wohnung, und ich begleitete ihn bis dahin. Sein Onkel kam eben aus seinem Zimmer von der Treppe, und da er mich bemerkte, nöthigte er mich, zum Abendessen mit da zu bleiben.

Gegen zehn Uhr ging ich nach meiner Wohnung zurück. Da ich nicht geglaubt hatte, so lange wegzu bleiben, so hatte ich auch meine Segnerische Lampe nicht ausgelöscht, und ich fand sie daher noch brennend. Kaum in die Stube getreten, erblickte ich an der Wand drey große menschliche Schatten. Es überfiel mich ein kleiner Schauer; indessen wurde ich bald gewahr, das der mittlere von mir herrührte,

weil er mit mir gleiche Bewegungen machte, nur konnte ich nicht begreifen, wer in meiner Einsamkeit die beyden andern verursachen möchte. Das Fenster, der beschatteten Wand gegen über, ging nach einem Vorhofe; es war Mondschein, und ich vermuthete auf dem Hofe zwey Menschen, welche die spukhaften Schatten veranlaßten. Ich dachte an die beyden Söhne des Oberkonsistorialraths Büsching, die sich, vielleicht nach mir, heimlich hineingeschlichen hätten, um sich einen Spaß zu machen. Allein ich fand niemand, und doch wollten die Schatten in meiner Stube, in mehr als Lebensgröße, und zu meiner nicht geringen Furcht, noch immer nicht verschwinden. Ganz ernsthaft fragte ich das Hausmädchen, wo die beyden Büschings wären, denn diese mußten, meiner Vermuthung nach, nothwendig die Ursache jener Erscheinung seyn. Ich erhielt aber eben so ernsthaft zur Antwort, daß ich ja wissen müsse, es sey niemand mit mir hereingekommen; und nachher habe sie die äußere Thüre nicht wieder geöffnet. Weiter wollte ich mich ihr nicht erklären. — Ich kehrte nun, nicht ohne die Unbehaglichkeiten grausenhafter Empfindungen, nach meiner Stube zurück. Hier war es noch, wie vorher. Die beyden Schattengestalten standen unverrückt da,

Jetzt erneuerte sich bey mir so manche, in meinen Kinderjahren mit Heißhunger vernommene Erzählung, von Erscheinungen u. s. w., und ich fing an, den gewaltigen Einfluß, welchen sie unter solchen Umständen selbst auf vorurtheillose Gemüther haben, höchst unangenehm zu empfinden. Ich blickte ängstlich-wild in der Stube umher; selbst unter dem Bette suchte ich Gespenster, oder versteckte Menschen. Aber ich entdeckte überall nichts, und machte mich nach gerade auf eine fürchterliche Nacht gefaßt. —

Endlich nahm ich, mit erkünstelter Gleichgültigkeit, meine Zuflucht zu einem Buche, mit welchem ich mich, der Schreckenswand zur Seite, hinstellte, um zu lesen. Ich stand unbeweglich, denn ich begann mich vor mir selbst, d. h. so gar vor dem kleinsten Geräusche, welches ich etwa mit dem Fuße machen könnte, zu fürchten. Dabey wußt' ich, wie man mir gern glauben wird, nichts von dem, was ich las; denn fast mit jeder neuen Zeile ward der Blick wenigstens Einmal unwillkührlich nach jenen grausenvollen Gestalten hingezogen. Ich hatte eine Seite gelesen, und wollte das Blatt umwenden. Der Raum aber, den das Buch auf dem Tische einnahm, war so beschränkt, daß ich, um mit der Hand das Blatt umwenden zu können, erst

etwas hinweg nehmen mußte, was mich daran verhinderte. Indem ich dieß that, schielte ich zugleich nach der Wand hin; aber — welch ein frohes Erstaunen erfüllte mich, als ich eben in diesem hinweggeräumten Hindernisse, die Ursache des einen Schattens entdeckte.

Dieß Hinderniß mit der Hand wohl zwanzig Mal hin und her bewegen, unverrückt nach der Wand, und dem einen jetzt willkührlich bewegten Schatten sehen, um mich von der Wahrheit meiner gemachten Entdeckung, durch wiederholte Versuche zu überzeugen, das waren jetzt wohl sehr natürliche Beschäftigungen für mich. Die Natur der spaßhaften Schatten lag jetzt zu Tage, und ich konnte sie, als ohnmächtige Wesen, verbannen und belächeln.

Die bis dahin schrecklichen Gestalten waren zwey kleine Figuren von Holz, eben dieselben, welche ich meinem Freunde zum Weihnachtsgeschenke gemacht, und die er mitzunehmen vergessen hatte. Das Thema zu meiner Epistel war: „Erhebe deine Stimme — künftig als Prediger — wie eine Posaune.“ Und so war denn die eine ungefähr sechs Zoll lange Figur, ein Prediger, und die zweyte eine Trompete von der nämlichen Größe. Das Mundstück an dieser, bildete im Schatten den Kopf; der Griff an der einen Seite schien ein an den Körper

gestemmter Arm zu seyn, und der Schatten von dem unteren Theile konnte mir, wegen des dort stehenden Bettes, die Trompete nicht weiter verrathen. Einzig die Stellung dieser Figuren gegen die Lampe, verursachte die ungeheure Gestalt und Größe, und mir die wahrlich nicht geringe Angst.

Jetzt, wo ich nun die offenbarste Selbsttäuschung entdeckte, und einsah, daß es mit diesen Schatten höchst natürlich zuging, jetzt war ich zweifelhaft, ob ich über den Trug lachen, oder über mich selbst zürnen sollte. Ich begriff kaum, wie es auch nur möglich gewesen wäre, nicht sogleich an das auf dem Tisch stehende Geschenk, und dieses nicht auf der Stelle in seinem Zusammenhange, mit der Lampe und den Wandschatten gedacht zu haben. Es konnte fast nicht fehlen, ich mußte bey dieser Gelegenheit zu einem Paar ernsthaften Bemerkungen veranlaßt werden.

Wenn man — dacht' ich — mit den Gesetzen der Lichtstrahlen völlig bekannt, und ohne grobe Vorurtheile, in Augenblicken der Ueberraschung, und der dadurch aufgeregten Furcht, beobachten, und irre geleitet werden kann, als wüßte man nichts, gar nichts von diesen Gesetzen der Natur: um wie viel mehr sind Trugschlüße, und das Festhalten an übernatürliche Geisterwirkungen d e n e n zu verzei-

hen, deren kenntnißleere Köpfe nur mit den Faseleyen und den groben Vorurtheilen einer verwahrloseten Erziehung angefüllt sind!!

Und dann: was würde aus der so ganz einfachen Geschichte dieser Schatten geworden seyn, wenn ein Furchtsamer bey ihrem Anblicke davon gelaufen, die Lampe dann erloschen, und die Figuren zufällig aus ihrem sie verrathenden Standpunkte, neben und zwischen der Lampe und jener spukenden Wand, entfernt worden wären?? —

Funfzehnte Erzählung.

Das zauberische Licht auf dem Hauptaltare der Jesuiten-Kirche zu Neiße in Schlesien *).

(II. 2. E.)

Da ich mich während des siebenjährigen Krieges, in der Schlesischen Festung Neiße befand, war ich ein Augenzeuge von einer dort sich ereigneten, sonderbaren und höchst räthselhaften Erscheinung. Auf Befehl Königs Friedrich des Zweyten, muß-

*) Der Herr Erzähler ist der Königl. Preuß. Oberstlieutenant von der Artillerie, Herr von Weisse, zu Wesel.

ten damals die Jesuiten sich auf das Land begeben, um daselbst den Unterricht der Jugend fortzusetzen. Nachdem sie daher ihre Kirche zu Neiße völlig ausgeräumt hatten, entfernten sie sich auch aus dieser Stadt. Es war deren auch nicht Einer mehr daselbst, als der Festungscommandant ausdrücklich befahl, diese Kirche zu einem Proviantmagazine einzurichten, dabey aber des großen Hauptaltars, wegen seiner schönen Bauart zu schonen, und ihn ganz frey stehen zu lassen.

Plötzlich verbreitete sich jetzt in der Stadt das Gerücht, daß des Nachts auf diesem Altare ein helles Licht, welches die ganze Kirche erleuchte, gesehen würde. Von allen Seiten strömten Wundersüchtige herbey; auch mich trieb die Neugier hin, um dieß Licht in Augenschein zu nehmen. Zwei Abende hinter einander hatte ich versucht, bis zu dem Platz hin zu kommen, wo man es sehen konnte; aber vergebens: der Zulauf von Menschen war zu groß, und ich fand keinen Beruf, mich in das dickeste Gedränge zu begeben.

Am dritten Abend aber, wo der Commandant selbst sich dahin begab, gelang es auch mir, in seinem Gefolge das beneidete Plätzchen, wo man Wunder schauen sollte, zu erreichen. Ich muß gestehen, daß es mich sehr in Verwunderung setzte, Alles so

zu finden, wie man es mir beschrieben hatte. Die ganze Kirche war so helle, daß man durch die Fenster jeden Gegenstand in derselben unterscheiden konnte. Es hatte das Ansehn, als wenn diese Erleuchtung vom Hauptaltare herkäme. Der Commandant ließ sogleich die Schlüssel holen, und die Kirche eröffnen. Ich begleitete, nebst mehreren andern den Commandanten zur Kirchthür, und wir erstaunten nicht wenig, als wir beym Eröffnen derselben, die Kirche ganz dunkel fanden, und auch nicht die geringste Spur von einem Lichte darin entdecken konnten.

So sah sich nun der Commandant genöthiget, selbst erst einige Laternen holen zu lassen, damit die Kirche untersucht werden konnte. Indessen fand man bey der Untersuchung durchaus nichts, was die räthselhafte Sache im mindesten hätte erklären können. — Während der Zeit, daß wir in der Kirche waren, bemerkte man von der Straße durch die Fenster, ebenfalls kein Licht; dies war vielmehr nach Aussage der Zuschauer, in dem nämlichen Augenblicke verschwunden, in welchem die Kirche geöffnet ward.

Für dießmahl schien uns daher bey der Sache weiter nichts zu thun übrig, und wir begleiteten den Commandanten nach seiner Wohnung zurück. Zu

dem Ende mußten wir wieder vor dem vorhin erwähnten Wunderplatze vorbey. Wie sehr erstaunten wir, als wir jetzt aufs neue die Erleuchtung der Kirche erblickten, und wieder jeden Gegenstand, besonders in der Altargegend, auf das deutlichste durch die Fenster erkennen konnten. — —

Man kann leicht denken, daß von diesem überraschenden Augenblicke an, auch selbst bey dem denkenden Theile der Beobachter, die Urtheile über diese Begebenheit sehr verschieden waren. Der große Volkshaufe glaubte, es wäre eine Vorbedeutung, daß bald Friede werden, und der König den Jesuiten alsdann erlauben würde, in dieser Kirche wieder Gottesdienst zu halten.

Um der Sache ein Ende zu machen, befahl der Commandant, daß in der folgenden Nacht eine Wache in der Kirche bleiben solle. Dieß geschah; allein auch dadurch ward gerade nichts entdeckt. Die Kirche blieb in dieser Nacht dunkel, und man sahe weder von außen noch von innen eine Erleuchtung. Sobald die Wache aber wieder aus der Kirche blieb, war auch beides, das Licht auf dem Altar und dessen Erleuchtung, wieder zu sehen.

Nun ließ der Commandant bey der Parole dem Militär, und durch den Magistrat, der Bürgerschaft bekannt machen, daß derjenige, welcher die Natur

dieses Geheimnisses entdecken und völlig aufklären würde, eine ansehnliche Belohnung empfangen solle. Zwei Tage vergingen, und die Sache blieb ohne Aufschluß; am dritten Tage aber meldete sich ein gemeiner Soldat aus der Garnison bey dem commandirenden General, und versprach diesem mit der bestimmtesten Zuversicht, die befriedigendeste Entdeckung des Geheimnisses. Und wirklich hielt er auch Wort.

Noch an demselben Abend erschien der General, von vielen Wißbegierigen begleitet, zu der gewöhnlichen Zeit auf dem Platze bey der Kirche, der Soldat war schon da; das Wunderlicht leuchtete, und das Dunkel dieser Erleuchtung ward aufgeklärt.

Man kann sich leicht vorstellen, daß hier der Zulauf von Menschen ungeheuer gewesen seyn wird. Wirklich sah sich der General genöthigt, die Kirche, die er öffnen ließ, mit Wache zu besetzen. So wie wir in die Kirche eintraten, umgab uns das schönste Zauberlicht, dessen tausendfache Strahlenverbreitung — o Wunder! — gerade aus derjenigen Gegend des großen Hauptaltars hervorging, wo die Monstranz zu stehen pflegt. Ja, was noch mehr ist, das Licht hatte eine runde Gestalt, genau von der Größe einer Hostie. Dieser Anblick mußte natürlicherweise in der Einbildungskraft, der damals

noch

noch sehr abergläubischen Zuschauer mancherley wunderbare und unsinnige Vorstellungen erzeugen.

Nun führte uns der Soldat zum Altare, und lenkte unsere Aufmerksamkeit auf die Gegend des Kirchenfensters, von welcher die Lichtstrahlen in Brennpunkte concentrirt, auf den Altar gebracht wurden. Hierauf bat er den Commandanten, sich mit ihm nach seinem Quartiere hinauf zu bemühen, um ihm ferner zeigen zu können, wie er, von dort aus, die concentrirten Lichtstrahlen nach der Kirche, und gerade auf den Hochaltar hin, habe fallen lassen können. Der General, und von seinem Anhange so viele, als der Raum erlauben wollte, folgten dem Soldaten in ein hoch erhabenes; der Kirche gerade gegen über gelegenes Dachstübchen. Hier fanden wir einen Mechanikus, welcher, mittelst eines Hohlspiegels, eines seiner Kunstwerke nach den bekannten Regeln der Optik angewandt hatte, und — jedoch ganz zufällig und absichtlos, — der Schöpfer jener so vieles Aufsehen erregenden spukhaften und anscheinend-wunderbaren Erscheinung gewesen war.

„Ich arbeite — so erzählte der Soldat — bey „diesem Künstler, der mir zuweilen Beschäftigung „mit nach meinem Quartiere giebt. Vor einiger „Zeit nahm ich einen ziemlich großen Hohl- oder „Brennspiegel mit, um denselben einzufassen. Die-

„ser bekam neuerlich des Abends bey der Arbeit un-
„gefähr einmal eine solche Stellung gegen das Licht
„und meine Stubenfenster, daß der Hohlspiegel
„die Lichtstrahlen durch dieß Fenster, nach einem
„der Kirchenfenster hinwarf. Plötzlich ward ich
„jetzt in meiner Arbeit durch einen Lärm auf der
„Straße gestöhrt, welchen einige zusammengelau-
„fene Menschen machten. Dieß bewog mich, das
„Fenster neugierig zu öffnen; ich hörte, daß man
„von einem wunderbaren Lichte in der mir so nahe
„liegenden Jesuitenkirche sprach. Ich selbst ward
„beym ersten Hinblick auf die Kirche nicht wenig
„überrascht, als ich diese völlig erleuchtet sah. In-
„dessen konnte mir die einzig wahre Ursache dieser
„Erleuchtung nicht lange räthselhaft bleiben. Ich
„gab meinem Hohlspiegel eine veränderte Stellung,
„und sogleich war das Licht in der Kirche ver-
„schwunden."

„Nach einiger Zeit, als die Bewunderer auf der
„Straße sich etwas verlaufen hatten, machte ich
„wiederholte Versuche, deren Erfolg immer ganz
„der nämliche war. Nur mein Schlafkamerad war
„ein Zeuge von dem, was mit dem Hohlspiegel bis
„dahin vorgefallen war. Ich legte ihm das größte
„Stillschweigen auf, und er brach es nicht. Als
„ich den Spiegel vollendet hatte, sollte ich ihn zu-

„rück liefern, und doch hätte ich ihn gern noch eine „Zeitlang zu diesem Gebrauche bey mir behalten. „Ich entdeckte daher das Geheimniß den hier ge„genwärtigen optischen Künstler, und bat ihn, mir „den Spiegel zu diesem Behufe noch eine Zeitlang „zu erlauben. Er erfüllte nicht nur diese meine „Bitte, sondern half mir auch noch die Sache „mehr nach den Regeln der Kunst und der Vor„sicht und Klugheit ordnen. So fand er gleich „anfangs in meiner Stube eine Schwierigkeit, wel„che gehoben werden mußten; denn, er sagte, wenn „wir nicht ein anderes Zimmer bekommen, so wird „man bald merken, wo das Licht herkommt."

„Der Wirth wurde daher hierüber zu Rathe gezo„gen und in das Geheimniß eingeweihet. Man brach„te diese kleine Dachstube in Vorschlag, weil deren „Fenster unten von der Straße aus, nicht zu sehen „ist. Hier wurde nun auch allemal, bis auf diese „Stunde der Entdeckung, die Sache vorgenom„men. Mein Schlafkamerad mußte dann jedes„mal auf der Straße lauschen, was dort vorging, „und mir Nachricht davon geben. Daher ließ ich „das Licht in der Kirche nicht sehen, als der Herr „General sie öffnen ließen. Sobald ich aber er„fuhr, daß sie wieder zugeschlossen sey, kam auch „das Licht wieder zum Vorschein. Eben so war ich

„in der Nacht, als die Wache in der Kirche die „Täuschung leicht hätte entdecken können, vorsich„tig genug, um keine Erleuchtung zu veranstalten; „und erst, nachdem die Wache weg blieb, illumi„nirte ich wieder.“

Dem General, wie jedem andern Sachverständigen, genügte diese Entdeckung völlig. Er behändigte daher dem Soldaten die versprochene Belohnung von zehn Thalern, jedoch mit dem Befehle, diese Gaukeley künftig zu unterlassen. Indessen ward der General den folgenden Tag durch die Vorstellung und Bitten vieler Neugierigen bewogen, zu erlauben, daß das Schauspielel zu Gunsten der Künstler, noch einigemal gegeben werden durfte, wodurch dann diese letzten noch einiges Geld verdienten; denn jeder, der es sich zeigen ließ, beschenkte sie auch. Nachdem aber endlich die Neugierde befriedigt, und die Unwissenheit gehörig unterrichtet war, nahm auch das Wunder seine Endschaft.

Sechzehnte Erzählung.

Die Riesengeister bey Demzien *).

(Geschichtserzählung nach ungedruckten Acten.)

(II. 2. A.)

Am dritten December des Jahres 1775, Nachmittags trug der Schneider, Küster und Schulmeister in dem, nach dem prinzlich Ferdinandischen Amtsdorfe Schlagenthin, im Magdeburgischen eingepfarten Dorfe Lütchen-Wusterwitz, Herr Schade, einige vollendete Schneiderarbeit, nach dem benachbarten Dorfe Groß-Demzien. Es war bereits Abend geworden, als er nach seinem Wohnorte zurückkehrte. Und wenn gleich die Gegend, durch welche sein Weg ihn führte, ein wenig verrufen, und durch die Nachtgeister, die dort hausen sollten, berüchtigt war: so ging er doch ohne Furcht, wie er wenigstens sich selbst zu überreden suchte; zumal da er den Weg allenfalls blindlings zu finden wußte, und übrigens in seinem Berufe zu seyn glaubte.

*) Erzählt vom Herrn Prediger Pauli zu Schlagenthin.

In der Nachbarschaft von dem königlichen Vorwerke Lütchen Demzien, war ihm indessen eine schwere Prüfung vorbehalten. Wegen der damals hier noch befindlichen Elslaken, stand in dem Wege an den meisten Orten schuhtiefes Wasser, um deswillen für die Fußgänger Stege gelegt waren. Der durch jene Sage, als sey es hier nicht ganz richtig, doch etwas ängstliche Mann, hatte schon die Hälfte dieser Stege hinter sich, als er im hellen Mondenscheine plötzlich ein scheußliches Gespenst in kolossalischer Größe, ganz weiß, ohne Kopf und mit raschen Schritten auf sich zukommen sahe. Er wollte zurück laufen; aber indem er sich wandte, eilte eine zweyte, der vorhinbeschriebenen ähnliche Schreckgestalt auf ihn zu. In diesem angstvollen Gedränge kehrte er abermals um, und — sprang in's Wasser, um, wo möglich, diesen Erscheinungen zu entgehen, und in sein Dorf zu entkommen. Das Gespenst schien ihm zwar anfangs auch selbst den nassen Weg zur Flucht abschneiden zu wollen; es mochte ihm jedoch kein rechter Ernst damit seyn, und der Flüchtling entwischte den beyden Geistern, sofern sie ihm aus ihrer Mitte entließen. Jetzt aber vereinigten sich diese, und verfolgten ihn gemeinschaftlich, und jagten den armen Mann, der sich zuweilen schüchtern umsah, den

größten Theil des übrigen Weges durch dick und dünn vor sich hin.

Als endlich der beflügelte Geisterseher ganz abgemattet, und von dem ausgebrochenen Angstschweiße so wohl, als von den Feuchtigkeiten der nassen Lake triefend, seinen Wohnort Wusterwitz erreichte, war er einer Ohnmacht nahe. Das Entsetzen, welches die Unholde ihm fast eine halbe Stunde hindurch verursacht hatten, übertraf, nach seiner Versicherung, alle Vorstellung. Auch war es wirklich in seiner nächsten Wirkung und seinem spätern Erfolge, gleich traurig, denn er erkrankte auf der Stelle, und lag einige Wochen gefährlich an einem hitzigen Fieber darnieder.

„Tages darauf, den vierten December — so schreibt mir der Herr Erzähler zu Schlagenthin — ließ der ernstlich kranke Küster Schade mich zu sich, nach meinem Filialdorfe Lütchen-Wusterwitz hinüber rufen. Ich genügte seiner Aufforderung sogleich, und er klagte mir sein Abentheuer: „Er sey — daß ich mich seines eigenen Aus-„drucks bediene — in böser Geister Gedränge „gewesen, und von der erlittenen Höllenangst nun „sehr krank geworden. Er könne auch nicht anders „glauben, als daß die von dem Demzinischen Vor-

„werke an, ihn stets umschwebenden weißen Ge„stalten, Gespenster gewesen wären." —

„Ich hatte Mühe ihn dahin zu bereden, daß er nur dießmal mir zu Gefallen glauben möchte, es seyen muthwillige und böse Menschen gewesen, die ihn hätten erschrecken wollen, und sich nun darüber lustig machen würden. Auch sagte ich ihm zum voraus: die Sache werde gewiß überall von den vermeintlichen Geistern selbst ausgeplaudert werden. Man werde sich sogar damit rühmen, und so, unvorsichtig genug, sich selbst verrathen. Er selbst werde daher klüglich handeln, wenn er von dem Vorgange ganz und gar schwiege, damit durch ihn nichts bekannt werde; und die Leute, die davon erzählen würden, desto wirksamer angehalten werden könnten, zu bekennen, woher sie es wüßten; auf diese Art würde man den Gauklern unstreitig bald auf die Spur kommen." —

Wie gedacht, so geschehen; die Betrüger waren viel zu voll von ihrer vermeintlich witzigen Erfindung und Heldenthat, als daß nicht sie selbst die Sache unvorsichtig überall hätten ausplaudern, und bald ihre eigenen Verräther werden sollen.

„Ein Paar übermüthige junge Leute, welche sich auf dem königlichen Altenplathoischen Amtsvorwerke Lütchen-Demzien aufhielten, der eine,

Günther, als Knecht, und der andre, Dün-gel, ein Beurlaubter von dem Leibkarabinier-Regimente, und zwar von des damaligen Majors, Herrn General von Buddenbrocks Compagnie, wußten, daß der Schade nach Groß-Demzien gegangen war, und noch den nämlichen Tag gegen Abend zurückkehren werde. Man schmiedete daher sogleich einen Plan, wie man ihn Abends auf dem Rückwege erschrecken wolle. Es fanden sich bald Rathgeber und Helfer zur Ausführung desselben. Die beyden jungen Pursche ließen sich leicht dazu bereden, und man war geschäftig sie mit weißen Hemden, die sie sich überzogen, zu versehen. In die eine Hand gab man ihnen Harken mit langen Bettüchern behangen; in die andre, starke lange Stäbe. Auf diese Art konnten sie ihre Gestalt dem Küster Schade bald groß, bald klein zeigen, und der ganzen Farce einigermaßen das Ansehen der Uebernatürlichkeit geben. So erwarteten sie nun in einer der Laken, bey dem Demzienischen Vorwerke, des ohnehin schon furchtsamen Mannes, und erhitzten durch ihre gaukelnde Begleitung sein Blut dermaßen, daß die ausgestandene Angst, verbunden mit der Erkältung, wohl nichts anders, als ein hitziges Fieber zur Folge haben konnte."

„Da dies in der That höchst sündliche Gespen-

sterspiel so traurige, obgleich nicht beabsichtete Folgen hatte, zeigte ich die Thäter, die sich sogleich verriethen, der Gerichtsherrschaft zur verdienten Bestrafung an. Der allgemeinen Ruhe und Sicherheit wegen, hielt ich mich — den Vorgesetzten des Leidenden — hierzu nicht nur berechtigt, sondern, schon als Mitglied der Gesellschaft, wie vielmehr denn als Menschenfreund, selbst verpflichtet. Und wer wäre nicht mit mir der Meinung, daß ein Uebermuth dieser Art, jederzeit ernstlich gerügt werden sollte.

Hierauf begann, mittelst der Gerichte des königlichen Justitzamts Alten-Plathо, die gerichtliche Untersuchung jenes policeylichen Unfugs. Der damaligen Justitzcommissar, Herr Reinsdorf, verwies wegen des rc. Düngel, an dessen Regimentsgerichte; den rc. Günther aber, der die That, deren Anstifter er vorzüglich war, nicht läugnete, zog er sogleich gefänglich ein. Nach vollendeter Untersuchung erließ der Richter an mich, unter andern den Bescheid:

„daß Denunciat Günther, da er, geständlich,
„sich den dritten December als ein Gespenst
„ausgekleidet und, in Gesellschaft des Carabi-
„nier Düngel, dem Schulmeister Schade,
„des Abends um fünf Uhr, einen Schrecken

„verursacht habe, mit achttägigem Ge-
„fängnisse bey Wasser und Brod,
„nicht unbillig zu bestrafen, auch sämmt-
„liche Kosten zu erstatten, schuldig
„sey. rc. rc."

„Auch habe Denunciat, ob er gleich die
„ganze Sache für einen bloßen Schertz aus-
„geben wolle, auch bereits dem Schulmeister
„Abbitte gethan habe, dennoch geschehener-
„maßen in Strafe genommen werden müssen,
„weil die Handlung nicht nur viel Uebermuth
„verrathe, sondern auch selbst die öffentliche
„Sicherheit dadurch leiden könne."

Daß aber die öffentliche Sicherheit auch wirk-
lich dadurch litt, davon zeugt zur Genüge die
schon erwähnte Krankheit.

Siebzehnte Erzählung.

Die Todesahnung Herrn Herpers zu Sandau *).

(III. 2. B. und I. 1. B.)

Es ist nicht ungewöhnlich, daß Todtengräber und Nachtwächter besonders in kleinen Städten sich das Talent zutrauen, vorherbestimmen zu können, ob wieder eine Beerdigung nahe bevorstehe, oder wohl gar wer von den Einwohnern des Städtchens der erste Sterbende seyn werde. Bald wollen Todtengräber des Nachts das Visitiereisen oder die Spaden, deren sie sich zum Grabmachen bedienen, spukhaft poltern gehört haben; bald sehen Nachtwächter vor demjenigen Hause, aus welchem die nächste Leiche getragen wird, einen geistartigen Todesvorboten; bald sind es andre spukhafte Ahnungen, die sie zum Todespropheten machen.

Ist nun aber vollends das Amt des Todtengräbers und Nachtwächters in Einer Person verei-

*) Erzählt von dem Herausgeber der Gespenster.

nigt (in kleinen Städten nichts ungewöhnliches): dann blühet auch gewiß diese Art der Wahrsagerey daselbst vorzüglich — diese Vereinigung zweyer städtischer Aemter, findet z. B. in dem Magdeburgischen Landstädtchen Sandau bey Havelberg statt. Es würde zu viel Vorliebe für meine Vaterstadt verrathen, wenn ich ihr alles Talent zum Anschauen der Geister — d. h. unschaubaren Wesen — und allen Glauben an eine Art von Allwissenheit jener Todespropheten — nicht selten sehr unwissender Menschenclassen — absprechen wollte. Nein, es ist vielmehr auch hier, wie überall.

Wie untrüglich aber die Erscheinungen sind, welche auch hier die nächsten Todesfälle vorbedeutend anzeigen, davon giebt uns Grabenstein, wohlbestallter Todtengräber und Nachtwächter daselbst, folgenden redenden Beweis: Grabenstein hatte mit seinem eintönigen Horne in einer heitern Frühlingsnacht des Jahres 1797, die Stunde der Gespenster angedeutet, und eben andächtig gesungen:

„Daß die schwarzen Nachtgespenster,
„Uns nicht mögen schrecklich seyn:"

als plötzlich dennoch eine geistige Gestalt dicht vor ihm vorüberschwebte, und den armen Erschrockenen fast versteinerte. Er erkannte sie auf das Ueberzeugendste für die vorspukende Doppelterscheinung des

gerade damals auf dem Sterbebette liegenden Sandauischen Ackerbürgers, Herrn Christian Herpers. Dieser Greis, der damals schon seit drey Monathen hart darnieder gelegen, und kraftlos seiner Auflösung entgegen geharret hatte, wohnte nicht weit vom Kirchhofe. Dieser war zugleich der Begräbnißplatz, von woher der ahnende Geist dem Nachtwächter auch zu kommen schien. Vielleicht hatte sie vorläufig die künftige Ruhestätte der zurückzulassenden Herperschen Hülle beschauet. — Der dicht an dem Krankenhause sehr langsam hinschwebende Geist war vom Scheitel bis zu den Füßen weiß. Das Gesicht desselben, in der mondhellen Nacht deutlich sichtbar, glich völlig dem Herperschen. Es war das blasse Antlitz eines bereits Verstorbenen. Unser Geisterseher zweifelte daher an dem bevorstehenden, vielleicht gar schon dieser Nacht erfolgten Tode des ꝛc. Herper, um so weniger, je schärfer er die Erscheinung ganz in der Nähe ins Auge gefaßt hatte.

Kaum war der neue Tag erschienen, so verkündigte er weissagend das Wunder der Nacht allen gläubigen Seelen des Städtchens. Aufmerksam und schaudernd horchte man auf jedes Wort des Todespropheten; geschwätzig und theilnehmend erzählte man die neue Mähr dieses Abentheurers überall wie-

der; nach wenig Stunden wußte das ganze liebe Städtchen, was Vetter Herpern, obgleich er den Morgen noch lebte, nach des Nachtwächters Aussage, nun ganz nahe bevorstand.

Natürlich nahm die Grabensteinische Wahrsagerey niemand mehr zu Herzen, als die Herperschen Kinder: seine Tochter, die Frau Schwazen, bey welcher er ganz für sich ein Altentheil bewohnte, und sein Sohn, der benachbarte Bürger und Bäckermeister Herper. Beide eilten auf das vernommene Gerücht, daß ein vorbedeutendes Gespenst ihm in der vergangenen Nacht bereits eine Grabstätte ausersehen, und den Todtengräber auf das nahe Geschäft des Grabbereitens aufmerksam gemacht habe, zu dem geliebten Alten. Aufrichtig äußerten sie ihm herzliche Theilnahme über den nahen Verlust der ihnen bevorstehe, und sie thaten es um so glaubensvoller, je veränderter sie an diesem Morgen die Gesichtsfarbe des Kranken fanden, die auch in der That und ganz unläugbar, sich plötzlich in die Farbe des Todes verwandelt hatte. Der Greis, der nun schon so lange krank und schwach war, schon so manchen Tag einsam durchlebt, so manche Nacht schlaflos durchwacht hatte, vernahm die Todesbotschaft lächelnd, als freue er sich ihrer.

„Wie Gott will" — erwiederte er, mit aller

der Ruhe des Gemüths, die nur, und die auch sterbend noch, das beglückende Erbtheil eines gottgefälligen Lebens ist — „aber darum — fügte er hinzu — weil Grabenstein, seit der letzten Mitternacht, meinen Tod weißsagt, darum kann ich eben nicht auf eine baldige Erlösung hoffen.“

Tochter: Aber Herzensvater, er hat Euch ja doch zu Mitternacht vor sich vorüber schweben gesehen.

Vater: Kinder! Ihr habt mich alten Kranken auch wohl schon zur Mitternacht gesehen; aber bin ich deswegen gestorben?

Sohn: Ja wir sahen Euch selbst, Vater! nicht Euren Geist, wie Er. —

Vater: Lieber Sohn, wer hat je einen Geist gesehen?

Tochter: Er hat es uns bey seiner Seelen Seligkeit geschworen, daß er in dieser Nacht einen ganz weißen Geist sah, der im Gesichte Euch so gleich war, wie ein Ey dem andern.

Vater: Kinder, bey Eurer Seelen Seligkeit bitte ich Euch — nie zu schwören, wie dieser schwur — denn er sah in dieser Nacht, wie er schon oft gesehen haben mag — und wie alle Geisterseher sehn — —: mit Augen voll Trugs und grober Vorurtheile.

Tochter: Verzeihet, Vater! der Mond schien in der vergangenen Nacht sehr helle, und er ist von dem Geiste kaum drey Schritte entfernt gewesen.

Vater: Ich weiß es; aber das grobe Vorurtheil beobachtet im hellesten Lichte so unrichtig, wie im Finstern.

Sohn: Vielleicht war er trunken, und wußte weder, was er sah, noch was er that; wenigstens läßt sein Läugnen, mich diese Nacht geweckt zu haben, mich so etwas vermuthen. Ich wollte, wie ich Euch auch gestern Abend erzählte, um ein Uhr aufstehen, um zu backen, und fürchtete die Zeit zu verschlafen; aber der Nachtwächter, den ich dießmal aus Vergessenheit nicht bestellt hatte an mein Kammerfenster zu klopfen, hatte diese Nacht den glücklichen Einfall, es unaufgefordert zu thun.

Vater: Aber der hat Dich auch nicht geweckt — wenigstens um Ein Uhr nicht, wo Du aufstehen wolltest. —

Sohn: Verzeihet, Vater; ich hörte deutlich sein Klopfen ans Fenster und seine Stimme; und dennoch versicherte er heute früh, als ich ihm dafür dankte, er habe mich dießmal nicht geweckt, und selbst — vor großer Angst wegen des hier erblickten Gespenstes — nicht einmal daran gedacht, mich wecken zu wollen.

Tochter: Daß sich Gott erbarme! da mag gar der Geist Dich geweckt haben.

Vater: (lächelnd) Ja wohl ein Geist — und zwar in seiner natürlichen sichtbaren Hülle, in der nämlichen — die Ihr hier vor Euch im Bette erblickt. —

Sohn: Wie meint Ihr das, Vater?

Vater: Genau so — wie die Worte lauten! — Du wünschtest gestern Abend — als ich über Schlaflosigkeit klagte — von deinem zu festen Schlafe — mir etwas abgeben zu können — indem du fürchten müßtest — auch heute früh wieder — die rechte Backzeit zu verschlafen: — Um Mitternacht — wo ich noch kein Auge zugethan hatte — dacht' ich daran — ich versuchte — —

Sohn: doch wohl nicht gar, mich zu wecken?

Vater: Ja wohl — dich zu wecken — und es gelang mir auch. — Zwar mußte ich mir Zeit nehmen — um bey meiner Kraftlosigkeit erst nur aus dem Bette — dann aus dem Hause — und bis zu deinem Kammerfenster hinzukommen — Ich glaube — ich habe auf die funfzig Schritte bis dahin, fast eine Viertelstunde zugebracht. —

Sohn: Die Stimme dessen, der mich weckte, wäre also nicht die des Nachtwächters gewesen?

Vater: Es war die meinige. Der Nachtwäch-

ter ging, stumm wie ein Fisch, vor Deinem Fenster, und stolpernd, wie ein Epileptischer, vor mir vorüber.

Sohn: (nachdenkend) So mag er nur Euch, und kein Gespenst gesehen haben?

Vater: Unstreitig nur mich — und kein Gespenst. — Er entsetzte sich — mich alten schwachen Mann — um Mitternacht hier zu erblicken, als sähe er ein Gespenst; — in seiner kindischen Angst vergaß er sogar an unserer Straßenecke abzurufen; — auch kam er die ganze übrige Nacht hier nicht wieder vorbey.

Tochter: (voll zweifelnder Verwunderung) Ists möglich! Aber — aber, der Geist, den Grabenstein vor unserer Thür sah, war ja ganz weiß? — vom Kopfe bis zu den Füßen weiß? —

Vater: Ich war im Hemde, liebe Tochter, — und mit dieser weißen Mütze bedeckt. —

Tochter: Im Hemde? Um Gottes Willen, da werdet Ihr Euch gewaltig erkältet haben.

Vater: Ich fürchte selbst, daß es mir nicht gut bekommen wird — wenigstens ist mir heute gar nicht wohl zu Muthe. —

Sohn: Armer Vater! Ihr habt es so gut gemeint!

Die Tochter zweifelte noch einige Augenblicke, und stotterte noch einige Aber hervor, die indes-

sen insgesammt von dem guten Alten glücklich geho-ben wurden. So überzeugte er nun seine Kinder, und alle, die es hörten, daß der vermeintliche To-desprophet Grabenstein einmal wieder mit Au-gen voll Truges und grober Vorur-theile gesehen, und den langsam fortschleichenden Vater Herper selbst, für den sanft dahin schwe-benden Geist desselben gehalten hatte.

Uebrigens verdient aber der Nachtwächter, we-gen seiner falschen Deutung dessen, was er sah, und worauf er seine Fehlschlüsse bauete, für dießmal allerdings einigermaßen entschuldigt zu werden; denn wer in aller Welt hätte auch nur denken sollen, daß ein kraftloser Greis, der seit einem Viertel-jahre fast nicht aus dem Bette gekommen war, und von dem ganz Sandau mit jedem neuem Tage fester glaubte, daß der gegenwärtige sein letzter seyn werde — auf den höchst sonderbaren Einfall kommen werde, um Mitternacht im Hemde seinen Sohn wecken zu wollen? — Wirklich mußte auch der gute Alte für seinen Einfall büßen; denn er hatte sich in der kühlen Nacht so sehr erkältet, daß er von Stund an kränker ward, bis ihn endlich einige Wochen nach diesem belehrenden Vorfalle ein sanfter Tod erlösete.

Lassen Sie, meine Leser! uns den leicht mög-lichen Fall annehmen, die außerordentliche Erkäl-

tung hätte auf den schwachen Greis so mächtig gewirkt, daß die Seinigen ihn am nächsten Morgen im Bette schon sprachlos, oder gar todt gefunden hätten: was würde dann aus dieser ganz natürlichen so genannten Ahnung des vermeintlich spukenden Sterbenden geworden seyn? — Hätte man es dann dem Nachtwächter verargen können, wenn er bis an sein Lebensende an Todesahnungen und Geistererscheinungen geglaubt hätte? —

Wie, wenn nun vollends der Kranke — noch vor der Entdeckung, daß er gerade in dieser Nacht den Sohn geweckt hatte — sprachlos geworden, oder gar gestorben wäre? — Wie, wenn der Geisterseher den Sandauern sein spukhaftes, nächtliches Abentheuer offenbart gehabt hätte, eher jene aufklärende Entdeckung auch nur möglicher Weise zu seiner Kenntniß gekommen seyn konnte? — Würde dann die vermeinte Glaubwürdigkeit der anscheinenden Wunder der Nacht nicht auf das Auffallendste bewährt worden seyn? — Würde man nicht geglaubt haben, annehmen zu müssen, daß ahnende Geister nicht nur erscheinen, sondern auch sogar an's Fenster klopfen und rufend die Schlafenden erwecken können? —

Achtzehnte Erzählung.

Laging zu Stolzenau erblickt spukende Beerdigungen und prophezeihet darnach die nächsten Sterbefälle *).

(II. 1.)

Ein ähnlicher, jedoch viel ärgerer Todesprophet als der eben erwähnte zu Sandau, ist der Todtengräber Laging, in dem Hannöverischen Städtchen Stolzenau an der Weser. Dieser halbtaube Mann, vielleicht mehr betrogener Schwärmer, als absichtlicher Betrüger, versichert, kurz vorher, ehe jemand aus dem Städchen sterbe, eine ihm selbst völlig räthselhafte und unerklärliche Ahnung davon zu haben, indem er dann unwillkührlich aus tiefem mitternächtlichen Schlafe aufgeschreckt, und auf eine unwiderstehliche Art angetrieben werde, aufzustehen, und nach der Straße und dem Hause, woraus die nächste Leiche getragen werde, hinzugehen, um ein Augenzeuge des vorbedeutenden Leichenzuges zu seyn.

*) Von dem Herausgeber.

Von den vielen Todesfällen der Stolzenauer, welche er auf diese Art prophezeihete, sind wirklich einige der Weissagung gemäß erfolgt; mehr als Eine seiner ominösen Nachtwandelungen und prophetischen Todesankündigungen, blieb aber auch ohne Bedeutung und gänzlich unerfüllt. —

Dieß letzte war indessen für den großen Haufen der Stolzenauer keinesweges ein Hinderniß, diesem Wundermann glaubensvoll anzuhangen, und seiner Unfehlbarkeit und Untrüglichkeit mit fester Zuversicht zu trauen. Vielmehr lassen die zu diesem Haufen gehörigen Gläubigen — wenn ihr Stündlein kommt, oder nach Laging's Prophezeihung, gekommen seyn soll, und der Zufall sie vielleicht gerade um diese Zeit auf das Krankenlager wirft — sich, durch die ihnen verursachte Angst vor dem nach ihrer Meinung nun unausbleiblichen Tode, schwachmüthig zu Tode quälen, und zu Grabe tragen.

Daß übrigens Laging, als Todesprophet einiges Glück machte, und seinen Credit bald unerschütterlich fest gründete, ist aus folgenden zwey Wahrnehmungen der denkenden Einwohner dieses Städchens sehr begreiflich.

Für's Erste pflegt er nur da einen nahe bevorstehenden Todesfall anzukündigen, wo schon meh-

rere Kranken in einer Straße nahe bey einander wohnen, oder wohl gar nur da, wo ein Gefährlich-Kranker, nach menschlicher Beurtheilung, dem Tode bereits entgegen reift. Unter solchen Umständen und Voraussetzungen konnte es dann freilich nicht fehlen, daß nicht — ja es wäre ein wahres Wunder gewesen, wenn nicht — je zuweilen seine vorgeblichen Todesahnungen in Erfüllung gegangen wären.

Und dann hat Laging auch schon oft, sehr oft in seinen eigenen Vorhersagungen erwiesen, und gleichsam documentirt, daß er, in Hinsicht auf die Todesstunde der Stolzenauer, nichts weniger, als untrüglich, wo nicht gar, ein arger Ignorant ist. Hier nur zwey Beyspiele, die mir von mehreren ähnlichen, während meines Aufenthalts zu Stolzenau zu Ohren gekommenen Thatsachen, noch erinnerlich sind:

Erstens. Gegen Weihnachten des Jahres 1796, erkrankte Frau Hauptmanninn Meyenberg zu Stolzenau. Laging, der allezeit fertige Todesprophet, hatte von dieser ihrer Krankheit kaum gehört: so bildete sein prophetischer Geist ihm ein, die Frau Hauptmanninn werde durch diese Krankheit unfehlbar des Todes Beute werden. Er weissagte daher frisch drauf los: „man werde aus dem Hause,

„worin sie damals wohnte, in den nächsten „Tagen eine Leiche tragen; denn er habe das „Leichenbegängniß um Mitternacht bereits vorspu-„ken gesehen." — Sein gläubiger Anhang im Orte rechnete von nun an mit Zuverlässigkeit auf den nahen Tod, der damals kränklichen Frau Hauptmanninn; allein — die mißlichen Gesundheits-Umstände dieser Dame besserten sich bald; sie genas, und überlebte diese Vorherbestimmung ihres „ganz nahen" Todes noch anderthalb Jahre.

Obgleich Lagings Gabe zu prophezeihen dießmal zu Schanden geworden war, so hielt es doch keine von jenen gläubigen Seelen der Mühe werth, davon zu sprechen, oder es zu ihrem Nutzen zu beherzigen; „denn es war ja weder ein Wunder, „noch auch nur etwas Ungewöhnliches, daß „ein Mensch irret." — Ein anderes wär' es gewesen, wenn die Frau Hauptmanninn wirklich, der Prophezeihung gemäß, gestorben wäre; unstreitig hätte man alsdann lange Zeit von der wunderbar erfüllten Weissagung gebadesalbert *).

*) Dieß ist zum Beyspiel der Fall in Hinsicht auf die Zigeunereyen der noch lebenden Madame B. . . zu N. . . . . ., einer andern vornehmeren Prophetinn und Geisterseherinn der Stolzenauischen Nachbarschaft, welche sogar in

Zweytens: Um Pfingsten des Jahres 1798, hatte Laging wiederum die Frechheit, eine sehr aufgeklärte, und in jeder Hinsicht verehrungswürdige Stolzenauerinn — die Frau Majorinn Hotzen — wissen zu lassen, daß er zur Gespensterstunde einen vorspukenden Leichenzug aus ihrer Wohnung hinaus, mit Grausen beobachtet habe, und etwa binnen vier Wochen der Erfüllung dieser spukhaften Erscheinung entgegen sehe. Diese nicht mehr ganz junge Dame, bey deren schwächlicher Gesundheit es der Gang der Natur unausbleiblich mit sich bringt, je zuweilen zu kränkeln, ward zufälligerweise innerhalb dieser Monatsfrist ernstlich krank. Alle Wahngläubige im Orte sahen auch jetzt wieder der Bestätigung seiner vermeinten Gabe entgegen. Glücklicherweise aber genas die Frau Majorinn noch vor dem Ablaufe jener vier Wochen vollkommen, und lebt mit allen ihren Hausgenossen noch jetzt, im Jahre 1800.

Wäre die Kranke nicht als praktische Christinn, bereit, zu sterben, sobald eine höhere Macht es gebeut; oder hätte sie — und dieß kann auch bey

den gebildeten Ständen, ein gläubiges Publikum gefunden hat, und deren Heldenthaten — wenn einst billige Rücksichten meine Feder nicht mehr geniren und unfrey machen werden — in der Fortsetzung dieser Gespenster, ebenfalls beleuchtet, und in das ihnen gebührende Licht gestellt werden sollen. W.

den besten Menschen und Christen der Fall seyn — eine, ich will nicht sagen, leidenschaftlichere Liebe zum Leben, aber doch einen lebhafteren unwillkührlichen Widerwillen gegen den Tod, als sie wirklich hat; oder wäre endlich gar auch sie eine Sklavinn des herrschenden Aberglaubens gewesen, und hätte also keinen Zweifel in die Glaubwürdigkeit des Todespropheten gesetzt: — wie leicht würde dann die ängstliche Furcht vor dem vermeintlich nahen Tode, ihre Krankheit bis zu dem Grade der Tödlichkeit haben vermehren und verschlimmern können! — Unfehlbar würde man in einem solchen Falle den nämlichen Tod, der dann nur eine Folge, der Prophezeihung und des Glaubens daran gewesen wäre, für eine neue Bestätigung der, ohnehin schon weit und breit berühmten, prophetischen Talente des Stolzenauer Todtengräbers gehalten, und als solche nach allen Weltgegenden hin ausposaunet haben.

Wenn man endlich auch noch erwägt, daß der Geist in Krankheiten gewöhnlich mit erkrankt, mit schwach, und empfänglich für den Wahnglauben und die eitle Furcht vor dem Tode wird, so, daß der Kranke dann eben darum auch größerer Gefahr ausgesetzt ist: sollte man da nicht sogar er-

warten dürfen, daß dergleichen unberufenen Wahrsagern, die, ihrer Natur nach, für diejenigen, auf deren nahe Todesstunde hingedeutet wird, allemal ruhestöhrend sind, selbst von Seiten einer menschenfreundlichen Ortsobrigkeit das Handwerk werde gelegt werden? — und zwar um so mehr dann, wenn den, in ähnlicher Absicht getroffnen, menschenfreundlichen Maßregeln der solchen Propheten zunächst vorgesetzten Obern (im gegenwärtigen Falle denen, des eben so beliebten als achtungswürdigen Herrn Superintendenten Hoppenstädt) nicht gehörig Folge geleistet wird? —

Wenn Laging, in Madame B.. bey Stolzenau, wenn ein Grabenstein, ein Nietzky und Consorten, durchaus vorbedeutende Geister und Leichenzüge gesehen, oder spukhafte Ahnungen und Erscheinungen gehabt haben wollen: so mögen sie sie für sich behalten, und sich daran ergötzen, so gut sie können; aber nicht durch ihre albernen Faseleien die Ruhe und die Zufriedenheit ihrer Mitmenschen auf das Spiel setzen. Indem sie so ihrer Eitelkeit, ihrer Sucht, Aufsehen zu erregen, und für wunderbare Menschen gehalten zu werden, ein Opfer bringen, werden sie bloß sich selbst und der Menschheit eine Schuld bezahlen. Denn unmög-

LB Coburg

lich kann es beruhigend für sie selbst, unmöglich erfreulich für ihre Mitmenschen seyn, wenn sie, als lieblose Todespropheten, die Quälgeister, vielleicht gar die Mörder derer werden, denen sie, ächtschwärmerisch, wahrsagen und Zeichen deuten.

Neunzehnte Erzählung *).

Bey Punitz fährt der Teufel **) mit einem Schneider zum Fenster hinaus.

(I. 1. A. B.)

Zu Neu-Dr... im Kröbener Kreise, eine Stunde von dem südpreußischen Städtchen Punitz, an der schlesischen Grenze, lebt ein ehrlicher Schneidermeister, dem der Teufel im December des Jahres 1797 so übel mitspielte, daß er, sammt

*) Eingesandt von Herrn Dütschke, Amtmann zu Oporowka bey Punitz.

**) Ich schrieb dieses Wort bisher — zwar nicht aus Ziererey, aber doch aus unnöthiger Schonung für meine Leserinnen, — nicht gern ganz aus, sondern bezeichnete dasselbe nur durch T.. Seitdem ich ruhig über diesen ziemlich allgemeinen Gebrauch nachdenke, scheint er mir einem idealischen Wesen, das keines Sterblichen Auge je sah, zuviel Ehre zu erweisen, wo nicht gar eine offenbar unchristliche Furcht

seiner Ehegenossinn, darüber beynahe des Todes gewesen wäre. Die Art, wie der Böse diesen guten Leuten ganz unvermuthet erschien, war aber auch in der That höchst überraschend; und verdient, zur öffentlichen Warnung, so wie, zur völligen Ueberzeugung der so genannten starken Geister, welche die Körperlichkeit der körperlos seyn sollenden, geistigen Wesen mit ihren beschränkten Verstandeskräften nicht fassen mögen, bekannt gemacht zu werden.

Es war ein unfreundlicher sehr kalter Decembertag, als der erwähnte Schneidermeister (den und dessen Wohnort ich nicht namhaft mache, um ihn nicht zu betrüben) des Morgens, früher als gewöhnlich, aufstand, um einige Schneiderarbeit, welche Eil hatte, mit Beyhülfe seiner weiblichen Hälfte desto sicherer bis gegen Abend zu vollenden. Schon einigemal hatte er, ziemlich früh am Morgen, sie auf dem gemeinschaftlichen Lager sanft schüttelnd erinnert, aufzustehen und einzuheizen, da-

vor diesem sogenannten Fürsten der Hölle zu verrathen. Mich — den Herausgeber der Gespenster, der keck den erscheinenden bösen Geistern groß und klein den Fehdehandschuh hinwarf — kleidet aber jene übel angebrachte Delicatesse, und diese Furcht gerade am wenigsten. Die Schönen mögen es mir also verzeihen, daß ich von nun an auch dem Worte Teufel, alle die Gerechtigkeit wiederfahren lasse, welche die deutsche Sprache erheischt. W.

mit ihnen bey der Arbeit die Fingerspitzen nicht kalt und unbrauchbar werden möchten.

O, wenn er gewußt hätte, welch ein seltsames Unglück ihnen beyderseits an diesem frühen Morgen bevorstand, wie gern würde er dem schlaftrunkenen Hausmütterchen noch Ruhe vergönnt haben, wie gern selbst unfleißig bis an den hellen Morgen, im warmen Bette geblieben seyn! Indessen sie hatten nun einmal das gewöhnliche Schicksal aller Sterblichen: nicht zu wissen, selbst nicht einmal dunkel zu ahnen, was uns auch nur für den nächsten Augenblick vorbehalten ist.

Um seiner lieben Hausehre mit einem guten Beyspiele vorzuleuchten, sprang er zuerst aus dem Bette. Dieß wirkte so kräftig auf die Betthüterinn, daß auch sie sich selbst überwand, und im Hurra die nöthigen Anstalten zu einer baldigen warmen Stube traf. Sie raffte augenblicklich ein Bündel trockenen Erlenreisigs zusammen, wickelte in dessen Mitte ein wenig Kien, zündete diesen an, und wollte eben das schon brennende Ganze, mittelst der Ofengabel in das Ofenloch des ungeheuern Ofens pressen, als sie plötzlich mit einem lauten Schrey zurückbebte, wie beflügelt zum Manne in die Werkstätte eilte, und viel unverständliches O und Ach,

wie die Angst und das Entsetzen es einzugeben pflegen, hervorstieß.

Mann: Was giebts? Grete! um des Himmels Willen was ist Dir?

Frau: Daß Gott erbarm'! der Teufel steckt in unserm Ofen.

Mann: (dem die Nähnadel aus der Hand fällt.) Wie? was? der Gott sey bey uns? —

Frau: Er selbst leibhaftig.

Mann: (der sich zusammen nimmt, und den Braven machen will) Ey was, das kann nicht seyn; das glaub' ich nicht. Wer weiß, was Du gesehen hast.

Frau: (angstvoll horchend) Nun höre selbst! ach Gott! so höre doch!

Mann: (Entsetzt sich, und springt von seinem Sitze auf.) Der Ofen knackt, ach Herzensgrete laß uns ...

So weit war er mit seinem Rathe, als der krachend zerplatzende Ofen ein ungeheures Loch bekam, durch welches der Teufel leibhaftig daher fuhr.

Das gute Gretchen sank auf der Stelle ohnmächtig nieder. Der Schneidermeister aber, dessen Werkstätte dem Fenster ganz nahe war, that einen entschlossenen Sprung zum Fenster hinaus. Der Teufel, kohlrabenschwarz, wie er unter den

Weißen

Weißen *) von jeher war, schien für dießmal nicht das Weib, sondern den Mann holen zu wollen, denn er ließ jene unberührt liegen, und suchte pfeilschnell auf der ihm eröffneten Fluchtbahn durch das Fenster den Schneider einzuholen. Um ihn desto eher zu erhaschen, nahm er seine Zuflucht zur Teufelslist; denn man vernahm aus seinem Teufelsrachen deutlich die Worte: „Herr Gevatter! ich bin's ja! — hör' Er doch, Herr Gevatter!" —

Wahrscheinlich wollte der Versucher zu allem Bösen, den seynsollenden Herrn Gevatter dadurch veranlassen, sich versäumend nach ihm umzusehn, indem er hoffte, ihn dann desto eher ereilen und packen zu können. Der Schneider war indessen kein Narr, und dachte in seinem Sinn: „Dein Gevatter, ist gewiß der Teufel, wenn Du der nicht etwa gar selbst bist."

Dieser Gedanke gab dem Schneidermeister Vogelschnelle; und nie mag es dem Teufel saurer geworden seyn, einen ihm so ernstlich Entfliehenden dennoch zu seiner Beute zu machen. Wahrscheinlich hätte der Fürst der Hölle seine Ver-

*) Die schwarzen Menschen, ich meine die Neger, mahlen ihren Teufel bekanntlich weiß; unstreitig weil die Engländer, welche die Neger-Menschheit einem Gebinde Syrup gleich achten, und so, wie dieses, verhandeln, von außen weiß sind. W.

folgung für dießmal auch ganz aufgeben müssen, wenn der arme Flüchtling, als er bereits ziemlich weit voraus war, nicht, nach alter Sitte, sicher und dreist geworden wäre. Denn indem er sich nach dem vorgeblichen Gevattersmanne, der ihm noch jetzt jenen Zuruf unaufhörlich nachschrie, endlich doch ein einzigesmal neugierig umsah, jedoch indessen rasch fortlief, hatte er das Unglück, seinen Fuß an einen Stein zu stoßen, und stolpernd in einen zwar nicht sehr nassen, aber sumpfigen Graben zu stürzen. Jetzt war's um ihn geschehen: der Teufel holte ihn bald ein; aber — man denke! — anstatt den Ereilten, nach Teufels Sitte, noch tiefer in den weichen Morast zu versenken, um so die arme Seele in ihren Sünden umkommen zu lassen, zog er den fast erstickenden Schneidermeister dienstfreundlich und wahrhaft gevatterlich aus dem Graben.

„Aber Gevatter! — hieß es jetzt — kennt er mich denn wirklich nicht mehr, oder will er mich nicht kennen?"

Der aus dem Sumpf gezogene Gevatter zitterte, wie Espenlaub, wischte sich den Schmutz aus dem Gesichte, wagte einen halb verstohlnen Blick nach seinem dienstbeflissenen Verfolger, und erkannte in ihm seinem wirklichen Gevattersmann — den Schornsteinfeger aus Punitz.

Dieser Mann hatte in einem benachbarten Dorfe Berufsgeschäfte gehabt, und sprach bey dem erzähltermaßen verunglückten Schneidermeister, indem er über dessen Wohnort nach Punitz zurückkehrte, mit vor. Das Wetter dieses Tages war, wie schon gesagt, sehr böse. Ein kalter Wind und arges Schneegestöber machten die Straßen unwegsam und fast unkennbar. Den Schornsteinfeger bangte vor der Rückkehr nach Punitz, theils der Wölfe, theils der Finsterniß und des Schneegestöbers wegen; denn es war bereits Abend, und doch hatte er noch eine Stunde Weges bis nach Hause. Er gab daher seine Besorgnisse, wie seine Wünsche, dem Gevatter Schneider zu verstehen; allein dieser war so wenig gastfreundschaftlich, daß er den Gevatter Schornsteinfeger — der übrigens wegen des Nachtquartiers auch gerade keine guten Worte verschwenden wollte — unter den ungünstigsten Wetter und bey einer wirklich gefährlichen Tageszeit (gegen die Nacht) — abmarschieren ließ.

Dieser war indessen kaum fünfhundert Schritte vom Dorfe entfernt, als er die Unmöglichkeit, seinen Marsch noch bis Punitz fortzusetzen, einsah. Er kehrte daher um, und war fest entschlossen, im Hause des ungastfreundlichen Gevatters zu über-

nachten, und sollte es selbst ohne die Einwilligung desselben geschehen.

Zu dem Ende schlich er von hinten heimlich in's Haus, verbarg sich, bis alles schlief, in der Küche, und kroch dann, weil ihn zu frieren anfing, fein säuberlich in den ungeheuern Stubenofen, wo die noch warme Asche ein ihm sehr willkommenes Nachtlager darbot. Auch behagte es ihm hier so gut, daß er frühmorgens, als die Frau Meisterinn einheizen wollte, noch ruhig schlief, und von deren Vorhaben nicht eher etwas gewahr ward, als bis ihr kreischendes Angstgeschrey ihn erweckte.

Aber, Himmel! was erblickten seine kaum eröffneten und fast geblendeten Augen! Vor dem einzigen Aus- und Einweg seines Schlafkabinets, vor der Ofenthür, war ein Bündel Gesträuche in lichten Flammen. Er glaubte nichts gewisser, als daß man ihn für seine Zudringlichkeit, lebendig braten wolle. So blieb ihm dann freylich nichts übrig, als, — sich einen Weg zur Rettung und Flucht zu bahnen, so gut er konnte. Ein Paar Kacheln oder Ofensteine waren bald in die Wohnstube hinein gedrängt, und so geschah dann, was oben bereits erzählt worden ist.

Daß der Schornsteinfeger nicht zur gewöhnlichen Thür aus dem Hause ging, sondern durch das

Fenster dem Flüchtlinge nachsetzte, verräth freylich eine kleine Teufelstücke. Ich warf sie ihm auch ehrlich vor, als er mir — bey seinem letzten Hierseyn, zur Reinigung der Schornsteine meiner Wohnung — sein Abentheuer erzählte. Er erwiederte eben so ehrlich:

„Ja, es verdroß mich auch nicht wenig, daß man, wie ich anfangs glaubte, mich lebendig verbrennen wollte, und nachher gar für den Teufel selbst hielt. Ich konnte mich daher nicht mäßigen; ich mußte einen Augenblick die Rolle desjenigen spielen, der ich seyn sollte. Der Gevattersmann erregte mein Mitleid erst da, als ich ihn in den schmutzigen Graben stürzen sah; denn er würde darin erstickt seyn, wenn ich ihn nicht auf der Stelle herausgezogen, und überhaupt beruhigt hätte. Am meisten dauerte mich indessen sein armes Weib, das noch immer ohnmächtig da lag, als wir zu ihm zurückkehrten. Durch unsre vereinigten Bemühungen erholte sie sich endlich wieder. Ich wandte, als sie die Augen zuerst wieder aufschlug, die Vorsicht an, sie von einer Gegend her, wo sie mich nicht sehen konnte, zuvörderst des vermeintlichen Teufels wegen zu beruhigen. Denn da ihr meine Stimme wohl bekannt war, so überzeugten sich ihre Ohren von der Menschheit des Ofen-

bewohners früher, als dieß vielleicht ihren Augen gelungen seyn würde. — Als beyde Geisterseher endlich völlig wieder beruhigt waren, lachten wir uns recht satt über das arge Mißverständniß. Indessen war es den guten Leuten doch nicht angenehm, dasselbe erlebt zu haben. Sie baten mich inständigst, die Geschichte Niemand zu erzählen. Ich versprachs, habe bis jetzt ehrlich Wort gehalten, und ersuche Sie (Herrn Amtmann Dütschke) wenn Sie sie nacherzählen, meinen und meines Gevatters Namen nicht zu nennen."

Diese Bitte macht dem Herzen des Schornsteinfegers zu viel Ehre, als daß nicht auch ich mich verpflichtet achten sollte, ihm Wort zu halten. Aber deshalb bleibt doch der ganze Vorfall gleich lehrreich, wenn man bedenkt, welch irrige und feste Ueberzeugung diese vermeinte Teufeley hervorgebracht haben würde, wenn dem Schornsteinfeger beliebt hätte, nachdem er durch den Ofen und das Fenster ausgefahren war, ruhig und ohne sich je zu verrathen, nach Hause zu gehen.

Zwanzigste Erzählung.

Das unentdeckbare mitternächtliche Stöhnen *).

(I. 3. B.)

„Ich legte mich einst an einem schönen Winterabend, bey hellem Mondscheine, etwas spät zu Bette. Kaum hatte ich den Kopf auf das Kissen gelegt, als ich ein Stöhnen vernahm, fast wie das Stöhnen eines schwerkranken Menschen. Es schien, als wäre es ganz in meiner Nähe, etwa neben meinem Bette. Ich richtete mich auf, um genau darauf zu horchen. Jetzt kam es mir vor, als käme es von der Straße her, und als läge der Kranke dicht unter meinem Fenster — „Es kann ein armer Unglücklicher seyn, dachte ich, wir wollen doch sehen" — Ich trete an das Fenster, mache es auf, und — weg war das Stöhnen; ich höre und sehe nichts.

Kaum bin ich in's Bette zurückgekehrt, so be-

*) Erzählt vom Herrn Professor Villaume zu Berlin. S. dessen praktische Logik für junge Leute, die nicht studiren wollen. (Berlin 1787.) §. 63.

ginnt das räthselhafte Stöhnen wieder. Ich gehe abermals an's Fenster; und —: nichts!

Im Bette hör' ich auf's neue Alles, wie vorher. Zum dritten Male öffne ich das Fenster; zum dritten Male bin ich angeführt: es läßt sich nichts sehen, und nichts hören. —

Jetzt aber blieb ich am Fenster; ich wollte durchaus wissen, was es war. Endlich entdeckte sich's: Es war — ein heiserer Hund, welcher in einiger Entfernung vom Hause bellte, und zwar zufällig gerade dann nur, wenn ich wieder im Bette lag.

Man sieht hieraus, wie schwer es zuweilen ist, die Wahrheit herauszubringen, und wie hartnäckig man anhalten muß, um sie zu entdecken. Wie leicht hätte aus dieser nichts bedeutenden Scene eine abenteuerliche Erscheinung werden können. Gesetzt ich hätte, furchtsam und erschrocken, die Sache ununtersucht gelassen, und es wäre mir einige Zeit nachher die Nachricht von einem Todes- oder Unglücksfalle hinterbracht worden: hätte da nicht das nächtliche Stöhnen eine Ahnung: der Todeskampf des Heimgegangenen — das Aechzen des Verunglückten — seyn müssen?

Ein und zwanzigste Erzählung.

Das Gespenst am Borte eines Schiffs, durch dessen Erscheinung ein Verständiger blödsinnig wird *).

(I. 1. D. und III. 1.)

Im Junius des Jahres 1734, lag Herr Walker mit seinem Schiffe, Elisabeth genannt, im Hafen zu Cadix vor Anker, und hatte Herrn Burnet, einen Irrländer, der als Mediciner in sein Vaterland zurückzukehren im Begriff war, am Borte. Walker stand mit dem letzten in einer vertrauten Bekanntschaft, und liebte ihn ungemein, weil er ein sehr vernünftiger Mann, und im Umgange angenehm lebhaft war. Einst war die Rede von Erscheinungen abgeschiedener Freunde. Der Irrländer schien stark daran zu glauben; wenigstens erzählte er eine Menge wunderbarer Geschichten, welche diesen Glauben zu rechtfertigen schienen. Walker hingegen, der sich selbst nicht einmal von der

*) Von dem Director des altstädtischen Lyceums zu Hannover, Herrn Rühlmann; verglichen, mit dessen polnischem neuen Volkscalender auf das Jahr 1800. S. 150.

Möglichkeit übernatürlicher Erscheinungen überzeugen konnte, bewies seinem Freunde das Lächerliche und Ungenügende dieser Erzählungen; und versicherte, daß nichts in der Welt im Stande seyn würde, ihm, auf Kosten seiner Vernunft, andere Ueberzeugungen beyzubringen, und ihn zum Glauben an übernatürliche Erscheinungen zu bekehren.

Diese vielleicht unüberlegte Vermessenheit veranlaßte Herrn Burnet, seinem Freunde wenigstens an Andern zu zeigen, wie tyrannisch unsre Vernunft — durch die Natur der Menschheit, noch mehr aber durch Erziehung und Vorurtheil an die Sklavenketten der Einbildungskraft geschmiedet — von dieser oft gemißhandelt werde.

Als sie zu Mittage mit mehreren von der Schiffsgesellschaft in der Gegend des Vorderkasteels auf dem Verdecke des Schiffes standen, und zusahen, wie die Wachböte des Gouverneurs an den Ankerpfahl eines Schiffes in der Bay anlegten; that Herr Burnet, der für einen außerordentlich guten Schwimmer bekannt war, den Vorschlag, ob man mit ihm eine Wette eingehen wolle, so wolle er von der Kammer des Schiffs in's Wasser springen, und von da an bis an jene Böte ganz unter dem Wasser fort schwimmen, bey den Böten aber plötzlich als eine Wassernixe aus dem

Wasser hervorspringen, um so die wachhabenden Leute auf denselben als ein Wassergespenst zu erschrecken.

Die Wette wurde eingegangen, Burnet zog sich aus, sprang in das Wasser, tauchte unter und verlor sich ganz aus dem Gesicht. Das Schiffsvolk drängte sich vorwärts, und Alles sah unverrückten Blickes auf die Wachböte, um ihn da hervorspringen zu sehn; allein man harrete vergebens darauf: er kam nicht wieder zum Vorschein, denn er hatte — zu viel unternommen. Die Zeit der Hoffnung für die theilnehmende Erwartung Aller, war längst gänzlich verflossen; kein menschliches Auge erblickte ihn; er mußte ertrunken seyn. Ein jeder befand sich in der äußersten Unruhe und Bestürzung, vorzüglich aber diejenigen, welche mitgewettet hatten, und nun durch den Gedanken beunruhiget wurden, daß sie gewissermaßen Mitschuldige seines Todes wären.

Als der Abend anbrach, und die ganze Schiffsgesellschaft über diesen Zufall sehr schwermüthig war, begab sich Herr Walker, mit einigen guten Freunden in seine Kajüte, wo noch immer das traurige Schicksal und der Verlust ihres gemeinschaftlichen Freundes und angenehmen Gesellschafters der ein-

zige, nichts weiger als erheiternde Gegenstand ihrer Unterhaltung war.

Beym Einbruch der Nacht verließ die Gesellschaft Herrn Walker. Er selbst legte sich mit niedergeschlagenem Gemüthe zu Bette, konnte aber, im tiefen Nachdenken über den Verlust seines ihm so lieben Gefährten, lange die erwünschte Ruhe nicht finden. Der Mond schien gerade durch seine Fenster in die Kammer, als er gewahr ward, daß die Thür derselben aufging. Er starrte dahin, und erblickte daselbst ein Etwas, das ihn nothwendig in Verwunderung setzen mußte, weil er sich einbildete, es stelle eine menschliche Gestalt vor. Indem er sich aber eines Besseren besann, und so gern sich selbst überredet hätte, daß dieß alles nur ein Werk seiner beunruhigten Phantasie sey, wandte er das Gesicht weg. Unwillkührlich aber kehrten seine Augen bald wieder nach dem vorigen Gegenstande zurück, den er jetzt auf das Deutlichste langsam auf sich zuschweben sah, und in welchem er ganz unbezweifelt das Bild — seines abgeschiedenen Freundes wieder erkannte.

Unsers Sehers bemächtigte sich in diesem Augenblicke ein Entsetzen, welches das Innerste seiner Seele erschütterte, und aus der Tiefe seiner Brust einige unwillkührliche Töne der Angst hervorpreßte.

Der Schiffsmate, der sonst nahe am Steuer, hinter der Kajüte, zu liegen pflegte, war noch nicht zu Bette, und hörte mit lauter und beunruhigter Stimme ausrufen: „Wer seyd Ihr!“ — Er lief den Augenblick mit einem Licht hinzu, als er aber Burnets Geist im leinenen Schlafrocke antraf, stürzte er sinnlos zu Boden, ohne einen einzigen Laut von sich zu geben.

Jetzt zeigte sich der Geist als eine sehr mitleidige, menschenfreundlich thätige Seele; denn er äußerte von diesem Augenblicke an, die ängstlichsten Besorgnisse für die Gesundheit und das Leben des vom Entsetzen halbgetödteten Schiffsmaten. Die Schlafrockserscheinung lief nach einer Flasche mit Spiritus, welche wie sie wußte, im Fenster stand; diesen hielt sie dem ohnmächtigen Manne vor die Nase, und bestrich ihm damit die Schläfe. Als Herr Walker, der zitternd am ganzen Leibe noch immer im Bette lag, sah, daß der Geist so gutmüthig geschäftig war, fing er an, sich von seinem Schrecken zu erholen.

Der vermeinte Geist aber — kein anderer, als der noch lebende Herr Burnet selbst — verminderte vollends sein Erstaunen und seine Verwirrung, als er, ohne jedoch den scheintodten Schiffsmaten einen Augenblick außer Acht zu lassen, Herrn Wal-

ker zurief: „Freund, ich muß Sie um Verzeihung bitten; ich fürchte, ich habe den Scherz zu weit getrieben, ich schwamm um das Schiff herum, und kam unbemerkt zum Kajütenfenster wieder in dasselbe hinein. Diesen Erfolg hatte ich nicht berechnet; denn meine Absicht war bloß, Sie von der natürlichen Furcht zu überzeugen, welche sich bey dergleichen Erscheinungen auch des Kühnsten zu bemeistern pflegt. Hoffentlich sind Sie jetzt von dieser oft bestrittenen Wahrheit völlig überzeugt." —

Herr Walker war hoch erfreut, aus seinem schrecklichen Traume erweckt zu seyn, und seinen todtgeglaubten Freund noch am Leben zu wissen. Aber indem er gern gestand, daß er überwunden und völlig überzeugt sey, war auch ihm für den gegenwärtigen Augenblick nichts wichtiger, als seinem gleichsam vom Tode erstandenen Freunde — diesen Arzt — den armen Schiffsmaten bestens zu empfehlen, damit Er, spukend, nicht im Ernste den Tod unter sie bringen möchte.

Herrn Burnets Bemühungen, dem noch immer ohnmächtigen Schiffsmaten zu helfen, waren nicht fruchtlos; allein als dieser letzte endlich wieder zu seinen Sinnen kam, und Herrn Burnet diesen vermeinten Geist, der unvorsichtigerweise gerade vor ihm stand, ansichtig ward, so fiel er, wegen des

abermaligen Entsetzens, augenblicklich in den vori-gen sinnlosen Zustand zurück. Herr Burnet entfernte sich nun aus der Kajüte, und rief andere Leute zur Rettung des Verunglückten herbey. Dadurch ging indessen viel Zeit verloren; denn ein jeglicher, zu dem Herr Burnet kam, gerieth, durch den unvermutheten Anblick des vermeintlich Ertrunkenen, mehr oder minder in Schrecken, und es kostete viele Mühe und ganz eigene Künste der Ueberredung, um die Erstaunten zu überzeugen, daß er — Burnet — es wirklich sey.

Nie erlangte der unglückliche Schiffsmate den völligen Gebrauch seiner Sinne wieder. Die Natur hatte zu starke Erschütterungen erlitten, und die Vernunft war gleichsam auf immer aus ihrem Sitze vertrieben worden. Der Kranke kehrte endlich zwar äußerlich ins Leben zurück; allein seine Seele blieb von dieser unglücklichen Stunde an, in einer immerwährenden Dummheit, und nie konnte er wieder dahin gebracht werden, Herrn Burnet gerade in's Gesicht zu sehen, ob er gleich zuvor einer der bravesten Männer war, und in mancher Seegefahr dem Tode selbst kühn in's Auge gesehen hatte.

So endete Burnets Versuch im Erforschen, wie leicht die Einbildungskraft eines Ungläubigen hintergangen werden könnte, und wie

weit die einem jeden natürliche Furcht, ihre Herrschaft über die so leicht getäuschten Sinne erstrecke. — So lehrt er uns aber auch zugleich, daß es, nach Umständen, gefährlich werden könne, die Vernunft überzeugen zu wollen, indem man die Einbildungskraft angreift; — daß es wenig menschenfreundliches Zartgefühl verrathe, so aus bloßer Neubegierde, die Seele eines Freundes gleichsam zu zergliedern; — und daß es unverzeihliche Verwegenheit und Prahlerey sey, sich bey allen seinen richtigen Einsichten und gegründeten Ueberzeugungen in Hinsicht auf das Gespensterwesen, jeder Prüfung preis zu geben, durch welche die menschliche Erfindungskraft ihn und seine Herzhaftigkeit auf harte Proben zu stellen vermag.

Zwei und zwanzigstte Erzählung.

Von den am hellen Tage gesehenen Gespenstern eines Gelehrten, dessen Glaubwürdigkeit auch nicht dem kleinsten Zweifel unterworfen ist *).

(I. 4. A.)

Ein der Welt allgemein bekannter, achtungswürdiger Gelehrter, der seit einer langen Reihe von Jahren, den Wahnglauben und das Vorurtheil so kräftig, als glücklich bestritt, und namentlich auch über die zu ihrer Zeit halb Deutschland bethörenden Gespenster und Teufeleyen Gaßner's, das helleste Licht mit verbreiten half — Herr Friedrich Nikolai zu Berlin, hatte im Februar des Jahres 1791, oft wiederkehrende Gespenster Erscheinungen, die in jeder Hinsicht zu merkwürdig und für Gläubige und Ungläubige zu lehrreich sind, als daß ich nicht ihre Geschichte, möglichst mit den eigenen Worten des Geistersehers, dieser Samm-

*) Nach der eigenen Erzählung des Buchhändlers Herrn Friedrich Nikolai, zu Berlin.

lung einverleiben sollte. Ich thue dieß nach der gewiß strenge überdachten Erzählung, die er zur Berichtigung und Ergänzung dessen, was über diese Wundergeschichte im Hufelandischen Journale der praktischen Arzeneykunde *) steht, am 28sten Februar 1799, in der königlichen Akademie der Wissenschaften zu Berlin vorgelesen, und in der neuen Berliner Monatsschrift **) bekannt gemacht hat.

„Ich befand mich — so erzählt Herr N. — am 24sten Februar 1791, Vormittags um zehn Uhr in Gesellschaft meiner Frau und noch einer Person, in einer heftigen Gemüthsbewegung auf meinem Zimmer, als plötzlich in einer Entfernung von zehn Schritten eine Gestalt — die Gestalt eines Verstorbenen — vor mir stand. Ich wieß darauf hin, und fragte meine Frau, ob sie die Gestalt dort sähe? Sie sah nichts, nahm mich äußerst erschrocken in ihre Arme, suchte mich zu besänftigen und schickte nach dem Arzte. Die Gestalt blieb wohl eine halbe Viertelstunde. Ich kam endlich etwas zur Ruhe, und, da ich äußerst erschöpft war, fiel ich nach einiger Zeit in einen unruhigen Schlummer, der eine halbe Stunde anhielt.

*) Bd. VI. St. 4. S. 905.

**) Maystück 1799. S. 321.

Man schrieb das Gesicht der starken Gemüthsbewegung zu, und hoffte, es werde auf immer verschwunden seyn. Aber Nachmittags nach vier Uhr erschien mir die nämliche Gestalt wieder. Ich war jetzt allein; und da mir dieser Umstand, wie leicht zu begreifen ist, sehr unangenehm war, ging ich zu meiner Frau, der ich es erzählte. Aber — auch hier erschien die Gestalt; bald war sie da, bald wieder weg. Ungefähr nach sechs Uhr erschienen auch verschiedene einzelne wandelnde Gestalten, die mit der stehenden Figur nichts gemein hatten.

Obgleich von dem Geheimenrathe, Herrn Selle, meinem Arzte, dienliche Arzneyen genommen wurden, und ich mich sonst ganz wohl befand: so verminderten sich doch die erscheinenden Gestalten nicht; im Gegentheil, sie vermehrten und veränderten sich auf die sonderbarste Weise.

Da mich, nachdem das erste Entsetzen vorüber war, diese Erscheinungen nicht sonderlich erschütterten, und ich sie für das hielt, was sie waren, für merkwürdige Folgen einer Krankheit: so suchte ich um so mehr Besonnenheit zu behalten, um in einem recht deutlichen Bewußtseyn dessen, was in mir vorging, zu bleiben. Ich beobachtete diese Phantasmen sehr genau, und dachte oft nach über meine eigenen vorherigen Gedanken, um irgend ein

Gesetz der Anschließung der Vorstellungen zu finden, nach welchem etwa gerade diese oder jene Gestalten sich der Einbildungskraft darstellen möchten. Zuweilen glaubte ich etwas zu finden, sonderlich in der letztern Zeit; aber im Ganzen war zwischen meinem Gemüthszustande, zwischen meinen Beschäftigungen und übrigen Gedanken, und zwischen den mannichfaltigen mir vorkommenden und wieder verschwindenden Gestalten, gar kein Zusammenhang zu entdecken.

Nach dem ersten erschütternden Tage kehrte die Gestalt des Verstorbenen zurück; hingegen kamen sehr deutlich viele andere Gestalten zum Vorschein: zuweilen Bekannte, aber meistens Unbekannte. Unter den Bekannten waren Lebende und Verstorbene, am öftersten die ersten. Bemerkenswerth schien es mir, daß Personen, mit denen ich täglich umging, mir nie als Phantasmen erschienen; es waren jederzeit entfernte. Auch versuchte ich, nachdem diese Erscheinungen einige Wochen gedauert hatten, und ich mich dabey ganz ruhig befand, Phantasmen von mir bekannten Personen selbst hervorzubringen, welche ich mir deshalb sehr lebhaft vorstellte; aber vergeblich. So bestimmt ich mir auch die Bilder solcher Personen in meiner sehr lebhaften Einbildungskraft dachte: so gelang es mir

doch nie, sie auf mein Verlangen außer mir zu sehen; ob ich sie gleich schon vor einiger Zeit, unverlangt, als Phantasmen gesehen hatte, und sie sich auch wohl nachher unvermuthet mir wieder auf diese Art darstellten. Die Phantasmen erschienen mir schlechterdings unwillkürlich, als würden sie mir von außen dargestellt, gleich den Phänomenen in der Natur. Dabey konnte ich, so wie ich überhaupt in der größten Ruhe und Besonnenheit war, diese Naturerscheinungen jederzeit von Phantasmen genau unterscheiden, wobey ich mich nicht ein einzigesmal geirrt habe. Ich wußte genau, wenn es mir bloß schien, daß die Thür sich öffne, und ein Phantom hereintrete, und wann die Thür wirklich geöffnet ward, und jemand wirklich zu mir kam.

Uebrigens erschienen mir diese Gestalten zu jeder Zeit und unter den verschiedensten Umständen, gleich deutlich und bestimmt: wenn ich allein und in Gesellschaft war, bey Tage und in dunkler Nacht, in meinem Hause und in fremden Häusern; doch waren sie in fremden Häusern nicht so häufig, und wenn ich auf offener Straße ging, sehr selten. Wenn ich die Augen zumachte, so waren zuweilen die Gestalten weg, zuweilen waren sie auch bey geschlossenen Augen da. Blieben sie aber alsdann

weg, so erschienen, nach Oeffnung der Augen, wieder ungefähr die vorher gesehenen Figuren.

Ich sprach zuweilen mit meinem Arzte und mit meiner Frau über die Phantasmen, welche eben um mich herumwandelten; denn überhaupt erschienen diese Bilder mehr wandelnd, als in Ruhe. Immer waren sie nicht da. Oft blieben sie ganz weg; und kamen wieder, auf kurze Zeit oder auf längere, einzeln oder mehrere zugleich, doch gewöhnlich erschienen mehrere zusammen. Meist sah ich menschliche Gestalten beyderley Geschlechts: sie gingen gewöhnlich durch einander, als hätten sie nichts unter sich zuverkehren, so wie etwa auf einem Markte, wo sich Alles nur fort drängt; zuweilen schienen sie Geschäfte mit einander zu haben. Einigemal sah ich unter ihnen auch Personen zu Pferde, desgleichen Hunde und Vögel. Diese Gestalten alle erschienen mir in Lebensgröße, so deutlich wie man Personen im wirklichen Leben sieht; mit der verschiednen Fleischfarbe der unbekleideten Theile des Körpers, und mit allen verschiednen Arten und Farben der Kleidungen; doch dünkte mich, als wären die Farben etwas blässer, als in der Natur. Keine der Figuren hatte etwas besonders Ausgezeichnetes, sie waren weder schrecklich, noch komisch, noch widrig; die meisten waren gleichgültig, einige auch angenehm.

Ueberhaupt nahm die Zahl der Phantasmen und ihrer Erscheinungen in eben dem Verhältnisse zu, je länger es währte. Nach etwa vier Wochen, fing ich sogar an, sie reden zu hören. Zuweilen sprachen die Phantasmen unter sich; mehrentheils aber ward ich angeredet. Ihre Rede war abgebrochen, und hatte für mich etwas Unangenehmes. Jetzt erschienen mir auch verehrte Freunde und Freundinnen, deren Reden mich über Gegenstände meines Kummers, der natürlich noch nicht ganz verschwunden seyn konnte, trösteten. Gewöhnlich war ich allein, wenn ich diese reden hörte; zuweilen aber auch mitten unter wirklichen redenden Personen; oft vernahm ich von jenen nur einzelne Phrasen, zuweilen zusammenhangende Reden.

Obgleich während dieser Zeit beydes, mein körperlicher und mein Gemüthszustand, erträglich war; ob ich gleich mit diesen Phantasmen so bekannt ward, daß sie mir zuletzt nicht die geringste unangenehme Empfindung mehr verursachten, daß ich nicht selten sogar mit Vergnügen Betrachtungen über sie anstellte, und mit meiner Frau und meinem Arzte darüber scherzte: so wurden doch, besonders da dieser Zustand merklich zunahm, und die Gestalten oft ganze Tage lang, und auch zur Nachtzeit, so oft ich aufwachte, mich nicht verließen, ver-

schiedne Arzeneyen gebraucht, und endlich ward beliebt, wieder Blutigel an den After zu setzen.

Dieß geschah am 20sten April, Vormittags um elf Uhr. Ich war mit dem Wundarzte allein; aber während der Operation wimmelte das Zimmer von menschlichen Gestalten aller Art, die sich durch einander drängten. Dieses dauerte ununterbrochen fort, bis um halb fünf Uhr ungefähr; also gerade bis zur Zeit der anfangenden Verdauung. Jetzt bemerkte ich, daß die Gestalten anfingen sich nur langsam zu bewegen. Kurz darauf fingen ihre Farben an, nach und nach blässer zu werden. Ihre Anzahl nahm mit jeder halben Viertelstunde mehr ab, ohne daß jedoch die bestimmte Figur der Gestalten verändert worden wäre. Etwa um halb sieben Uhr waren die Gestalten ganz weiß, und bewegten sich nur sehr wenig, doch waren die Umrisse noch sehr bestimmt. Nach und nach wurden sie merklich unbestimmter, ohne daß ihre Anzahl abgenommen hätte, wie sonst oft der Fall gewesen war. Die Gestalten gingen nicht weg, sie verschwanden auch nicht, welches sonst gleichfalls oft geschehen war. Jetzt zerflossen sie gleichsam in der Luft. Von einigen waren eine Zeitlang sogar einzelne Stücke zu sehn, die nach und nach auch vergingen. Ungefähr um acht Uhr war

von den Gestalten gar nichts mehr da. Nie habe ich wieder dergleichen gesehn." —

So weit Herrn Nikolais treue Erzählung, von seiner merkwürdigen Erfahrung, so fern sie das Ansehn haben könnte, als dürfte sie wie ein Beweis für die Wirklichkeit der Geister-Erscheinungen angesehen werden. Jetzt auch die, jedem denkenden Kopfe völlig genügende und überzeugende Erklärung, dieses anscheinenden Wunders.

Herr Nikolai hält die eben beschriebenen Erscheinungen, aus unwidersprechlichen Gründen, für Täuschungen der Einbildungskraft; oder für eine Folge zusehr angespannter, widernatürlich gereizter Nerven, und einer unrichtigen Circulation des Blutes. — „Die Möglichkeit, daß die Einbildungskraft auf diese Art uns selbst täuschen könne — sagt er — wird kein Vernünftiger läugnen, der nur einigermaßen ihre Wirkungen kennt. Indessen geben diejenigen, welche das Wunderbare lieben, ihre Einbildungen freylich lieber für Wirklichkeit aus. Man kann deshalb nicht genug genaue Erfahrungen sammeln und bewahrheiten, welche zeigen, wie leicht die Einbildungskraft uns auf falsche Begriffe führt, wie leicht sie nicht etwa bloß Verrückten, sondern auch Per-

sonen bey völlig richtigem Bewußtseyn, solche Gestalten vorgaukelt, die kaum von der Wirklichkeit zu unterscheiden sind." —

Herr Nikolai erzählt nun mit einer in solchen Fällen rühmlichen Genauigkeit verschiedene, mit seinen Erscheinungen verknüpfte Vorfälle, und zwar mit einer Zuverlässigkeit, die um so schätzbarer ist, je seltener die Fälle seyn möchten, wo man im Stande ist, sich selbst zu beobachten. Auch hatte er das Wichtigste sogleich niedergeschrieben, es sogleich und auch nachher Vielen erzählt; überdieß hatte ihm sein treues Gedächtniß, jeden, auch den geringsten Umstand aufbewahrt. Dazu kam endlich auch noch, daß Herr Geheime-Rath Selle — auf welchen Hr. N. wenn's nöthig wäre, wie auf einen unverwerflichen Zeugen der Wahrheit dieser Geschichte hinweisen kann — als Arzt täglich wahrnahm, was vorging.

„Kurz vorher, ehe mir die Phantasmen erschienen, erzählt Herr N. scheint mir Folgendes einen bemerkenswerthen Einfluß auf meinen damaligen körperlichen und Gemüthszustand gehabt zu haben. Ich hatte in den zehn letzten Monaten des Jahres 1790 verschiedne betrübte Vorfälle erlebt, die mich sehr erschütterten; besonders folgten vom

September an, fast ununterbrochen Begebenheiten mancherley Art auf einander, die mir bittern Kummer verursachten. — Ich war ferner gewöhnt, jährlich zweymal Ader zu lassen. Dieß war am 9ten Julius 1790 einmal geschehen, aber zu Ende des Jahres unterlassen worden. — Im Jahre 1783 hatte mich plötzlich ein heftiger Schwindel überfallen. Der Arzt schrieb ihn den Verstopfungen der feinen Gefäße des Unterleibes zu, die eine Folge der sitzenden Lebensart und anhaltender Geistes-Anstrengungen zu seyn pflegen. Diese Beschwerden wichen damals durch eine länger, als drey Jahre fortgesetzte Cur, und verbesserte sehr strenge Diät. Besonders wirksam war dabey gleich anfänglich die Ansetzung der Blutigel am After gewesen, welche seitdem jährlich zwey auch dreymal wiederholt ward, wenn ich starke Congestionen nach dem Kopfe verspürte. Zum letztenmal waren am 1sten März 1790, Blutigel angelegt worden. Es war also sowohl der Aderlaß, als die Entladung der feinen Blutgefäße mittelst der Igel, im Jahre 1790 weniger oft geschehen, als sonst. — Dazu kam, daß ich vom September an, außer der oben gedachten kummervollen Lage, beständig mit sehr anstrengenden Arbeiten, die durch oftmalige Unterbrechungen noch beschwerlicher wurden, beschäftiget war.

In den beyden ersten Monaten des Jahrs 1791, ward ich noch durch verschiedene, mir höchst unangenehme Vorfälle sehr gekränkt. Mit denselben war am 24sten Februar ein äußerst heftiger Verdruß verknüpft. Und an eben diesem Tage war es, als ich, in der allzuheftigen Gemüthsbewegung, über eine Reihe von Vorfällen, die mein ganzes moralisches Gefühl empört hatten, und woraus ich keinen vernünftigen Ausgang sah, zum erstenmale plötzlich die Gestalt eines Verstorbenen vor mir erblickte." —

„Die Erfahrung lehrt aber, daß wir uns auf vielerley Arten einbilden können, Gestalten, die außer uns nicht wirklich vorhanden sind, zu sehen, oder auch wohl gar zu hören. Dieß geschiehet

1) Im gewöhnlichen Traume. Die Art des Träumens ist bei jedem Menschen verschieden, und scheint, in der Mischung seiner Verstandes- und sinnlichen Kräfte, sofern sie durch den jedesmaligen körperlichen Zustand modificirt werden, zu beruhen.

2) Im Wahnsinne, und in allen Graden desselben, bis zur gänzlichen Verrücktheit des Verstandes.

3) In hitzigen Fiebern, welche eine kurze Zeit hindurch, oder in gewissen wiederkehrenden Perioden, den Verstand verwirren.

4) In der bloßen Einbildungskraft, ohne hitzige Krankheit, bey übrigens gesundem Verstande. Hier ist die Wahrheit am schwersten zu erfahren; es wäre denn, daß genauer Beobachtungsgeist mit reiner Wahrheitsliebe verbunden wäre.

Die Fälle sind sehr häufig, wo man sich nicht durch Einbildungskraft, sondern, ich möchte sagen, auch durch den irre geführten Verstand betrügen läßt. Sehr viele Leute lieben das Wunderbare, und dünken sich besonders dann etwas, wenn sie von sich selbst recht viel Wunderbares erzählen können. Wenige suchen sich von Vorurtheilen zu befreyen, und ihre Einbildungskraft zu zähmen; noch seltener sind diejenigen, welche sich und Andere genau beobachten; und noch seltener hat man dabey Entäußerung genug, um strenge bey der Wahrheit zu bleiben. Also, wenn jemand einen fremdscheinenden Vorfall erzählen will, nimmt er ab und setzt hinzu; ja man bildet sich wohl ein, etwas wahrgenommen zu haben, das man doch in dem Augenblicke des Erzählens erst erfindet. Dieß Letzte entsteht aus dem Eigensinn, vermöge dessen viele Menschen nicht Unrecht haben wollen; daher erzählen sie, um nur zu unterstützen, was sie Einmal behauptet haben, oft mehr, als sie verantworten können.

Bey Swedenborg's Visionen z. B. scheinen alle vorher erwähnte Umstände zusammen gekommen zu seyn. Er hatte Lust an Spekulationen und an mystischer Theologie; er hatte ein System, zu dessen Unterstützung er Geister brauchte, und er ging darauf aus, dieses wunderbare System geltend zu machen. Es kann seyn, daß er Phantasmen gesehen hat, zumal da er viel studirte und starke Mahlzeiten liebte. Aber er stutzte seine Visionen (worüber er dicke Bücher schrieb, um ein Wundermann zu scheinen) durch Einbildungen auf, wie sein System sie erheischte. —

Es ist nicht ganz ungewöhnlich, daß durch irgend ein Mißverhältniß der körperlichen Kräfte, auch ohne Wahnsinn und hitzige Krankheit, dem Auge Erscheinungen von außen vorkommen, welche bloß in uns, mittelst der Einbildung, erzeugt werden. „Diese Erfahrung kann uns lehren, daß es „hart und lieblos seyn würde, wenn wir gutmü„thige Leute, welche glauben, diese oder jene „Erscheinungen gesehen zu haben, geradezu für „Betrüger halten wollten. — Aber, indem „mehrere Erfahrungen zeigen, wie weit die mensch„liche Einbildungskraft gehen kann, in Vorstellun„gen von Bildern außer uns: mögen diese gutmü„thigen Leute auch ihrerseits lernen, ihren Ein

„bildungen keine Art von Wirklichkeit zuzu„schreiben, noch weniger die Wirkungen verstimm„ter Nerven für Beweise zu halten, daß „Geister um uns herum spuken.“ —

Der berühmte Just. Möser glaubte oft, Blumen zu sehen, die nicht da waren; eben so sieht ein andrer mir wohl bekannter Mann zuweilen mathematische Figuren — Zirkellinien, Vierecke ꝛc. — in verschiedenen Farben.

Einige ähnliche Beyspiele finden sich im Magazin von Moritz, in Krügers Experimental-Seelenlehre, und in Bonnet's psychologischen Schriften.

Der Fall, daß jemand Töne hört, ist seltener. Mein verewigter Freund, Moses Mendelssohn, hatte sich im Jahre 1772 durch zu starke Anstrengungen des Geistes eine Krankheit zugezogen, welche auch voll sonderbarer psychologischer Erscheinungen war. Ueber zwey Jahre lang durfte er gar nichts thun: nicht lesen, über nichts nachdenken, keine laute Stimme hören. Wenn jemand im geringsten lebhaft mit ihm sprach, oder er selbst nur ein wenig lebhaft ward, so fiel er Abends in eine Art von Schlagfluß, worin er alles sah' und hörte, was um ihn vorging, ohne jedoch nur ein Glied bewegen zu können. In diesem Zustande rief ihm

dann eine Stimme die mit Nachdruck ausgesproche-
nen Worte und Silben einzeln wieder zu, so, daß
ihm die Ohren davon gellten."

„Nicht weniger selten ist der Fall, daß jemand
menschliche Gestalten zu sehen glaubt. Ein Bei-
spiel davon lieferte ein ehemaliges Mitglied der Aka-
demie, wider dessen Wahrheitsliebe und Glaub-
würdigkeit Niemand etwas einwenden kann — der
verstorbene Gleditsch — der hier im academischen
Saale, einst das Phantasm des gewesenen Präsi-
denten Maupertuis erblickte."

Um durch Darlegung der Beschaffenheit meiner
Einbildungskraft diejenigen mich selbst betref-
fenden Erscheinungen, von welchen hier die Rede
ist, in einer minder wunderbaren Ansicht zu zeigen,
muß ich ferner bemerken, daß meine sehr lebhafte
Einbildungskraft alles leicht in Bilder bringt. Ich
habe z. B. eine Menge Plane zu Romanen und zu
Schauspielen in der Idee gemacht, aber von den
wenigsten etwas aufgeschrieben; weil es mir weni-
ger um das Ausführen, als um das Erfinden der-
selben zu thun war. Ich kam auf solche Plane,
wenn ich gutes Muths einsam spazirte, oder wenn
ich auf Reisen im Wagen saß, und mich nur mit
mir und meiner Einbildungskraft beschäftigen konn-
te. Jedesmal und noch bis jetzt, stehen die verschie-
denen

denen Personen, die ich zum Behufe eines solchen Plans mir schaffe, ganz lebhaft und deutlich in meiner Einbildung, nach ihrer Figur, ihren Gesichtszügen, ihrer Bewegung, Kleidung, Farbe 2c. So lange ich aber an einen bestimmten Plan denke, und ihn nachher ausführe, bleiben mir, selbst wenn ich darin unterbrochen werde, und zu ganz verschiedenen Zeiten wieder darauf komme, alle die handelnden Personen immer in eben der Gestalt gegenwärtig, worin sie sich die Einbildungskraft zuerst schuf.

Ich bin ferner sehr oft in einem Zustande zwischen Schlafen und Wachen, in welchem sich eine Menge Bilder von aller Art, oft die seltsamsten Gestalten, zeigen, sich ändern, und verschwinden. Im Jahre 1778 hatte ich ein Gallenfieber, das zuweilen, doch selten, bis zum Phantasiren stieg. Gegen Abend kam täglich der Fieberanfall. Wenn ich zu der Zeit die Augen geschlossen hatte, so konnte ich den Anfang der Kälte des Fiebers, selbst ehe die Empfindung des Frostes merklich ward, daraus spüren, daß farbige Bilder in weniger als halber Lebensgröße, wie in einen Rahm gefaßt, sich mir deutlich zeigten. Es waren Arten von Landschaften, mit Bäumen, Felsen 2c. vermischt. Behielt ich die Augen geschlossen, so änderte sich nach einer Minute immer etwas in dieser

Vorstellung, einige Figuren verschwanden und andre erschienen. Oeffnete ich aber die Augen, so war alles weg; schloß ich sie wieder, so war eine ganz andre Landschaft da. Gerade das Gegentheil hiervon geschah im Jahre 1791, wo durch Oeffnung und Schließung der Augen, die erscheinenden Gestalten nicht geändert wurden. — Ich habe während der Fieberkälte zuweilen, der Beobachtung wegen, in jeder Secunde die Augen geöffnet und geschlossen; und jederzeit erschien ein anderes Bild voll mannigfaltiger Gegenstände, welche mit denen die vorher erschienen waren, gar nichts gemein hatten. Diese zeigten sich ununterbrochen, so lange die Kälte des Fiebers dauerte; sie wurden schwächer, sobald die Hitze anfing, und wann sie völlig eintrat, waren alle Bilder weg. War der Fieberanfall ganz vorüber, so erschienen auch keine Bilder mehr; sah ich hingegen am folgenden Tage mit geschlossenen Augen wieder Bilder, so konnt' ich mit Sicherheit darauf rechnen, daß die Kälte des Fiebers heranrücke. —

Noch muß ich anmerken, daß mir mitten im Nachdenken oder ämsigen Schreiben, besonders wenn ich mich eine Zeitlang etwas angestrengt habe, ein Gedanke, welcher mit der vorliegenden Arbeit gar nicht zusammen hängt, wenn ich so sagen soll,

quer durch den Kopf geht, und nicht selten so lebhaft, daß ich glaube in mir selbst reden zu hören.

Diese in mir natürlich vorhandene Lebhaftigkeit macht es etwas begreiflicher, daß mir nach einer heftigen Gemüthsbewegung, mehrere Wochen lang, eine Menge Bilder als Blendwerke vorkommen konnten. Daß sie nach angesetzten Blutigeln auf einmal wegblieben, zeigt deutlich, daß eine unordentliche Bewegung des Bluts, mit der Erscheinung dieser Phantasmen verbunden gewesen ist, ob es gleich vielleicht allzuschnell geschlossen seyn würde, darin ganz allein die Ursache zu suchen.

Merkwürdig ist vielleicht auch der Umstand, daß sowohl der Anfang der Erscheinungen, nachdem die Gemüthsbewegung vorbey war, als auch die Veränderung beym gänzlichen Aufhören, gerade auf die Zeit der anfangenden Verdauung trafen. Eben so sonderbar ist es, daß die Blendwerke, ehe sie ganz wegblieben, die bunten Farben verloren und weiß erschienen, und daß sie nicht wie vormals verschwanden, oder sich veränderten, sondern nach und nach gleichsam zerflossen.

Hätte ich die Phantasmen von den Naturerscheinungen gar nicht unterscheiden können, so wäre ich wahnsinnig gewesen. Wäre ich schwärmerisch und abergläubisch, so würde ich

mich vor meinen eigenen Phantasmen entsetzt haben, und vermuthlich ernsthaft krank geworden seyn; liebte ich das Wunderbare, hätte ich gesucht eine Rolle zu spielen, so hätte ich sagen können: Ich habe Geister gesehen! und wer hätte es mir abstreiten dürfen? Im Jahre 1791 wäre vielleicht die Zeit gewesen, solche Erscheinungen geltend zu machen. Hier zeigte sich aber der Nutzen einer gesunden Philosophie und einer ruhigen Beobachtung. Nur ihnen verdanke ichs, daß ich weder wahnsinnig, noch ein Schwärmer ward — zwey Gefahren, denen ich bey so sehr gereizten Nerven, und bey so flüchtigem Blute, allerdings ausgesetzt war. Nun aber sah ich die mir vorschwebenden Blendwerke für Das an, was sie waren, für eine Krankheit; und benutzte sie zur fruchtbaren Beobachtung, weil ich diese, und die darüber anzustellenden Betrachtungen, für den Grund aller vernünftigen Philosophie halte.

Drey und zwanzigste Erzählung.

Der zweymal vom Tode erstandene Invalide bey Wolfenbüttel *).

(I. i. C. D.)

Als ich im Jahre 1788 im Braunschweigischen, nahe bey Wolfenbüttel, mich aufhielt, und wöchentlich einigemal nach dieser Stadt ging, begegnete mir des Abends bey der Rückkehr gewöhnlich ein alter Invalide, welcher an den wöchentlichen Holztagen die Erlaubniß benutzte, aus der benachbarten Forst sich etwas Raff- und Leseholz zu holen. Da seinem alten Rücken das schwere Bündel Strauchwerk nach gerade zur Last fiel: so pflegte er unter andern auch auf einem freyen, mit einzelnen Weiden bepflanzten Platze auszuruhen, wo ich ihn, wegen der Gleichförmigkeit der Tageszeit, in welcher ich aus, und Er nach Wolfenbüttel zurückkehrte, gewöhnlich, an eine Weide gelehnt, in einer ausruhenden, stehenden Lage fand. Auch kann es seyn, daß er selbst diesen anscheinenden Zu-

*) Nach der Erzählung des Herrn Oberamtmanns Otte, zu Haus-Himmelreich bey Pr. Minden.

fall absichtlich begünstigte, indem er meiner hier gern erwartete um das Almosen in Empfang zu nehmen, welches ich ihm dann ein wie allemal zu reichen pflegte.

Eines Tages sah ich in Wolfenbüttel, wie man einen Invaliden zu Grabe trug, und erfuhr zufällig, daß es der nämliche sey, welcher sich so fleißig Holz zusammengetragen habe, und der mir gewiß auch je zuweilen begegnet seyn werde.

So wirst du also weder heute, noch je wieder ein Almosen von mir in Empfang nehmen, dacht' ich, und wünschte ihm die ewige Ruhe.

Als ich des Abends spät aus der Stadt nach Hause ging, und jenem Platze mich näherte, wo ich den Holzträger im Leben so oft erblickt hatte, fielen meine Augen unwillkürlich wieder auf diese Stätte hin. Und was sah ich? — Der beerdigte Alte, dem ich doch eine sanfte Ruhe gewünscht hatte, stand zu meinem nicht geringen Schrecken, wirklich wieder so da, wie er einst leibte und lebte. Er hatte sich, wie immer, sein Bündel Holz auf dem Rücken, an seinen Weidenbaum gelehnt.

Natürlich überfiel mich ein gewisses Schaudern, und ein unbehagliches Grausen der Haut. Ich wollte schnell vorbeyeilen; aber noch so eben zur rechten Zeit besann ich mich, und faßte den herzhaf-

ten Entschluß, die Sache zu untersuchen, und den Geist des guten Alten, wo möglich, näher kennen zu lernen.

In der Regel pflegen Truggestalten in eben dem Maße, in welchem man vorurtheillos sich ihnen nähert, zu verschwinden, oder als das sich zu entwickeln, was sie wirklich sind, und woraus die Einbildungskraft, die Furcht und das Vorurtheil sich etwas anderes geschaffen hatten: dießmal aber war es umgekehrt. Je näher ich trat, desto natürlicher und unverkennbarer stand der beerdigte Invalide vor mir. Ja, was mich fast außer Fassung gebracht hätte — er streckte auch wie gewöhnlich, seine Hand nach einem Almosen aus — und bot mir — einen herzlichen guten Abend, indem er zugleich meinen Namen nannte.

Ich kann nicht läugnen, daß ich zitternd die Frage hervor stotterte: „Lebt Ihr wirklich, oder ist es Euer Geist?“ —

„Ach, lieber Gott! ich bin freylich alt und klapprich — lange wird's nun wohl auch mit mir nicht mehr gehen; denn heute haben sie in der Stadt meinen alten Kriegskameraden auch schon zu Grabe getragen, — und der war fünf Jahre jünger, als ich; wer weiß, wie bald ich ihm folge!“

Jetzt ging mir ein Licht auf, welches alle Furcht

und den obwaltenden Irrthum plötzlich verscheuchte. Ich sah deutlich, daß ich's mit keinem Geiste, sondern wirklich mit meinem alten Freunde zu thun hatte; und daß in der Stadt entweder ich selbst, oder die Wolfenbütteler jenen wirklich verstorbenen Invaliden mit diesem noch lebenden verwechselt hatten.

Einige Zeit nachher hörte ich in Wolfenbüttel, von einem meiner dortigen Freunde, daß nun auch dieser zweyte Invalide, der mir bey jener Weide, auf die eben erzählte Art einmal so ganz unabsichtlich einen Schrecken einjagte, nun wirklich gestorben sey. Ich hatte um so weniger Grund, diese Erzählung zu bezweifeln, da ich selbst schon auf diese Vermuthung gekommen war, indem ich seit drey Wochen diesen Holzträger nicht mehr gesehen hatte. Um indessen nicht noch einmal auf eine ähnliche Art getäuscht und erschreckt werden zu können, erkundigte ich mich an einem dritten Orte, wo man die Absichten dieser Nachfrage, meines Bedünkens, durchaus nicht einmal ahnen, noch weniger im Einverständnisse mit meinem Freunde stehen konnte, nach diesem seit einiger Zeit vermißten Invaliden, und vernahm die Bestätigung seines wirklichen Todes.

Nichts desto weniger erblickt' ich an dem Abende des nämlichen Tages, wo ich etwas später, wie gewöhnlich, aus Wolfenbüttel nach Hause zurückkehrte, den Alten auf seinem gewöhnlichen Ruheplatze — abermals. Weniger neugierig und furchtsam, als aufgebracht und verdrießlich über die Art, wie man mir mitspielen zu wollen schien, ging ich wieder entschlossen auf den vermeintlichen Geist zu. Schon in einiger Entfernung redete ich ihn an, erhielt dießmal aber keine Antwort. — Wie ich ganz nahe hinzugetreten war, — erblickte ich, anstatt des spukenden Invaliden — einen abgestutzten Weidenbaum, der vor Alter hingesunken war, und so, wie einst der holztragende Greis, an einen andern Baum sich gelehnt hatte. Der Mond, der nur einzelne Strahlen zwischen den sich jagenden Gewölken auf den abgestorbenen, hingebeugten Baumstamm fallen ließ, trug nicht wenig zur Vollendung der Täuschung bey.

Vier und zwanzigste Erzählung.

Der betende Mönchsgeist.

(I. 1. C. D.)

Ein Prediger im Halberstädtischen — so erzählen die für Volksaufklärung und Menschenwohl so thätigen Herausgeber der dortigen neuen gemeinnützigen Blätter, unter dem 28sten Julius 1798 — wurde vor mehreren Jahren zuweilen von einem Officier besucht, mit dem er Bekanntschaft hatte. Eines Abends, als dieser zum Besuche bey ihm war, fiel das Gespräch auch auf Erscheinungen und Gespensterfurcht. Der Officier, der von keiner Furcht zu wissen versicherte, und durch die Art, wie er dieß that, eben nicht bewies, daß es ihm wirklich nicht an jener Entschlossenheit und Kaltblütigkeit fehle, ohne welche niemand mit Geistern eine Lanze brechen sollte, äußerte sehr undelicat und prahlhaft den Wunsch: „daß ihm nur einmal ein Geist in den Wurf kommen möchte, u. s. w."

Von dieser unbescheidenen Sprache mußte, dem Anscheine nach, der Böse etwas vernommen ha-

ben; denn wie der Officier zu Bette gehen will, und sein Schlafzimmer öffnet, begreift er nicht, woher es da schon hell ist. Er geht ein Paar Schritte weiter vorwärts, und erblickt hinter dem Ofen vor einem großen Chorbuche einen knieenden Mönch, mit Lichtern um sich her, der, ohne sich durch ihn im mindesten stöhren zu lassen, deutungsreiche Bewegungen macht, und seine Andacht zu haben scheint. —

Auf eine solche Erscheinung war der gute Mann nicht gefaßt. Ja wäre ihm der Böse, etwa als ein alter Ritter erschienen, und hätte ihm den Eingang in's Zimmer streitig machen wollen: dann freylich würde er seine Pflicht genauer gekannt, und gewiß nicht unterlassen haben, ihr zu genügen. Diese wehrlose Gestalt hingegen, hatte seine Tapferkeit so ganz entwaffnet, daß er es für das Beste hielt, den — Kampfplatz — zu räumen. —

Man wunderte sich daher unten im Hause nicht wenig, ihn, der kaum hinauf gegangen war, die Treppe schon wieder herunter kommen zu hören; und erschrack, als man von seiner todtenblassen Farbe auf etwas Außerordentliches, das ihm widerfahren seyn müsse, schließen mußte! — Er erzählte hierauf sein Abentheuer; und der Prediger, der von einem spukenden Mönche in seinem Hause noch

nie das Mindeste gesehn oder gehört hatte, ging selbst mit ihm hinauf. Aber, war sein Schrecken das erstemal groß gewesen, über das, was er gesehen hatte: so war es nun fast noch größer, als er vom Mönch und Psalter, und von den Lichtern im ganzen Zimmer, auch nicht die entfernteste Spur mehr entdeckte. — Den folgenden Morgen fand man ihn krank, und die Krankheit entwickelte sich bald zu einem hitzigen Fieber! —

So schlimm war's aber denn doch nicht gemeint gewesen, und die Sache bekam daher nun folgende Auflösung. Der Prediger hatte mehrere Söhne, deren Einem die tapfern Worte ihres Gastes so spaßhaft vorgekommen waren, daß er seinen Heldenmuth auf die Probe zu stellen beschloß. — Mit einem Betttuche, einem Folianten aus seines Vaters Bibliothek und ein Paar Lichtern, waren die Kosten der obigen Gaukeley bestritten gewesen. — Wie aber der kleine Schauspieler nun sah, daß sein Scherz so gefährliche Folgen hatte, schlug ihm das Gewissen, und er beichtete seine ganze Sünde. Damit war indessen die Sache keinesweges schon wieder gut gemacht. Nein, der Kranke versicherte vielmehr: „er wisse die Gutmüthigkeit zwar sehr zu schätzen, „nach welcher man ihm mit einer solchen Erklärung „das Wunderbare des Gesichtes nur ausreden

„wolle; allein das, was man ihm da von einer na„türlichen Gaukeley vorschwatze, sey die Sache ge„wiß nicht gewesen!" —

Noch mehr! Der Erfinder selbst machte dem Kranken die ganze Mummerey mit demselben Laken und Buche, und den nämlichen Zurüstungen noch einmal vor seinem Bette vor. Aber umsonst! Unser Held blieb steif und fest dabey: „Man möge „ihm mit solchen Possen wegbleiben, „die man seiner Erzählung nur nach„ahme; er selbst müsse doch wohl am be„sten wissen, was er gesehen habe!"

So sehr war ihm Ebendasselbe, vorher unvermuthet und im Schrecken, jetzt kaltblütig und mit Ueberlegung gesehen, verschieden vorgekommen. Und das ist gewiß der Fall bey tausend und aber tausend vermeinten Erscheinungen gewesen!

Dem Erzähler war dieß Geschichtchen darum immer vorzüglich merkwürdig, weil es die Gewalt der einmal in Schrecken gesetzten Einbildungskraft so deutlich beweiset, daß man an diesem Einem Beyspiele, statt aller andern, genug haben kann, um zu begreifen, wie wenig Das oft Glauben verdient, was ein Mensch in sol-

chem Zustande mit eignen Augen gesehn, und mit seinen Ohren gehört zu haben versichert.

Fünf und zwanzigste Erzählung.

Austreibung des Teufels aus sechs besessenen Mädchen zu Verona *).

(Mit einer die katholischen Leser betreffenden Nachschrift des Herausgebers.)

(II. 2. A.)

„Ich mußte am 26sten Julius 1785, bey der Rückreise von Bologna, einiger Aufträge wegen, einen Tag in Verona verweilen. Da ich diesen Ort schon im December 1784 gesehen hatte, so war meine Neugierde bereits befriedigt. Herr W. —, ein junger polnischer Arzt, dessen Bekanntschaft ich schon damals gemacht hatte, sagte mir, als er mich nach einer halbstündigen vergnügten Unterhaltung schon wieder verlassen wollte, und ich ihm zuredete länger zu bleiben, daß er versprochen habe, einem

*) Erzählt von Herrn C. M. Plümicke. Verglichen mit dessen Fragmenten, Skizzen und Situationen auf einer Reise durch Italien. (Görlitz 1795.) S. 175 ꝛc.

wundervollen Kampfe mit Geistern beyzuwohnen. Die Franziskaner nämlich wollten, in der Kirche St. Bernardino, sechs jungen besessenen Mädchen, den Teufel austreiben. Wer im Kloster einige Bekanntschaft hatte, der ward ohne Schwierigkeit zu dem geistlichen Schauspiele zugelassen. Mein Freund zeigte mir seinen Einlaßschein, den er von einem jungen Weltpriester, der mit zur Zahl der Beschwörer gehörte, erhalten hatte. Dadurch erwachte auch bey mir der Wunsch, ein Augenzeuge dieser frommen Scene zu seyn. Mein Freund wußte bald Rath: Er verwandelte die Personenzahl seines Einlaßscheines — die Zahl Eins — in Zwey, und so kamen wir ohne Schwierigkeit in die Sakristey, in welcher den bösen einwohnenden Geistern, die Wege gewiesen werden sollten.

Von einigen hundert Umstehenden erzählten uns unsre nächsten Nachbaren, daß dergleichen Wunderwerke in dieser Kirche fast alle Jahre wiederholt würden. — Wir alle waren auf diese heilige Augenweide gleich begierig. Endlich wurde geläutet, und wir hörten singen, worauf ein feyerliches Gefolge von Mönchen begann, in deren Mitte zwischen geweiheten Kerzen, die unglücklichen Besessenen einhergingen, denen zuletzt ihre Verwandten und

Eltern folgten. Alle sechs waren in ihren gewöhnlichen, auf der Brust mit einem großen Kreuze von schwarzem Bande bezeichneten Kleidern. Einige gingen gelassen mit niedergeschlagenen Augen, und trugen in den Händen einen Rosenkranz und eine brennende Kerze; andre hingegen trugen nichts, und ließen sich führen. Eine Einzige, die sich sperrte und mitunter Verzuckungen hatte, wurde mehr getragen als geführt. Die meisten von ihnen waren noch Kinder, zwischen zehn bis vierzehn Jahren. Nur eine, die größte von allen, war von ganz artiger Gesichtsbildung, und mochte kaum achtzehn Jahre alt seyn.

Die geistlichen Herren nahmen ihre Sitze ein, und der eine von ihnen hielt eine Anrede, voll Rednerschmuck und Salbung. Gleich zu Anfange dieser Rede fielen sämmtliche Besessene, gleichsam unwillkührlich und wie von einer geheimen Kraft angetrieben, zugleich auf die Knie. Hierauf nahmen mehrere von den Herren Beschwörern zugleich das Wort, und befahlen dem inwohnenden Teufel, im Namen Gottes und vermöge der ihnen gewordenen Gewalt, — diese menschlichen Körper zu verlassen, und sich wieder in die ihnen gehörige Wohnung, in den unergründlichen Höllenpfuhl, zu stürzen.

Wie

Wie sich die Teufel hierzu durchaus nicht verstehen wollten, so wurden die Befehle der ehrwürdigen Herren unter fürchterlichen Drohungen wiederholt; jedoch auch jetzt vergeblich. Die Teufel rückten und rührten sich nicht, und da die Exorcirer fortfuhren, ihnen hart zuzusetzen, so riefen sie endlich mit sehr weiblicher Stimme: „Non posso!“ (ich kann nicht) und zwey der hartnäckigsten riefen sogar: „Non voglio!“ (ich will nicht).

„Da sehn Sie — flisterte mir mein Freund W — leise zu — wie schwer es seyn muß, ein Frauenzimmer vom Satan zu befreyen, wenn er sich einmal recht bey ihm eingenistet hat“

Die Vermessenheit der Teufel fing nun an, die Herren unter den Kaputzen baß zu erbittern. Eine Menge gemißbrauchter Schriftstellen wurden jetzt, wie aus ganzen Wurfbatterien auf die höllische Rotte geschleudert. Dieß wechselte mit Gebetsformeln; Brustschlägen und fürchterlichen Geberden der Beschwörenden ab, so, daß diese nun fast besessener, als jene, zu seyn schienen. Aber so theatralisch-feyerlich das alles auch war, so blieb es doch ohne Wirkung. Die Besessenen schüttelten die Köpfe, blieben bey ihrer Weigerung; und so oft die Exorcisten ihr: Benedetto sia il nome di Christo! (Gelobet sey der Name Christus!) erschallen ließen,

lachten einige laut und hämisch auf, andre stürzten unter Verzuckungen zur Erde nieder, und schamlose Entblößungen waren oft die Folge ihrer unnatürlichen Verdrehungen des Körpers. Endlich erfrechte sich einer der Teufel in weiblicher Hülle, auf jenes oft wiederholte Benedetto ein lästerndes Maledetto sia Christo! (Verwünscht sey Christus!) auszustoßen.

Dieß war eins der größern Mädchen, welches der böse Feind schon seit zwey Monaten zu seiner Wohnung erkohren hatte, das nämliche, welches schon auf dem Wege zur Sakristey so ungebärdig war. Auf diese legten nun alle zwölf Beschwörer zugleich ihre heiligen Hände, während sie zu deren Füßen sich in den unsittlichsten Stellungen unaufhörlich von einer Seite zur andern warf, und gleich einem Regenwurme sich krümmte —

Das Aussprechen der Bann- oder Austreibungs-Formeln, artete jetzt in ein dumpfes Murmeln aus, und ward, mit Beyhülfe des Sprengens mit Weihwasser, immer ernstlicher getrieben. Einer so hartnäckigen Ausdauer im Angriffe war dann nicht länger Widerstand zu leisten. Dem Commandanten der teuflischen Festung, obwohl noch bis über die Zähne verschanzt, schien — wie jenem Bassa in Belgrad, am Tage seiner Capitulation — der Bart zu

brennen, und — er streckte die Waffen. „Si! si! — rief die Besessene endlich — voglio andare!“ (Ja, ja! ich will weichen!)

Mit diesen Worten blieb sie wie todt liegen. In dem Augenblicke ward von allen Seiten ein allgemeines Triumphgeschrey erhoben. Man wünschte einander Glück, den Teufel überwältigt zu haben, und die Ueberwinder des Höllenfürsten trockneten sich den Schweiß vom Gesicht.

Was geschehen war, ward allgemein für ein sattsames Tagewerk erklärt. Die Austreibung der übrigen fünf Teufel wurde bis zur nahen Feyer eines Festes in der Kirche St. Maria in Organo, die den Olivetaner-Mönchen zugehört, ausgesetzt. Wir sämmtliche Zuschauer, ohne Unterschied, ob Rechtgläubige, oder Ketzer, (wiewohl mir und meinem Freunde das ungläubige Wesen leicht anzusehen seyn mochte) wurden nun ziemlich unbescheiden aus der Sakristey hinaus complimentirt, und so um den schönsten Theil des Schauspiels betrübt: zu sehen, was aus den noch immer besessenen Mädchen weiter würde, und wie sich die so eben Befreyete betrüge. — Was für Ursachen dazu seyn mochten, unsern ungeweihten Augen diese wirklich übermystischen Geheimnisse zu entziehen, und das Beste

unter einem dicken Schleyer zu behalten, mag Gott wissen. — —

Ich war für den Abend dieses merkwürdigen Tages im Gefolge meines Freundes zu dem Abbate S — i, einem gebohrnen Venetianer, nach dessen Casino *) eingeladen. Auf dem Hinwege erzählte mir mein Freund, daß mir eine Ueberraschung bevorstehe, indem ich im Casino einen merkwürdigen Mann vorfinden würde. Ich wunderte mich nicht wenig, in diesem Manne, ungeachtet seiner veränderten Kleidung, einen von den beiden Weltgeistlichen wieder zu erkennen, die heute früh mit den Franziskanern jenen Teufel bekämpft und verjagt hatten. Es versteht sich, daß davon nichts erwähnt ward; zumal da der Geistliche, unsrer heitern Stimmung und seiner Verwandschaft mit dem Abbate ungeachtet, so lange den Ernsthaften spielte, bis bey Tische der Champagner in den Gläsern zu brausen anfing. Jetzt aber begannen seine Lebensgeister den Tanz — und als vollends der Punsch erschien, waren wir alle — seine vertrauten Freunde geworden.

Mein polnischer Freund, der ihm den heutigen Eintrittsschein in die Kirche St. Bernar-

*) Ein eigenthümlicher Unterhaltungsort; jeder Italiäner von Bedeutung, besonders in Venedig, hat sein eigenes Casino.

dino zu danken hatte, spielte die Unterhaltung auf jene heilige Expedition. Er lächelte — das war die Losung zu größeren Freyheiten, die wir uns scherzweise erlaubten. Er schien das Läppische jener Gaukeleien eben so lebhaft zu fühlen, als wir selbst; glaubte aber, einer einträglichen Pfründe zu Liebe, die seiner wartete, gaukeln zu müssen. Einer von uns trank auf das Wohl des vom Teufel befreyeten Mädchens — und er gestand: es habe ihm leid gethan, daß das Loos der Befreyung nicht die größeste Besessene getroffen habe, weil sie nach seiner Meynung auch die hübscheste sey. Wir billigten seinen Geschmack, und tranken auf das Wohlseyn — aller Besessenen.

Die Unterhaltung unsers Kreises, größtentheils in französischer Sprache, gewann von nun an sehr an Aufgewecktheit. Unser Geistliche, der seine Naturgabe im Trinken auf das Höchste versucht hatte, ward eben so offenherzig, als vergnügt. Auf Befragen, was aus jenen sechs Mädchen weiter geworden sey, und wo sie eigentlich außer der heiligen Ceremonie sich aufzuhalten pflegten — erfuhren wir von ihm, daß man sie ihren Eltern und Verwandten übergeben habe, und daß sie täglich von einem der exorcirenden Geistlichen besucht zu werden pflegten. Der Abbate verlangte, ihn kom-

menden Tages bey einem dieser Besuche begleiten zu dürfen.

„Bey Tage — bekam er zur Antwort — ziemt sich dergleichen Begleitung nicht — aber wenn wir allenfalls jetzt gleich (es war beynahe Mitternacht) wie wir da sind, bey einer von diesen Besessenen einsprechen wollen, so bin ich's zufrieden." Freudig wurde er von uns allen für diese gefällige Erklärung umarmt. Die Partie ging den Augenblick vor sich.

Die „hübscheste" Besessene wohnte gar nicht weit von dem Casino, in der Gegend des Campo Marpo Sie hieß Hiazinta, und war mit ihrer Mutter, einer Wittwe, schon zu Bette; man zündete aber Licht an und eröffnete die Wohnung, sobald man die Stimme des Pater D... (dieß war der Name unsers Weltgeistlichen) erkannt hatte. Tochter und Mutter, eine wie die andere, bewillkommten ihn so unbesessen, als möglich, mit einem Handkusse; meinten aber, sie hätten ihn so spät kaum noch erwartet. Er antwortete, daß er des andern Tages abgehalten werde, sie zu besuchen, er habe sich daher noch heute dieser seiner Pflicht entledigen wollen, und sey (auf uns zeigend) von diesen Freunden, mit denen er in Gesellschaft gewesen, begleitet worden. Drauf nahm er Mutter

und Tochter einige Augenblicke bey Seite und sprach mit ihnen — worauf der Bediente des Abbate sich mit den Geräthschaften zum Punsch einfand.

So ward nun die bisherige Trinkgesellschaft mit einigen Beysitzern vermehrt, obwohl es hier, bey der Armuth der Leute, an Stühlen fehlte, und um sitzen zu können, beyde Betten zu Hülfe genommen werden mußten. Die Frauenzimmer waren zurückhaltender, als es sonst den Italiänerinnen eigen ist. Wir alle waren sehr vergnügt, und fuhren fort zu trinken, als Pater D... zu klagen anfing. Er ward auf ein Bette gebracht. Da aber seine Unpäßlichkeit anhielt, und er zu Hause zu seyn wünschte, schickte der Abbate nach einem Wagen, bey dessen Ankunft er sich uns empfahl.

Seine Entfernung verbannte den beobachteten Zwang der Frauenzimmer — beyde tranken, sangen und wurden treuherziger, je länger sie tranken. Eines starken Weinpunsches ungewohnt, äußerte sich bey der Mutter die Folge durch Müdigkeit. Sie entschlief — und die Tochter blieb der Bescheidenheit dreyer ziemlich berauschten Jünglinge überlassen.

Da ich, mich von allen am meisten gemäßiget hatte, und völlige Ueberlegung besaß, faßte ich den Entschluß, wo möglich den Beschützer des Mädchens abzugeben. Ich bat die Uebrigen in franzö-

sischer Sprache, das Mädchen nicht weiter zum Trinken zu reizen, und fragte den Abbate: ob er heute früh nicht auch in der Kirche St. Bernardino gewesen sey. Das Mädchen entfärbte sich bey diesem Namen. Der Abbate verstand mich und sagte: „Nein" —

Mein Freund entwarf ihm nun eine Schilderung der ganzen Entzauberungs-Ceremonie; indessen ich mit forschendem Blicke das fernere Benehmen des verlegenen Mädchens beobachtete. Der Hergang der Sache ward auch ohne die kleinste Einmischung von Spötterey und ohne alle Nebenbemerkungen erzählt, und dennoch — war es Scham oder Gefühl der Ehrlichkeit und emporstrebende Tugend? — dennoch stieg die Verwirrung des Mädchens sichtbar mit jedem Augenblicke. Schon zitterten Tropfen in ihren Augen — und am Ende der Erzählung weinte sie laut, mit Schluchzen. — Auf die Frage, was ihr fehle, bekamen wir lange keine Antwort. Endlich sprang sie auf, sah starr gen Himmel, rang die Hände, und rief in der rührendsten Gestalt der Schönheit: „O Dio, anch' io son di quell' Infelice!" (O Gott! auch ich gehörte zu jenen Unglücklichen!) — Wir alle fühlten uns hingerissen, und betrachteten sie mit stiller Verwunderung. Die

Alte lag der Länge nach auf's Bette hingstreckt — und schnarchte.

Selbst der Abbate ward nüchtern. Er hatte sich vorher, sogar in Gegenwart der Mutter, Freyheiten bey dem kaum halbbekleideten Mädchen genommen, die diese (vielleicht längst ein unglückliches Schlachtopfer der Lüste) nur mit halbem Ernste zurückgewiesen hatte. Jetzt, indem er im Begriff stand eine ihrer Hände zu küssen — zog er sie auf den Schoß zu sich nieder, trocknete ihre Thränen mit seinem Tuch, und redete ihr feyerlich und mit Ernst in's Gewissen. Diese Gabe der Beredsamkeit bey einem Halbtrunkenen war mir um so unerwarteter, je seltner sie bey Leuten seiner Art in diesen Gegenden überhaupt anzutreffen ist. Sie schwieg, hatte die Hände gefaltet und sah starr vor sich nieder „Oh Dio buono — rief sie — che farò io!" (Gütiger Gott! was soll ich anfangen?) — und indem sie die Hände gegen uns ausstreckte: „Mettete mi in sicùro!" (Bringen sie mich in Sicherheit!)

„Ja — rief mein Freund W. . — das wollen „wir! Ich will Dich einer Dame in Florenz „empfehlen, die meine Gönnerinn ist. Für den „Unterhalt Deiner Mutter werde ich indessen sor„gen Hier ist Geld! (indem er seine Börse auf den „Tisch warf. Morgen magst Du abreisen!"

Das Mädchen umarmte ihn voll Entzücken, und rief mit einem freywilligen heißen Kusse auf die Wange, schmeichelnd aus. — „Salvatòre mio! Angelo custóde!" (O mein Retter! mein Schutzengel!)

„Gut! Alles gut!" fuhr mein Freund fort, (indem er sie an der Hand hielt) „aber — erst ein freyes, aufrichtiges Geständniß! — Gelt! Du bist nie besessen gewesen? So wenig, als Du es eben jetzt warst!"

Mädchen. (Noch mit furchtsamer Stimme) Nein.

W.. Auch jene Elende nicht, die unter schaamlosen Entblößungen: Voglio andare! rief?

Mädchen. (lächelnd, aber mit noch mehr Verlegenheit) Nein.

W.. Und die Mörder Eurer weiblichen Tugend, die Schänder der Ehre Gottes — jene Pfaffen sind Betrüger und Bösewichter?

Mädchen. (erst entschlossen, dann ängstlich) Ja! Ja! — Aber....

W.. Ich verstehe. Sey unbesorgt! Sie sollen uns kein Haar krümmen. Morgen früh für's Erste nach Florenz mit Dir, — und dann binnen vier Wochen nach Deutschland! —

„Was ich hier thue — fuhr er fort, indem er auf das Mädchen zeigte — war ein Werk Ihrer

erschütternden Anrede mein Freund! — wobey er sich an den Abbate wandte — „Gott weiß, ich handle ohne Absicht! Wenn Sie wollten! — könnten Sie mein Unternehmen vereiteln. Aber — darf ich auf Ihre Verschwiegenheit rechnen?"

Der Abbate gab ihm, indem er ihm zugleich die Hand reichte, sein Ehrenwort; zog hierauf seine Brieftasche hervor, und schrieb mit Bleyfeder eine Anweisung von zwölf Zechinen, auf einen seiner Freunde in Florenz, die er dem Mädchen als einen Nothpfennig, und gegen die Versuchung zum Rückfall, überreichte.

Wir entfernten uns jetzt; denn es war bald heller Morgen. Erst bey dem Geräusche, welches unser Aufstand verursachte, erwachte die Mutter. Mein Freund und der Abbate deuteten ihr an, daß, und warum sie sich mit der Tochter noch diese Nacht zur Abreise anschicken müsse. Ich benutzte den Augenblick, der Börse meines Freundes, die auf dem Tische lag, unvermerkt eine Summe beyzufügen, die meinem Wohlthätigkeitstriebe, wie meinem damaligen Vermögen, angemessen war.

Indem das Weib jetzt Börse und Geld auf dem Tische erblickte, wischte sie zweifelnd die Augen, und rief verwunderungsvoll: — „Per Dio! che vuol dir' tutto questo?", (Bey Gott! was soll das

alles heißen?) — Geld und Befehl zur Reise — beyde schienen ihr noch ein Werk des Traums.

So verließen wir diese elende Wohnung, in welcher wir eine sehr glückliche Nacht gefeyert, und ohne Beschwörungsformel den Teufel vertrieben hatten. Bey'm Abschiede umarmten wir das Mädchen. „Buono Tedesco!“ nannte sie mich im schmelzendsten Tone, indem sie mich umarmte — und ich ihr zum letztenmal in's Auge blickte.

Mein Freund und der Abbate begleiteten mich bis zur Thür meines Gasthofes. Wir schwuren, trennend, uns Freundschaft, aber ich sah den Abbate nie wieder. Er starb 1786 zu Ferrara.

Ich warf mich einige Stunden aufs Lager, bis die Stunde schlug, die mich von Verona trennte. Wenige Minuten vorher, kam mein polnischer Freund nochmals zu mir. Tochter und Mutter waren bereits durch seine Vermittelung abgereiset. — Ich fand ihn vor einigen Jahren in Berlin wieder. Meine Freude war unendlich. „Unsre Hiazinta läßt Sie grüßen!“ — war sein erstes Wort. „Sie ist jetzt bey der Gräfinn Spinelli zu Linz.“

Wie er mir erzählte, hatte er sie bald nach jenem Ereignisse zu Florenz wieder gesehn. Damals erst machte sie, ganz unbesorgt, ihm eine schauderhafte

Schilderung davon, wie jene unglücklichen Schlacht-opfer in Verona, oft schon von ihrem zehnten Jahre an, zu den niedrigsten Wollüsten, und zu den sündlichsten Betrügereyen abgerichtet werden. Aber dieß Gemählde ist zu empörend für die Menschheit, als daß es hier Platz finden könnte."

Nachschrift des Herausgebers.

Sollten meine katholischen Leser glauben, daß ich der am Ende der ersten Erzählung dieses Theils Ihnen gegebenen Versicherung: „alles für Sie Anstößige vermeiden zu wollen, so oft ich dieß könnte, ohne der Wahrheit und meinem Gewissen etwas zu vergeben" — in dem vorstehenden Teufelsgeschichtchen dennoch nicht getreu gewesen sey: so ersuche ich Sie, dasselbe so, wie ich es erzählt habe, mit der vorhin nachgewiesenen Plümeckeschen Original-Erzählung zu vergleichen, um völlig überzeugt zu werden, daß ich Ihnen möglichst Wort gehalten habe.

Ueberhaupt wird kein billiger Katholik von mir erwarten, daß ich vorstehende Erzählung, um der Schande willen, welche dadurch zur Warnung einzelner gesalbten Possenreißer und unwürdigen Glieder Ihrer Kirche, documentirt wird, ganz hätte weglassen sollen. — Ich würde vielmehr der Sünde

dieser elenden Exorcisten mich mit schuldig zu machen, und allen Ihren rechtschaffenen, denkenden und wirklich verehrungswürdigen Religionslehrern, an Ihrer Würde etwas zu vergeben geglaubt haben, wenn ich diese, durch übelangebrachte Schonung und durch mißverstandene Delicatesse, mit jenen Unwürdigen gleichsam in eine Klasse setzen wollte, die in dem elenden Wahne stehen mögen, als könne in unsern Tagen noch, plumpe Pfaffenlist und Trug, eine wahre, ausdauernde Würde geben, und einem eben dadurch so sehr gesunkenen Ansehen wieder aufhelfen.

Sechs und zwanzigste Erzählung.

Ein Todtenschedel bekommt Leben, und packt den Mahler Herrn Darbes, zu Kopenhagen, beym Kopfe *).

(I. 2. und 3. A.)

Der Portraitmahler Herr Darbes erzählte mir, während seines Aufenthalts zu Riga im Jahre 1784, daß er einst zu Kopenhagen auf folgende

*) Nach der Erzählung, des Predigers zu Ruien in Liefland, Herrn Gustav von Bergmann.

in der That ganz eigenthümliche Art mit einem Gespenste handgemein geworden sey:

„Ich studirte zu Kopenhagen die Zeichenkunst, und bat einen meiner dortigen Freunde, der als Mediciner viel mit den Cadavern der Anatomie beschäftiget war, mir doch gelegentlich einen wohl zubereiteten Todtenkopf, den ich nach der Natur zeichnen wollte, zu verschaffen. Er erfüllte meine Bitte bald, und ich schloß das willkommene Geschenk in mein Schreibepult. Dieß geschah am hellen Tage, und bloß ihm, nicht meiner Furchtlosigkeit und meinen Grundsätzen — hatte ich, wie ich in der Folge überzeugt ward, die Ruhe und Gleichgültigkeit zu verdanken, womit ich das ernsthafte Ueberbleibsel verschwundener Menschheit — den Menschenschädel — handhabte und betrachtete.

Als ich am späten Abend des nämlichen Tages — es mochte wohl schon Mitternacht seyn — von einigen Bekannten nach meiner Wohnung zurückkehrte, dachte ich an meinen Todtenkopf. Unbegreiflicherweise war mir fast, als fiel er mir schwer aufs Herz. Ich ging ohne Laterne, schloß, nicht ohne alle unbehagliche Furchtgefühle, und sogar ein wenig zitternd, im Finstern meine Stube auf, tappte nach dem Schreibepulte der den Schädel verschloß, hin, um mir mittelst des daselbst stehenden

Feuerzeuges, Licht anzuschlagen, und — ein ganz unwillkürliches Schaudern ergriff und überfiel mich.

Kaum hatte ich meinen Wachsstock angezündet: so war plötzlich alle Furcht verschwunden. — „Sonderbar, dacht' ich, ich bin ja ein größerer Freund des Lichts, als ich selbst bisher geglaubt hatte." —

Um mich in dieser Bravheit und Furchtlosigkeit, noch mehr zu bestärken, schloß ich daß Behältniß des Todtenkopfs auf, nahm diesen heraus, betrachtete ihn von allen Seiten, und wünschte ihm endlich scherzhaft eine gute Nacht.

Ich schloß jetzt die Stubenthür ab, und fing an, mich zu entkleiden. Zu dem Ende setzte ich mich auf's Bette, brachte zuvörderst die Haare in Ordnung, und band mir ein Kopftuch um. Um jetzt die Pantoffeln, die unter dem Bette standen, hervor zu holen, bückte ich mich vorn über. Diesen Augenblick benutzte das mich umschwebende Gespenst; es packte mich mit kalter Todeshand von hinten beym Kopfe; ich fühlte die Kraft seiner fünf Finger über der Stirn und den Augen, nur zu deutlich und grausenerregend; und ward, so ergriffen von dem unbegreiflichen Etwas, ohnmächtig zu Boden geworfen.

Ich weiß nicht, wie lange ich hülflos in diesem Zustande da gelegen haben mag. Indessen brannte, als

als ich mich erholte, und wieder zum Bewußtseyn kam, zu meinem Glücke noch der Rest des Lichtes auf dem Nachttische.

Obgleich die Schreckensschauder, unter welchen ich hinsank, jetzt noch nicht vorüber waren: so entschloß ich mich doch, aufzustehen. So demüthig ich vorhin auf dem Fußboden hingestreckt lag, eben so schüchtern und fürchtend blickte ich jetzt um mich her — O, wie angenehm ward ich in diesem Augenblicke überrascht, als ich jetzt das Gespenst, hangend über meinem Bette, erblickte. Eine nach dem Bette hingeleitete Klingelschnur war zufällig von mir in das Tuch mit eingewickelt worden, welches ich um den Kopf gebunden hatte. Da mir beym Hinstürzen auf den Fußboden das Tuch mittelst der in des Tuches Knoten verwickelten Schnur gewaltsam vom Kopfe gerissen worden war, so hing es zu meiner Beruhigung und gänzlichen Ueberzeugung von dem natürlichen Hergang der Sache, noch jetzt an der Schnur.

Sieben und zwanzigste Erzählung.

Ein böser Geist zerstöhrt bey Osnabrück die Wohnung der Wittwe Breyve.

(II. 2. A.)

In dem zum Osnabrückischen Amte Iburg gehörigen Kirchspiele Hagen, besitzt die Wittwe Breyve ein Haus und etwas Gartenland; so daß sie bey Fleiß und Sparsamkeit, mit einem zwölfjährigen Knaben und einigen jüngern Töchtern nothdürftig leben kann. Diese Frau bemerkte im Monath Junius des Jahres 1793 an ihrem Hause allerley kleine Beschädigungen und Verletzungen. Bald fand sie den Kalk von der Wand gerissen; bald hier und da einen Stein aus der Mauer gestoßen ꝛc.

Dieß mußte sie natürlich um so mehr befremden, da sie nicht begriff, wer und warum irgend ein Mensch ihr solch' einen Schaden boshaft zufügen sollte; je beträchtlicher diese Beschädigungen nach und nach wurden. Es stürzten nämlich ganze Fächer der Mauer ein, und die Fenster zerbrachen,

ohne daß die alte erschrockene Frau jemals dem Urheber dieses Unwesens auf die Spur kommen konnte.

Das Gerücht von diesen Vorfällen verbreitete sich bald im Dorfe Hagen, (von welchem ihr Haus noch eine halbe Stunde entfernt liegt) und dann immer weiter. Neugierde trieb aus allen Gegenden Menschen herbey, um von diesen unerhörten Erscheinungen sich mit eigenen Augen zu überzeugen; auch fand sich niemand in seiner Erwartung getäuscht.

Bey so bewandten Umständen war dem großen Volkshaufen nichts gewisser und natürlicher, als daß hier unsichtbare böse Geister mit im Spiele wären. Ueberall behaupteten lieblose Menschen: der verstorbene Mann, der das Haus erbaut hatte, habe durch unerlaubte Mittel und Ungerechtigkeit die Kosten des Baues bestritten, daher müßte er, als spukender Geist, dasselbe nun zur Strafe nach und nach wieder einreißen. Ueberaus groß war die Angst und der Kummer der gutmüthigen alten Frau bey dem Gedanken, ihren guten Mann auf eine so schreckliche und schimpfliche Weise bestraft zu wissen.

Das einzige Mittel, der fernern Zerstöhrung des Hauses vorzubeugen, schien daher ihr und ihren Nachbaren das Verbannen des bösen Geistes zu seyn. Man wollte dem katholischen Pfarrer

des Dorfes dieses Geschäft übertragen; dieser war aber ein viel zu vernünftiger Mann, als daß er sich hätte dazu verstehen sollen. Um indessen den unaufhörlichen Zudringlichkeiten dieser einfältigen Leute auszuweichen, und sie einigermaßen zufrieden zu stellen, glaubte er, ihre zweyte, nicht weniger dringende Bitte — um ein Zeugniß, daß an dem Hause Spuren von Geisterwirkungen sichtbar wären — wenigstens zum Theil erfüllen zu müssen. Er bescheinigte ihnen nämlich bloß die wirklichen Thatsachen, ohne jedoch eines verwüstenden Geistes auch nur dunkel zu erwähnen.

Mit diesem Zeugnisse ausgerüstet, begaben sie sich zum nächsten Franziskaner-Kloster. Die Genossen desselben waren indessen entweder zu ehrlich, oder fanden es bedenklich, ihnen ihren Schutz und Beystand wider das Gespenst angedeihen zu lassen. Die Lage der Sache blieb daher wie sie war. Die Beschädigungen am Hause wurden täglich erheblicher; und alle Bemühungen, den vielleicht ungeistigen Urheber derselben zu entdecken, blieben fruchtlos, obgleich täglich eine Menge Menschen zugegen war.

Um doch endlich vielleicht der armen Wittwe Ruhe zu verschaffen, und dem täglich anwachsenden Aberglauben Einhalt zu thun: beschloß der Pastor und sein Capellan, in der Nähe des Hauses wech-

selsweise so lange aufzulauern, bis sie den Thäter auf der That ertappen würden. Ihr Beobachten im Hinterhalte, war anfangs zwar von keinem besonders glücklichen Erfolge: indessen wirkte es doch soviel, daß im Beyseyn dieser Herren sich nie etwas ereignete, und nur bey deren Entfernung das alte Spiel wieder anhob. —

Nachdem der Teufelsspuck beynahe während dreyer Wochen ununterbrochen war fortgesetzt worden, gelang es den Bemühungen dieser vernünftigen Seelsorger endlich, ihn aufzuklären, den boshaften Gaukler zu ertappen, dadurch die geplagte Hausfrau von ihrer Angst und Noth zu befreyen, und den durch diese bisherige Betrügerey in der ganzen Gegend unglaublich gestiegenen Aberglauben, nachdrücklich zu zerstreuen und zu Schanden zu machen.

Als nämlich der Capellan eines Tages wieder in einem Hinterhalt sich verborgen hielt, bemerkte er zu seinem großen Erstaunen, daß der eigene zwölfjährige Sohn der Wittwe schüchtern und um sich blickend, mit einer langen Stange daher schlich, und — als er von keinem Menschen beobachtet zu werden schien — ein bisher noch unversehrt gebliebenes Fenster einstieß, dann aber sogleich leise, und seiner Meinung nach unbemerkt, um die Ecke des Hauses schlich. Glücklicherweise war der Capellan

nicht der einzige Beobachter; sondern noch einige andere Leute, deren Gegenwart der Knabe nicht vermuthet hatte, sprangen aus ihren Splupfwinkeln hervor, und ertappten ihn so auf der That, daß er es nicht wagen konnte, sie abzuläugnen.

Diese eben so glückliche, als wichtige Entdeckung wurde sogleich dem Justitzamte Iburg berichtet, welches den Knaben ungesäumt einzog. Dem großen Haufen derer, welche hier an einen andern, als menschlichen Teufel glaubten, kam es sonderbar vor, ja sogar ungerecht nannten sie es, einem so kleinen und anscheinend frommen Knaben, „Thaten voll unverkennbarer Spuren höherer Geisterwirkung," zur Last legen zu wollen. — Bey dem mit diesem „unschuldigen Kinde" angestellten Verhöre, bekannte dasselbe aber sogleich und ohne Schwierigkeit den ganzen Hergang der Sache.

Da es übrigens sogar den Gerichten unglaublich war, und beynahe unmöglich schien, daß schon ein solcher Knabe, zu diesem Grade von Bösartigkeit herabsinken könnte; und da vielmehr zu vermuthen stand, er möchte von andern schlechten Menschen zu diesem Unfuge beredet und unterstützt worden seyn: so wurde er ernstlich befragt, ob ihn Jemand zu seinen Bubenstreichen verführt, und dabey be-

hülflich gewesen sey? — Auf diese Fragen erklärte der Junge mit der größten Unverschämtheit und Dummdreistigkeit: „daß einer der Dorfbewohner, „welchen er sogar namhaft machte, seiner Mutter „Heyrathsanträge gemacht habe; da die Mutter „ihn aber nicht zum Manne haben wolle: so hätte „dieser Mensch ihn unter allerley Versprechungen „beredet, der Mutter, auf die bewußte Art, Furcht „und Angst einzujagen, weil sie dann seinen „Wunsch wohl erfüllen würde.“ Nach einer sorgfältigen Prüfung dieser Aussage ergab sich, daß der angebliche Heyrathtsantrag eine bloße Erdichtung, und überhaupt an der ganzen Aussage auch nicht das Mindeste wahr sey.

Als man ihn wegen dieser boshaften und groben Lüge zur Rede stellte, und nochmals mit Nachdruck in ihn drang, um die Wahrheit an den Tag zu bringen, so bekannte er endlich: „Er habe Alles aus „bloßem Muthwillen und ohne besondere Absichten „gethan, sey auch von Niemand, weder dabey „unterstützt, noch dazu verführt worden, obgleich „er dieß gestern, um sich einigermaßen zu rechtfer„tigen, vorgegeben habe. Anfangs habe er, aus „bloßer langen Weile, mit einem Stücke Eisen an „der Mauer allerley Kritzeleyen gemacht, und hie „und da Stücke Kalk von der Wand gerissen. Da

„seine Mutter, und nachher auch andere Leute, „hierüber eine ängstliche Verwunderung bezeigt, „und die Vermuthung geäußert hätte, daß dieß „eine Geisterwirkung sey: so habe es ihm Vergnü„gen gemacht, klüger zu seyn, als sie alle; daher „hätte er nun den Spaß immer noch fortgesetzt, bis „er endlich ganze Wandfächer ausgestoßen, und „Fenster mit Bley und Glas eingerissen hätte; „denn die Verwunderung und das Erstaunen so „vieler, durch seine Thaten herbeygelockten einfäl„tigen Menschen, hätten ihm gar zu viel Spaß „gemacht."

Der lose Bube ward, nach diesem Geständnisse, wobey er blieb, zu der wohlverdienten Strafe von fünf und zwanzig Stockprügel und zu dreytägigem Gefängnisse verurtheilt.

So hatten die Dummheit und die albernen Vorurtheile jener Wittwe, und der ihr nachbetenden Menge, sowohl der Bosheit eines verschmitzten Knaben, als auch dem Aberglauben und Geisterwahne einfältiger Menschen, eine Zeitlang eine nur gar zu wirksame verderbliche Nahrung gereicht!

Acht und zwanzigste bis ein und vierzigste Erzählung.

Vierzehn Beyträge zur Rechtfertigung des Volksglauben: als könnten die Todten spuken.

(I. 2. A.)

Einleitung zu diesen vierzehn Beyträgen.

„Niemand erblickt wohl den Tod in einer fürchterlicheren Gestalt — sagt ein verehrungswürdiger Menschenfreund — *) als der Unglückliche, der in das Grab verscharrt wird, während das Leben in seinem Innersten schlummert. Er öffnet die Augen; neue Lebenskraft durchströmt seine Adern; heftiger als jemals, erwacht in ihm die Begierde zu leben — der heiße Wunsch, in seine vorigen Verhältnisse zurückzutreten — im Kreise seines Gatten, seiner Kinder, aller derer, welche die süßen Bande der Seelen- oder der Blutsverwandschaft, so eng' an sein fühlendes Herz geknüpft haben — im Kreise dieser Geliebten aufs Neue die Freuden des Lebens zu genießen, und irgend ein großes, angefangenes Werk

*) Im Reichsanzeiger. Decemb. 1798.

zu seinem, seiner Familie und der Menschheit Segen zu vollenden. Aber ihn schreckt die grausenvolle Finsterniß, die rings umher sein Auge drückt; mit forschenden Händen überzeugt er sich von der fürchterlichen Gewißheit, das der Sarg ihn verschließe, mit Höllenwuth packt ihn das Entsetzen; laut schreyt er auf. Hier liegt er, tief verscharrt in die Erde, in der Gesellschaft der Todten, eingekerkert in ein enges, dumpfes, finsteres Behältniß, dessen bloßer Name Manchem schon widrige und schreckhafte Gefühle erweckt. Körperliche Leiden haben ihn entkräftet, und noch läßt ihre Wuth nicht nach. Er bedarf Linderung, Hülfe, Trost; aber er sieht sich hinausgestoßen aus dem Reiche der Lebendigen. Abgespannt sind seine körperlichen Kräfte, bis auf den äußersten Grad. In der starken Seele wüthet Verzweiflung. Brennende Sehnsucht nach Rettung und Freyheit — folterndes Gefühl der fürchterlichsten Hoffnungslosigkeit — Verzweiflung von innen; ewige Nacht, Tod und Entsetzen von außen!" —

„Bey Gott! in einer schrecklichern Gestalt kann der Tod nie erscheinen! welch ein fürchterliches Ende! Mir ist, als hörte ich das Angstgestöhne der Schmachtenden — der wüthenden Verzweiflung gräßliches Heulen. Ich sehe die Unglücklichen und

schaudere zurück! sehe, wie sie wüthend kämpfen mit den schwachen Nägeln, um den hölzernen Kerker zu durchwühlen, und seine Bande zu zerreißen — Furcht und Entsetzen ergreift mich bey diesem Gedanken." —

„Wer hat Euch hinabgestoßen, Elende! in den Ort der grausenvollsten Verzweiflung? — Wer sind die Grausamen, die Euch den Armen Eurer Kinder entrissen; Euch, Ihr Väter und Mütter, lebendig verscharrten? — Sagt, wer that es? — wer ließ es geschehen? — Ha! Brüder thaten es, und Lehrer der sanften, menschenfreundlichen Religion Jesu! Sie ließen es geschehen! — Sie, die Tugend und Liebe predigen, sie sind es, die Euch der Verzweiflung in die Arme werfen, sie sind Eure Mörder!"

Der Ungenannte zielt auf die, hier und da nicht gewissenhaft befolgten, policeylichen Verordnungen einiger wohleingerichteten Staaten, nach welchen die Gestorbenen in der Regel eigentlich nicht vor Ablauf von dreymal vier und zwanzig Stunden beerdiget werden sollen, und doch nicht selten viel früher zu Grabe getragen werden, weil — die Pfarrer es gut heißen.

„Wie lange — fährt er fort — wie lange wollt Ihr, die Ihr Liebe und Gehorsam prediget,

fortfahren, grausam gegen Eure Nebenmenschen, und ungehorsam gegen die Obrigkeit — wär's auch nur im Einzelnen — zu seyn? — Ist's nicht ein schrecklicher Gedanke von denen, die Ihr zur Gruft begleitet, Einige, und wär' es unter Tausenden auch nur Einen — mittelbar ermordet zu haben? — Oder wär' es etwa unmöglich, daß diese scheintodt, d. h. lebendig begrabenen Einzelnen, in ihrer Verzweiflung Euch fluchen — vor ihrem und Eurem Richter Euch anklagen?" —

„Empörend sind die Beweise der Gefühllosigkeit und des unverzeihlichen Leichtsinnes, welche in dieser Hinsicht freylich so manche Religionslehrer geben. Mag man ihnen den so leicht möglichen Fall des Wiederauflebens noch so lebhaft vorstellen; mag man durch tausend Gründe die Wahrscheinlichkeit in einzelnen Fällen, und durch eben so viele unwiderlegliche Beyspiele die Wirklichkeit beweisen — sie lächeln über solche „kleinliche Besorgnisse," und meinen, daß dieß nicht gerade bey denen geschehen werde, die sie begraben; oder sie behaupten wohl auch geradehin mit kaltem Blute: daß von denen, die einmal im Grabe liegen, niemand mehr aufwache."

„Vielleicht hält von einer bessern Ueberzeugung jenes dunkle Gefühl sie ab, welches ihnen zuflüstert:

„daß Begrabene wieder aufwachen können, darfst „du nicht zugeben; sonst würdest du ja eingestehen „müssen, daß vielleicht auch du schon, bloße Scheintodte habest begraben lassen."

„Falsche Schaam vor sich selbst und vor andern ist also die Ursache, warum Männer, welchen man sonst nichts zur Last legen kann, auf so viele, wider sie zeugenden Beweise und Beyspiele nicht achten, und ewig fortfahren, nach der einmal angenommenen Gewohnheit, die Menschen, die nicht mehr athmen, begraben zu lassen, unbekümmert um die Zeitlänge, während welcher die herrschaftlichen Verordnungen in der Regel jegliche Beerdigung verzögert wissen wollen. Aber heißt dieß nicht, sein reges Gewissen durch beständig wiederholtes Gegenhandeln betäuben, und ihm nach und nach alle Reizbarkeit nehmen wollen?"

„Möchten endlich einmal alle Pfarrer den menschenfreundlichen Entschluß fassen, ihre Verstorbenen in der Regel nicht mehr vor Verlauf von dreymal vier und zwanzig Stunden beerdigen zu lassen! — Möchten Männer, welche das Talent besitzen, den gemeinen Mann von Vorurtheilen zu heilen, sich die belohnende Mühe geben, ihm diejenigen Vorurtheile, womit er Verstorbene zu betrachten pflegt, zu entlocken, und ihm die Abscheulichkeit des vor-

eiligen Beerdigens, recht lebhaft und überzeugend vor Augen zu stellen!" —

Dieß als Einleitung zur nachfolgenden neuen Sammlung von glaubhaften Beyspielen, daß Menschen, die man für todt hielt, und unter weniger günstigen Umständen, vielleicht unrettbar, lebendig beerdiget haben würde — durch ein glückliches Ungefähr unter die Lebenden zurück gekehrt sind, aber auch eben so leicht die Opfer des Leichtsinns oder des Vorurtheils ihrer Mitmenschen hätten werden können.

Für diejenigen aber, welche sich vielleicht nochmals wundern, hier, unter den Gespenstern, diesen, den hülfsbedürftigen Scheintodten gewidmeten, ganzen Abschnitt zu finden, die wiederholte Erklärung:

daß tausend und aber tausend Spukgeschichten, durch das schreckliche Schicksal der Scheintodten veranlaßt seyn mögen, die entweder, noch unbegraben, in einsamen Leichenkammern, oder, schon beygesetzt in Familiengewölben, und schon eingesperrt in den Schoß der Erde, ihre letzten, wiedererwachenden Lebenskräfte polternd, rufend, seufzend, flehend — aber vergeblich, zu ihrer Rettung mögen angewandt haben.

Acht und zwanzigste Erzählung.

Der Lebendige unter den Todten in Düsseldorf *).

Meine Eltern zu Düsseldorf bezogen, gegen das Ende des siebenjährigen schlesischen Krieges, ein in der sogenannten Orangerie gelegenes, geräumiges Haus, dessen einer Flügel an das Brauhaus des dortigen Franziskaner-Klosters grenzt. In dieser Gegend ist aus den zwey obern Stockwerken die gewöhnliche Hausbequemlichkeit angebracht, zu welcher aus beyden Geschossen zwey lange, gerade über einander gebaute Gänge hinführen. Ihrer Entlegenheit, und einiger andern Ursachen wegen, konnten oder durften indessen diese Gänge, wenigstens von mir, einem damals zwölfjährigen Kinde, nie besucht werden, und ich war von der Vorsorge meines guten Vaters in dieser Hinsicht und für die Regel, auf einen Stellver-

*) Erzählt und eingesandt von Madame d'Hauterive, gebohrne von Kopp, der Gemalinn des Churkölnischen Geheimen Staatssecretärs Herrn d'Hauterive, gegenwärtig zu Münster.

treter angewiesen, zu welchem ich aber nicht anders, als über den hin Hof gelangen konnte.

Einst ward, an einem späten Abende ein heftiger und anhaltender Regen die Veranlassung zu einer Ausnahme von jener Regel, die ich einmal machen zu dürfen glaubte. Ich ging, mit dem Wachsstocke in der Hand, in das oberste Stockwerk hinauf, und durch den langen Gang, nach der mir noch so unbekannten und entlegenen Flügelbequemlichkeit hin.

Dieser Gang war nur mit Dielen belegt, die, nicht fest in einander gefugt, hier und da Ritzen hatten, durch welche man nach dem untern, für mich verschlossenen Gange hinunter sehen konnte. Ohnehin nicht ohne die, meinem Geschlechte schuldgegebene weibliche Neugierde, ward diese vollends durch ein Licht gereizt, das mir von unten entgegenschimmerte. Ich legte mich daher platt auf die Dielen, über eine der Fugen, um durch sie hindurch nach dem Gange da unten hinunter zu sehen. Zu meinem nicht geringen Schrecken, erblickte ich eine Menge aufeinander gethürmter Menschen. Auch hörte ich den einen von ihnen ganz erbärmlich stöhnen und wehklagen. Den verworrenen Menschenhaufen erkannte ich anfangs nur sehr undeutlich; und noch weniger begriff ich, in welcher Absicht man sich dort unten, in dem Gange,

so über einander gethürmt hätte; zumal da, mit Ausnahme jenes Einzelnen, alle übrigen zu schlafen schienen.

Endlich fand ich eine noch geräumigere Oeffnung des Fußbodens; und da das Stöhnen des einen Menschen immer vernehmlicher, und immer flehender zu meinen Ohren hinauf drang; so wuchs auch der Wunsch in mir, bey dem kärglichen Scheine der untern Lampe, mit spähendem Blicke das Halbdunkel durchschauen, und wo möglich erkennen zu können, welche Bewandniß es mit dem räthselhaften Menschenhaufen, und insbesondere mit dem Wehklagenden eigentlich haben möchte.

Mit Entsetzen erkannte ich jetzt diesen Menschenhaufen für lauter ganz nackende Leichen, denen zum Theil, Arme und Beine fehlten, und deren Einer spukend sich bewegte, und sich durch die übrigen, die auf ihm lagen hindurch zu arbeiten schien.

Man kann leicht denken, daß ich in der Angst, die mich über diese Wahrnehmung überfiel, meine Zuflucht zur schleunigen Flucht werde genommen haben. Ich wollte als furchtsames Kind, weder überhaupt mit menschlichen Cadavern, noch auch insbesondere mit lebendigen Todten etwas zu thun haben, und brachte durch mein kreischendes Angstgeschrey das ganze Haus in Bewegung.

Mein guter Vater, der zufällig gerade diesen Abend nicht ausgegangen war, eilte, um mich besorgt, mir hülfreich entgegen. Ich erzählte ihm bebend und mit klopfender Brust, in größter Eil, was ich beobachtet hatte. Er hörte aufmerksam auf jedes meiner Worte, rief dann aus: „Mußt du denn immer Geister sehen?" *) und eilte, ohne weitere Erläuterung der gehabten Erscheinung, pfeilschnell nach dem benachbarten Kloster.

Hier war gerade damals — am Ende des siebenjährigen Krieges — ein Theil des französischen Lazareths. Man hatte, da unsre Wohnung, bevor wir sie bezogen, unbewohnt gewesen war, von dort aus eine Wand durchbrochen, wodurch man nach dem vorhin erwähnten untern Abtrittsgange gelangte, dessen sich das Lazareth mitbediente. Dieß war der Grund, warum mein Vater es auch sogar bedenklich fand, des für die Hausgenossen übrig gebliebenen ähnlichen Ganges, im höhern Stockwerke, sich zu bedienen. Die Vorsteher des Lazareths benutzten diesen untern Gang mit zur Aufbewahrung

*) Worte, welche meinen Lesern erst ganz verständlich seyn werden, wenn ich ihnen in dem folgenden Theile dieses Buchs mehrere, von der nämlichen Dame mir gefälligst zugesandte Gespenster-Erzählungen, die wegen des zu späten Empfangs noch nicht bearbeitet, mithin hier noch nicht aufgenommen werden konnten, mitgetheilt haben werde. d. H.

ihrer Todten, und sammelten dieselben hier jedesmal so lange auf, bis deren eine ganze Fuhre war, wo sie denn in die, für sie bereite, gemeinschaftliche Gruft gefahren wurden. Diese Cadaver waren es, welche ich zu meinem Schrecken und so ganz unerwartet erblickt hatte. Mein Vater hatte, durch meine Erzählung veranlaßt, sogleich geahnet, daß die Lazareth-Aerzte vielleicht einen Scheintodten, unter die wirkliche Leichen mit verpackt haben möchten, und irrte in dieser Vermuthung im mindesten nicht. Mit menschenfreundlicher Eil floh er in's Lazareth, und verschaffte dem von mir erblickten, winselnden Lebendigen unter dem Leichenhaufen, schleunige Hülfe. Ich pries mich glücklich, daß die Vorsehung sich meiner, eines Kindes, zur Lebensrettung eines Unglücklichen bediente, welchen die Unvorsichtigkeit der Lazareth-Vorsteher schon über der Erde unter Todten lebendig begrub, und der — wenn sein Verhängniß nicht am späten Abend noch, mich zu seiner Rettung herbey geführt hätte — entweder von der Last der auf ihm liegenden Leichen erdrückt, oder am nächsten Morgen in aller Frühe, — sofern seine Ohnmacht bis dahin gedauert hätte — zur Gruft gefahren, mithin lebendig auch unter die Erde gebracht worden wäre.

Neun und zwanzigste Erzählung.

Ein Tagelöhner zu N.. erboßt sich im Sarge noch über seine hinterlassene Wittwe *).

Die in mehr als einer Hinsicht beherzigenswerthen Briefe, über die wichtigsten Gegenstände der Menschheit, erwähnen eines verstorbenen Ehemannes, dessen Schicksal im Sarge man nicht ohne Lächeln lieset, und um so mehr hier ein Plätzchen verdient, da es eine, dem Zwecke dieses Abschnitts angemessene Belehrung enthält.

In N.. starb ein Tagelöhner, dessen hinterlassene Wittwe ihn nach alter grausamer Sitte, sogleich auf das Todtenbrett legte. — Ich nenne diesen Gebrauch grausam, weil alle Aerzte der Meinung sind, daß unter denen, welche auf diese Art als wirklich Verstorbene behandelt werden, immer Einzelne sind, welche im warmen Bette sich wohl noch einmal erholt hätten, bey denen aber nunmehr die Rückkehr der Lebenskraft wo nicht unmög-

*) Nach der Erzählung des Superintendenten Herrn S. zu Z.

lich gemacht, doch sehr erschwert wird. — Selbst die unter dem gemeinen Manne herrschende Sage:

„daß derjenigen Leiche, die auf dem Brette
„noch einmal seufze, bald Einer aus der
„nämlichen Familie nachfolge,

rechtfertigt die Besorgnisse dieser Menschenfreunde; denn nur die vom Wahne und Vorurtheile bethörte **Einfalt** kann glauben, daß eine **wirkliche** Leiche **seufzen** könne; oder daß eine **seufzende** Scheinleiche **wirklich** tod sey. Doch zur Sache zurück!

Die Frau des Verstorbenen war dürftig, ja bettelarm; dennoch wollte sie ihrem seligen Manne die letzte Ehre nicht versagen. Sie kleidete ihn daher des andern Tages, ihren dürftigen Vermögensumständen gemäß, an. Um jedoch nicht ein Paar neue Strümpfe aufzuopfern, und mit dem Leichname im mütterlichen Schooße der Erde vermodern zu lassen, wickelte sie die Beine bloß in alte Lumpen, die sie unten, längs der Wade, wo die Nath eben nicht ins Auge fiel, mit einigen weiten Stichen zusammen heftete.

Am dritten Tage, als man ihn eben der fertigen Gruft anvertrauen wollte, erwachte der bis jetzt in bloßer Starrsucht gelegene Scheintodte plötzlich, und bekam mit einmal wieder Kraft, seine bis-

her völlig ungelenksamen und starren Glieder willkürlich zu bewegen. Das erste, was er jetzt vorzunehmen versuchte, war — eine Züchtigung seiner Ehehälfte!

„Du unvernünftiges Weib — rief der erzürnte Wiedererwachte — Du hast beym Annähen deiner Lumpen, die Heftnadel wenigstens zehnmal durch meine Waden gestochen. Jeden Stich fühlte ich; ich hätte vor Schmerz laut aufschreyen, und Dich gern gleich auf der Stelle hinter die Ohren schlagen mögen, wenn ich nur gekonnt hätte.“

Zugleich versicherte er, daß er bey zugedrückten Augen alles gehört hätte, was um ihn her gesprochen wäre; und seiner Aufmerksamkeit sey nichts von dem entgangen, was mit ihm vorgenommen worden sey. Indessen sey er schlechterdings nicht im Stande gewesen, dieß im Geringsten zu erkennen zu geben. Im Schmerzgefühle der Wadenstiche aber habe er in Gedanken seiner Frau zugeschworen, daß er den ersten Wiedergebrauch von seinen Gliedern, dafür an ihr machen wolle.

Die Aerzte, welche während seiner ganzen Krankheit nicht waren gerufen worden, nun aber, auf das Gerücht von diesem seltenen Vorgange, ungerufen herzukamen, nannten diese Erscheinung — gehobene Starrsucht.

Kann aber diese Krankheit bis zum dritten Tage dauern, warum nicht auch bis zum vierten — das heißt, über die gesetzliche, und allgemein gebräuchliche Beerdigungszeit hinaus? —

Es ist also nicht genug, fürchten zu müssen, auf solche Art lebendig begraben zu werden, und im Grabe wieder zu sich selbst zu kommen; sondern man kann auch, bey allem äußerlichen Scheine des Todes, schon während der ganzen Zeit vor dem Begräbnisse, bey sich seyn, ohne dieß den Umstehenden andeuten zu können.

Allerdings eine Schauder erregende Möglichkeit! Aber sollen wir den Gedanken an diese Möglichkeit in Beziehung auf uns selbst, eben weil er ein Grausen der Haut verursacht, lieber ganz unterdrücken, wie eine unserer gelesensten Zeitblätter neuerlich zu wollen schien? — Und ist das auch nur möglich, wenn dieser Gedanke nun doch einmal aufgeregt worden ist? — Sollen wir den, an sich so wohlthätigen, oft viel zu geflissentlich entfernten Gedanken an das endliche Schicksal aller Sterblichen, ängstlich zu vermeiden suchen, bloß, weil die Verwahrlosung der Menschen, und deren gefühllose Gleichgültigkeit gegen so manches Wichtige, dem Tode erst eine recht eigentlich schreckliche Seite giebt? — Ich denke nein! Im Gegentheil laßt

uns die Gefahren des Scheintodes, immer lauter zur Sprache bringen: die grausame Nachlässigkeit, und Verwahrlosung der Ueberlebenden gegen die vielleicht nur anscheinend gestorbenen Ihrigen, immer ernster rügen!

Endlich wird man doch dahin kommen, daß kein Lebendigbegrabener uns ferner fluchen darf! — Endlich wird man doch einsehen lernen, daß der Tod nur eine vorzüglich schreckliche Seite hat, die nämlich, welche ein gewissenlos geführter Lebenswandel ihm erst giebt. —

Wollte man aber, aller Erfahrung zum Trotze, mit der Keckheit unseres Zeitgeistes, den Aerzten in's Gesicht, selbst die Möglichkeit des zuweilen sehr späten Erwachens der Scheintodten in der engen Behausung ihres Sarges, frisch hinweg läugnen: so würde man nicht so wohl Widerlegung, als Mitleid und Achselzucken verdienen.

Dreißigste Erzählung.

Capitain Noddings von Whitby *).

Im August des Jahres 1798, wurde das Schiff des Capitains Noddings von Whitby, in ei- einem Sturme so sehr beschädigt, daß die ganze Mannschaft dasselbe verließ. Ein einziger Matrose war seinem Gebieter, aus besonderer Zuneigung und freundschaftlicher Ergebenheit, bis in den Tod getreu, und blieb mit demselben auf dem Schiffe, das sie noch glücklich an's Land bringen, und retten zu können hofften. Aber die See schwoll von Minute zu Minute mehr an, so, daß ihr Untergang unvermeidlich schien.

Indem beide mit starrem Auge in das offene Grab des Meeres blickten, kam ein Fischerbot zu ihnen her. Man warf ihnen ein Seil zu. Noddings wollte es fangen; aber es entschlüpfte ihm, er selbst verlor das Gleichgewicht, stürzte in's Meer, und die Wogen bedeckten ihn. Nach einigen Minuten hatte man Gelegenheit, seine Kleider mit einem

*) Auszug eines Schreibens aus Greenwich in England.

Haken zu fassen, und ihn aus dem Wasser zu ziehen. Da man nicht die mindeste Spur des Lebens an ihm bemerkte, so rief einer von den Fischern mit roher Stimme: „in's Wasser mit ihm!"

Der treue Gefährte des Capitains, der indessen auch gerettet worden war, bat aber die Fischer dringend und inständigst, noch einige Versuche zu machen, ob sein guter Befehlshaber nicht vielleicht noch in's Leben zurück zu bringen seyn möchte. Alle Hülfsleistungen waren indessen vergeblich.

Noch einmal ertönte jetzt die Losung zum Begräbniß aus aller Munde; noch einmal bat der menschliche Matrose, und — er behielt die geliebte Leiche.

Am folgenden Tage früh bemerkte er am Körper die wiederkehrenden Spuren einiger Lebensreste. Nun verdoppelte der treue Seemann seine Bemühungen zur Wiederbelebung. Nach einigen Stunden hatte er die Freude, den zweymal zum Grabe bestimmten, der Menschheit wieder zuzuführen. Capitain Noddings machte, völlig hergestellt, sich auf den Rückweg, und kam gesund und wohlbehalten wieder in Hull an.

Ein und dreißigste Erzählung.

Ein Hospitalit zu Greenwich *).

„Im Arbeitshause zu Greenwich in England, verfiel am 9ten August des Jahrs 1798 eine sechszigjährige Frau in einen scheinbar todten Zustand. Ihre Leblosigkeit war so anhaltend, daß man sie am nächsten Sonntag zu begraben gedachte. Schon war ihr Sarg verfertigt; schon verschloß diese enge Behausung die vermeinte Leiche; schon hatte man die Unglückliche als wirkliche Leiche in das Behältniß getragen, in welchem die Leichen bis zum Begräbniß zu stehen pflegen. Aber am Sonntage früh kam der Arzt des Arbeitshauses, um sie noch einmal zu sehen.“ —

„O, menschenfreundlicher Mann! wärest du nicht gekommen, die Schlafende wäre dem peinlichsten Tode übergeben worden! Der Arzt bemerkte an der Leiche, zu seiner nicht geringen Verwunderung, gewisse schwache und unsichere Kennzeichen des vorhandenen Scheintodes. Dieß bewog den ge-

*) Paris und London 1799.

wissenhaften Mann, das Begräbniß zu verbieten. Von nun an besuchte er sie täglich bis zum folgenden Freytage, und jedesmal widersetzte er sich nachdrücklich dem unvernünftigen Verlangen des Aufsehers, die Leiche zu begraben. Endlich, an dem genannten siebenten Tage ihres scheintodten Zustandes, richtete sie sich, zum Erstaunen des anwesenden Leichenwärters, in ihrem Sarge auf, und — lebt noch."

Zwei und dreißigste Erzählung.

Das Kind des Juden Baruch Wesel zu Breslau.

Auch in Breslau fehlte es im Winter des Jahres 1798 nicht, an dem Willen frommbarbarischer Menschen, einen Scheintodten zu ermorden. Die Scheinleiche eines jüdischen Säuglings, der erst vor wenigen Tagen das Licht der Welt erblickt hatte, war es, die man lebendig in die Erde verscharrt haben würde, wenn es nicht einzig an Gelegenheit dazu gefehlt — wenn nicht die zufällig einbrechende Nacht es wohlthätig verhindert hätte.

Die Frau des Juden Baruch Wesel zu Breslau, kam in der Nacht vom 1sten zum 2ten November des genannten Jahres mit Drillingen nieder. Eines der drey Kinder starb vier und zwanzig Stunden nach der Geburt. Das jüngste, zwar schwächlich gebildet, lebte bis zum dreyzehnten vollkommen gesund. Den vierzehnten aber fing es an zu kränkeln; es verfiel in einen dem Tode ähnlichen Schlaf. Der herbeygerufene Krankenwärter des Hospitals, erklärte es für todt. Nur die schon eingetretene Nacht verhinderte, daß es nicht, dem bekannten barbarischen jüdischen Religionsgebrauche gemäß, schon in der nämlichen Stunde begraben wurde.

Indessen behandelte man das bloß scheintodte Kind, als ein wirklich-gestorbenes. Man legte es — trotz der Novemberkälte — im bloßen Hemde auf die Erde, und bedeckte es mit einem Bettuche. — In dem nämlichen Zimmer befand sich auch das dritte völlig gesunde Kind in einer Wiege. Das Aufschreyen eines Kindes weckte die Wärterinn. Weit entfernt aber, auch nur zu ahnen, daß dieses klägliche Wimmern von dem auf der Erde liegenden, todtgeglaubten Kinde herrühren könne, lief die Frau nach dem Kinde in der Wiege, und ging, wie sie dieses im sanften Schlafe erblickte,

ruhig wieder zu Bette. Ein abermaliges Wimmern weckte sie auf's neue. Sie springt auf, eilt wieder zur Wiege. Der Umstand, daß das Wiegenkind so ruhig und so fest schlief, setzte sie, so schlaftrunken sie auch war, in Erstaunen, Verwirrung und Unentschlossenheit.

Zum Glück ertönte das Jammergeschrey des todtgeglaubten Kindes jetzt zum drittenmale. Sie stutzt äußerst überrascht; denn aus dieser Gegend des Zimmers her, hatte sie nicht Töne eines lebendigen Wesens erwartet. Indessen eilt sie vernünftigerweise dem fast schon ganz erstarrten, wenigstens längst erkalteten Kinde rasch zu Hülfe, und legt es in ein warmes Bette. Es wird ein Arzt geholt, und das arme Wesen kehrt zwar in's Leben zurück, stirbt aber nach wenigen Tagen wirklich; ohne Zweifel an den Folgen der Erkältung, der es als Leiche ausgesetzt worden, und welche die Natur eines ohnehin schwachen Säuglings, zu übertragen nicht stark genug war.

Glücklicherweise ward dieser Todesfall die Veranlassung, daß die übereilten Beerdigungen der Juden überhaupt und in Schlesien insbesondre, öffentlich zur Sprache gebracht, und von Seiten der obrigkeitlichen Behörde in humane Betrachtung gezogen ward. Mehrere jüdische Gemeinden in Schle-

sien erklärten sich für die Abschaffung der frühen Beerdigung; *) baten jedoch die Schlesische Cameralbehörde, zur Vermeidung alles Aergernisses, nicht, sie einzeln dazu anzuhalten, sondern diesen Mißbrauch durch ein allgemeines Landespolizeygesetz, im ganzen Preußischen Staate abzuschaffen.

Wirklich erließ auch die Königl. Preuß. Breslauische Kriegs- und Domainenkammer unter dem 12ten December 1799 an ihre sämmtlichen Land- und Steuerräthe ein Circular, die endliche Abschaffung des frühen Beerdigens bey den jüdischen Gemeinden betreffend, ein Circular, welches dem Geiste unserer humanen Zeit wahre Ehre bringt, und bis in die späteste Zukunft die wohlthätigsten Folgen haben wird.

Dieß Verbot gründet sich auf den 476sten §. des 11ten Titels, und den 692 §. des 20sten Titels, des allgemeinen Landrechts.

*) Wahrscheinlich bedachten diese einsichtsvollen Israeliten, daß ihre gewiß nicht inconsequenten heiligen Gesetzgeber, ihnen — als Bewohnern des nördlichen Deutschlands — unstreitig diejenigen Verpflichtungen gegen die Todten nicht mit auflegen wollten, welche sie für die Urväter festsetzten, die im heißen Judea wohnten, wo wirkliche Leichen in Einem Tage in Fäulniß übergehen, und das frühe Begraben der Todten also so gar eine Schuld ist, die man den überlebenden Zeitgenossen und sich selbst bezahlt.
d. H.

Es setzt von Landespolizey wegen fest, daß auch alle jüdischen Glaubensgenossen den hierüber feststehenden gesetzlichen Vorschriften, eben so, wie die Christen, sich unterwerfen müssen.

Dem Zufolge darf keine jüdische Leiche vor dem völligen Ablauf des dritten Tages nach dem Tode, und überhaupt nicht eher begraben werden, bis die untrüglichen Zeichen der wirklichen Fäulniß und allgemeinen Auflösung, eintreten.

„Wer überführt werden kann — heißt es in diesem wohlthätigen Decrete — daran Schuld zu seyn, daß die Beerdigung früher, und vor Eintritt untrüglicher Todeszeichen geschehen ist, verwirkt die im 778sten §. des 20sten Titels des zweiten Theils des Allgemeinen Landrechts festgesetzte Gefängniß- und Festungsstrafe."

Und zwar von Rechts wegen — könnte man hier hinzusetzen, seitdem ein in den jüdischen Schriften belesener Gelehrter in einem Schreiben aus Groß-Glogau, *) bündig und unwiderlegbar erwiesen hat,

daß die dreytägige Aufbewahrung und Bewachung der Todten, den Talmudischen Gesetzen

*) S. die Jahrbücher der Preußischen Monarchie, Februar 1800. S. 191.

setzen nicht nur nicht zuwider, sondern in demselben begründet ist.

Einer von diesen unumstößlichen Beweisen ist zu einleuchtend, als daß er bey seiner Kürze hier nicht ein Plätzchen verdienen sollte.

„Man gehe hinaus zur Grabstätte" — heißt es mit klaren Worten in den Talmudischen Schriften — „und bewache die Todten drey Tage „lang — — Es geschah, daß ein solcher Bewach„ter (der nur scheintodt war) noch fünf und zwan„zig Jahre lebte, und dann erst wirklich starb; „ein anderer zeugte noch fünf Kinder, und starb „darnach erst wirklich." *)

Was soll man dazu sagen, wenn Rabbiner, denen die Aussprüche des Talmuds doch bekannt, denen sie obendrein auch heilig seyn müssen, es sich herausnehmen, diejenigen Mitglieder ihrer Nation zu verunglimpfen, und zu verketzern, welche doch nur einführen wollen, was der Talmud mit dürren Worten gut heißt? — Was soll man dazu sagen, wenn Unbiegsamkeit und hartnäckiger Dünkel sich erdreisten, mit Menschenliebe zu spielen? —

Nur der Gedanke kann das besorgte Gemüth des Menschenfreundes beruhigen, daß in einem

*) Semachoth Abschnitt 8. §. 1.

wohlgeordneten Staate, wo unter anderen Guten auch für gute Medicinalpolicey gesorgt ist, die weise Regierung sich weder durch die Gründe des Talmuds, noch durch die Sophistereyen der Rabbiner, noch auch durch das Geschrey der einen, oder der andern Partey bestimmen läßt; sondern durch das, was die Weisheit und Staatsordnung für gut erkennt und empfiehlt.

Drei und dreißigste Erzählung.

Die Tochter eines Advocaten zu Ichtershausen.

Zu Ichtershausen im Herzogthume Gotha, stürzte am 1sten Junius des Jahres 1797, ein vierjähriges Kind, die Tochter eines dortigen Advocaten, in ein auf dem Hofe befindliches Wasserbehältniß. Die Eltern befanden sich, in Gesellschaft der verwittweten Frau Doctorinn Brückner, im nahen Garten. Auf das von den Geschwistern des verunglückten Kindes erhobene Geschrey, als sie es im Wasser liegen sahen, sprangen der Vater und die Frau Doctorinn hinzu; der Vater zog das Kind heraus, und erkannte es

nicht für das seinige, so entstellt war es schon durch die Krämpfe, die ihm das Schrecken und die Todesangst verursacht hatten. Madame Brückner hatte Entschossenheit und Geistesgegenwart genug, um das dem Ansehen nach völlig entseelte Kind sogleich in ein warmes Bette zu legen; auch fing sie an, die vermeinte Leiche nach den Vorschriften der Aerzte am ganzen Körper zu reiben. Sie erinnerte sich, daß das Taschenbuch der Rettungsmittel von Zarda, noch auf ihres seligen Mannes Arbeitstische liege, und ließ es, nebst einem Glase mit Salmiack-Spiritus, holen. Sie verfuhr nun genau nach Zarda's Vorschrift, und kaum waren drey Viertelstunden verflossen, so hatte sie das Vergnügen, einige Zuckungen in den Gesichtsmuskeln des Kindes zu bemerken, welches bis dahin kein Zeichen des Lebens von sich gegeben hatte. Nach zwey Stunden, während dessen die Belebungsmaaßregeln ununterbrochen angewandt wurden, gab es endlich den ersten Laut von sich, indem es zu trinken forderte. Man denke sich das Entzücken der Eltern, und die Freude der Retterinn! Den vierten Tag konnte das Kind schon seine Retterinn besuchen, und ihr für sein zweytes Leben danken.

Vier und dreißigste Erzählung.

Der Schuster Zimmermann zu Truppach.

Joh. Zimmermann, ein Schumacher-Meister zu Truppach, einem Vittingshofischen Dorfe unweit Bayreuth, hatte am 14ten November 1798 das Unglück, von einem umwerfenden Fuder Laubstreu, welches er fuhr, erschlagen zu werden. Herr Lor. Fr. Braunold, Pfarrer zu Mengersdorf und Truppach, ein junger Mann voll Thätigkeit und Menschenliebe, suchte den Erschlagenen so geschwind als möglich von der auf ihn liegenden Last zu befreyen. Dieß gelang ihm auch, aber man bemerkte auch nicht die kleinste Spur des Lebens mehr. Wie ein Geräderter ließ der Verunglückte die Glieder sinken; sein Gesicht war gänzlich entstellt; aus seinem Munde floß Schleim und Blut, und alle Hoffnung ihn zu retten, war dahin. Indessen ließ der Pfarrer frisches Wasser bringen, und bespritzte damit das Gesicht des Todten. Auch suchte er denselben, sofern noch Lebenskraft in ihm schlummern möchte, durch Auf-

lösung des Hemdes, der Halsbinde und des Brusttuchs, Luft zu machen.

Indessen hatten sich viele Menschen versammelt, deren keinem die Möglichkeit des Wiedererwachens dieses Verunglückten einfiel. Einige machten dem Prediger, wegen des in's Gesicht gespritzten kalten Wassers ꝛc. sogar die bittersten Vorwürfe; ja die Unvernunft und Unverschämtheit Anderer ging so weit, daß, als der Erschlagene, von allen den Blutumlauf hindernden Banden der engen Kleidung befreyet, und, so entblößt, stark gerieben ward, man laut sagte: „Er geht mit der Leiche um, wie ein Schindersknecht.“

Diese lästernden Reden konnten indessen den Menschenfreund weder aus der Fassung bringen, noch auch den Vorsatz ändern, an dem Verunglückten einen Versuch nach allen Kräften zu machen. Er stellte vielmehr einigen Männern, welchen er Unbefangenheit und reines Pflichtgefühl zutrauete, auf das Nachdrücklichste die ihnen obliegende Pflicht der Nächstenliebe vor, und schloß seine Anrede mit den Worten: „Wenn nun auch unsere „Bemühungen — welches leicht möglich ist — vergeblich seyn sollten, so haben wir doch unsere „Pflicht gethan, unser Gewissen bewahrt, und „uns außer Verantwortung gesetzt.“

Hierdurch sowohl, als durch Anlegung seiner eigenen Hand, brachte er endlich einzelne Umstehende dahin, daß sie sich entschlossen, den Todten auch anzufassen, mit in's Dorf tragen, und auf einen Tisch der geräumigen Schulstube, legen zu helfen.

Jetzt holte man den im Preußischen allen Pfarrämtern zugefertigten Unterricht, die Behandlung der Scheintodten betreffend, herbey, um den verunglückten Schuhmacher darnach zu behandeln. Dieser Anweisung zufolge bestrich er die Schläfe, die Nase und den Mund des Verunglückten mit Salmiackgeist, ließ den ganzen Kopf mit Essig waschen, gab ihm den Hofmannischen Liquor ein, und rieb mittelst erwärmten, mit Brantwein besprengten Flanelltüchern, den ganzen Körper gelinde, besonders aber die Gegend der Herzgrube.

Nachdem diese Arbeit eine gute halbe Stunde gedauert hatte, glaubte man schon eine Veränderung der Gesichtsfarbe zu bemerken. Nun hielt der Prediger für nöthig, den Mund von Schleim und anderem Unrathe zu reinigen, hätte aber beynahe die Finger darüber eingebüßt; aber er vergaß dieß gern, und freuete sich nur, jene Veränderung des Gesichts und dieses starke, krampfhafte Klemmen der Zähne für eine gute Vorbedeutung halten zu können. Bald darauf setzte er mit seinen Gehülfen

den Körper in ein lauwarmes Bad, ließ immer mehr Wasser hinzu gießen, und die Beine mit warmen Tüchern reiben. Diese zweckmäßige Behandlung, und das immer fortgesetzte Reiben mit Flanell auf der linken Seite der Brust, vornämlich aber das abwechselnde Tropfbad auf die Herzgrube, wirkten schnell und kräftig: denn die Scheinleiche fing nun an, gleichsam nach Luft zu schnappen.

Jetzt verdoppelte ein jeder seinen Eifer, um durch anhaltenden Fleiß noch mehrere und stärkere Bewegungen des Körpers hervorzubringen. Diese erfolgten auch bald. — Indessen war nun auch der herbeygeholte Wundarzt aus Obernsee angekommen. Alle bisher angewandten Rettungsmittel hatten erwünschten Erfolg gehabt; daher wurde nun auch Blut gelassen. Das Blut sprang wie bey einem gesunden Menschen. Es erfolgten krampfhafte Bewegungen darnach; bald schlug er mit Händen und Füßen schrecklich um sich, und wand und krümmte sich dabey, wie ein Wurm. Die Bewegungen seines Herzens, waren mehr ein Zucken, als ein Schlagen; der Schaum stand auf seinem Munde, und er brüllte wie ein Thier.

Diejenigen, welche die bloße Neugierde herbey gelockt hatte, liefen über diesen schaudererregenden Anblick davon, und selbst wer bisher hülfreiche

Hand geleistet hatte, ermüdete nun in dem menschenfreundlichen Geschäfte der Lebensrettung. Der Prediger, der sie nur mit Mühe zur Ausdauer in dem angefangenen guten Werke beredete, machte nun einen zweyten Versuch mit einem Brechmittel, welches aber wiederum nicht wirkte. Ueber zwey Stunden blieb der Kranke in den schrecklichsten Verzuckungen und ohne Besinnung.

Bey diesem traurigen Anblicke, fingen die fleißigen Arbeiter wieder an, in ihrem Diensteifer nachzulassen, und laut zu äußern, daß es unstreitig besser gewesen wäre, den Unglücklichen im Scheintode gelassen, als ihn für diese Qualen erweckt zu haben; denn er werde darüber doch endlich seinen Geist aufgeben müssen. — Dem Prediger war es zwar sehr schmerzhaft, so beurtheilt zu werden, aber er ließ sich auch dadurch in seinen Rettungs-Versuchen nicht irren. Er beobachtete jede Bewegung des Körpers genau, und da die krampfhaften Zuckungen schwächer wurden und ein wenig aufhörten: so nahm er nochmals seine Zuflucht zu einem Brechmittel, auf welches auch bald ein heftiges Erbrechen erfolgte.

Von diesem Zeitpunkte an, verlohr sich die Stärke der Convulsionen immer mehr; und es stellte sich abwechselnd ein matter Schlummer ein. Diese

ziemlich zuverlässigen Vorbedeutungen eines guten Ausganges aber beobachtete man erst am Abend, nachdem man, von zehn Uhr Vormittags an, sich fast ununterbrochen mit dem Scheintodten beschäftigt hatte. Froh hülleten nun die Menschenretter den leidenden Mann in Betten ein, und brachten ihn nach seinem eignen Wohnhause, wo er unverändert, und bis an den Morgen des folgenden Tages, ohne Besinnungskraft liegen blieb. Nachmittags aber schlug der Verunglückte zum erstenmale mit Selbstbewustseyn wieder die Augen auf.

Der Entkräftete gab jetzt durch Zeichen sein Verlangen nach einem Trunke zu erkennen; und der Prediger reichte ihm ein Glas Wein. Begierig schlürfte er es hinunter, und fühlte sich dadurch so gestärkt, daß er nun auch zu reden anfing. Bey der fortgesetzten guten Pflege und Diät, nach der Anordung seines Retters, konnte er am dritten Tage nach geschehenem Unglücke schon außer dem Bette bleiben, und am vierten ging er, völlig gesund, wieder an seine Arbeit.

Strömten die Leute vorhin schon haufenweise herbey, um einen Verunglückten todt zu sehen, so waren sie jetzt noch viel neugieriger, sich von der Wirklichkeit seiner Auferstehung zu versichern.

Ohne Zweifel wäre der Gerettete an einem an-

dern Orte, wo man die Mittel zur Rettung der Scheintodten entweder nicht gekannt, oder doch die Anwendung derselben nicht so musterhaft und entschlossen versucht hätte, lebendig begraben worden. Unstreitig verdient der feste, menschenfreundliche Prediger eine Bürgerkrone, der sich durch kein Geschwätz alter Weiber, und durch keine Naseweisheit anderer einfältiger Menschen in seiner Thätigkeit irre machen ließ, so laut man ihm auch zurief: „Reicht ihm lieber das heilige Abendmahl, anstatt ihn so zu plagen.

Ehrenvoller Erwähnung bey dieser schönen That, verdient durch seine kräftige Mitwirkung Herr von Vittingshofen, der Guthsbesitzer zu Truppach, dessen wahrer Adel auch bey dieser Gelegenheit sichtbar ward, und der überall selbst Hand anlegte, um seinen Unterthanen und andern Personen, mit einem nachahmungswürdigen Beyspiele vorzuleuchten.

Auch verdienen vor der Mitwelt dankbar öffentlich genannt zu werden: „Der Schneidermeister Joh. Wolff; der Arbeitsmann Andr. Igel, und der königl. preuß. Soldat und Viehschneider Adam Pfeifenberger, sämmtlich aus Mengersdorf, denn sie waren vernünftig und standhaft thätig, und befolgten die Anordnungen des Pfarrers pünktlich und getreu.

Fünf und dreißigste Erzählung.

Ein Fuhrmann aus Drossen.

Ein Fuhrmann aus Drossen holte, kurz vor Weihnachten des Jahres 1798, Kaufmannsgut aus Frankfurth an der Oder. Vor seiner Ausfahrt trank er, wie er selbst ausgesagt hat, etwas Branntwein, um den Körper zu erwärmen. Die erste Meile empfand er die Kälte nicht sonderlich. Nachher aber überfiel ihn ein schrecklicher Frost, mit den heftigsten Schmerzen verbunden. Fast zwey Stunden dauerte diese seine traurige Lage, dann verließ ihn die Kälte einigermaßen, ja es ward ihm fast warm, und er gerieth in einen behaglichern Zustand. Indessen fühlte er allmählig eine große Mattigkeit in den Gliedern, und konnte, selbst gehend, sich des Schlafes kaum erwehren. So kam er ungefähr tausend Schritte vor Drossen an, wo er niedersank und liegen blieb.

Die Pferde, des Weges kundig, gingen ihren Gang bis an's Thor fort. Hier vermißte nun der Thorschreiber ihren Führer. Es wurden daher so-

gleich Leute ausgeschickt, um den Verlorenen wieder zu suchen. Sie fanden ihn auch bald; aber — erfroren. Sie trugen den, ihrer Meinung und dem Anscheine nach, völlig todten Körper in's nächste Haus der Vorstadt. Die menschenfreundlichen Besitzer desselben, ließen sich indessen nicht durch den Schein betrügen, sondern legten ihn in Betten, und rieben den entkleideten Körper mit warmen Tüchern. Es zeigten sich bald Spuren rückkehrender Lebenskraft. Durch den fortgesetzten Gebrauch zweckdienlicher Mittel, kam der Erfrorne, nach anderthalb Stunden zum Bewustseyn und in's Leben zurück, und erhielt bald seine vollkommene Gesundheit wieder.

Sechs und dreißigste Erzählung.

Ein Mönch in C. stirbt als Scheinleiche den Hungerstod *).

Als das aufgehobene Mönchskloster in C. zum weltlichen Gebrauche verwendet, und zu diesem Ende überbauet wurde, fand man an einem abgelegenen Orte desselben ein Kämmerchen, das, allen Merkmalen nach, zur einstweiligen Aufbewahrung der klösterlichen Leichen gedient haben möchte. Bey nähere Untersuchung ergab sich's, daß es auch wirklich diese und keine andere Bestimmung gehabt hatte. Es lag völlig am Ende des weitläuftigen Gebäudes, da, wo kein Geschäft jemand hinzugehen veranlaßte, zwischen verfallenen Kellern und Brunnen. Eine starke Pfostenthür, mit einem ungeheuren Schlosse versehen, führte in dasselbe. Bey ihrer Eröffnung stieg man einige Stufen hinab, und mußte dann noch eine zweyte, ebenfalls sorgfältig

*) Wiederauflebungs-Geschichte von Scheintodten, und von lebendig begrabenen Menschen; gesammelt und zur Warnung aufgestellt von einem Freunde der Menschheit — 8. Wien und Prag, 1798. S. 20.

gesperrte Thür öffnen, ehe man in die eigentliche Todtenkammer eintreten konnte. Nur ein kleines, an der Decke angebrachtes, mit eisernen Stangen und einem dichten Drathgitter wohl verwahrtes Fenster, warf einige schwache Lichtstrahlen in das schauerliche Gemach. Auf hölzernen Gestellen lagen Bretter mit schwarzen Tüchern behangen. Crucifixe standen hie und da, und Lampengefäße, zum Theil noch mit stinkendem Oele gefüllt. — Aus dem allen ergab sich's deutlich, daß hier der Ort war, wo man die verstorbenen Klosterleute bis zum Begräbnißtage, aufzubehalten pflegte; auch sagten die Einwohner des Städtchens das nämliche einstimmig aus.

„Hierher — versicherten sie — brachte man die „verstorbenen geistlichen Herren aus ihren Zellen. „Drey bis vier Tage lagen die Leichen hier, bis ihr „feyerliches Begräbniß vorbereitet war. Doch ge„schah dieses, aus Gründen, die uns nicht bekannt „sind, schon seit vielen Jahren nicht mehr. Viel„mehr räumte man seitdem den Verstorbenen ein „ordentliches Zimmer ein, und schien dieses Ge„wölbes ganz vergessen zu wollen.“ —

Einer von den Anwesenden, der gerade diesen Theil des Klosters käuflich an sich brachte, untersuchte das Todtengewölbe genauer. Die Aussage der Einwohner des Ortes, besonders die Anmer-

kung, daß schon seit Jahren keine Todten hier beygesetzt, sondern in einem ordentlichen Zimmer aufbewahrt worden wären, hatten seine Aufmerksamkeit darauf erst recht gespannt. Bey hellem Fackelscheine durchsuchte er jeden Winkel, nirgends fand er etwas Ungewöhnliches. Schon wollte er das dumpfe, traurige Gemach verlassen, als er auf Glasscherben trat, die unter seinen Füßen klirrten. Er stand stille, sah auf die Erde, blickte, dem Fenster gegenüber, die Wand hinauf, und bemerkte eine Schrift auf derselben. Wie entsetzte sich der Mann, als er las:

„O Gott! erbarme Du Dich meiner! Ausgestoßen von den Lebendigen, empfehl' ich Deinen Vaterhänden meinen Geist." —

„Meine Kräfte sind erschöpft — Ich rufe — aber man hört mich nicht — ich sterbe den Hungerstodt." — —

„Himmlischer Vater! vernimm Du mein Rufen!" —

„Auch der dritte Tag schwindet hoffnungslos dahin! — Gott! ich sterbe! — 1735. *)

*) Die in lateinischer Sprache verfaßte Originalinschrift lautete wörtlich also:
„Domine, miserere mei! — A viventibus derelictus, „in manus tuas commendo spiritum meum. — "
„Fractae sunt vires meae; clamans non audior; fame morior! — "
„Creator, audi me! Tertius jam labitur dies. Veh mihi morienti! 1735. "

Die Worte waren undeutlich in den Kalk gekrazt, gerade in der Gegend, wo die Glasscherben auf dem Fußboden lagen. Vielleicht zerbrach der Unglückliche eine der gläsernen Lampen, um mit den Glasstücken, seine Empfindungen auf der Wand auszudrücken. Wahrscheinlich schrieb er nicht in einem fort; es waren sichtbare Spuren da, daß er, oft mitten im Worte abgesetzt hatte, je nachdem ihn der schreckliche Kampf, den er mit Leben und Tod zu kämpfen hatte, dazu gezwungen haben mochte.

Allem Ansehen nach, war der Unglückliche als ein scheinbarer Todter in das Gewölbe einstweilen beygesetzt, und starb erst wirklich nach drey martervollen Leidenstage, früher, als man kam, um ihn feyerlich zu beerdigen.

Nun konnte man sichs auch erklären, warum die Mönche ihren Verstorbenen nachmals ein anderes ordentliches Zimmer angewiesen, und ein Gewölbe, aus welchem für den Erwachenden keine Rettung möglich war, seit diesem Vorfalle unbenutzt gelassen hatten.

Man denke sich den verlassenen Mönch, in dem von allen Menschen entfernten, fest verschlossenen Gewölbe! In dem Augenblicke des Erwachens aus einer tiefen Ohnmacht, erwachte in ihm auch die

Begierde

Begierde, zu leben. Er rief, und kein Ohr hörte ihn. Er wollte sich retten, und sah überall nirgend ein Rettungsmittel. Alle seine Kräfte strengten sich an, das Daseyn zu erhalten, und sie wirkten vergebens. Der Gedanke, ich lebe, vergesellschaftet mit jenem des unvermeidlichen schrecklichsten Todes — welch' eine unnennbare Qual! — Ha! ich sehe den Unglücklichen mit hervorragenden Augen, heiserer Stimme, lechzender Zunge und ringenden Händen, das öde Gemach durchirren, sich zur Erde werfen, wieder aufraffen, kraftlos dahin sinken, jämmerlich wimmern, und unter Zuckungen seinen Geist aufgeben.

Wem schaudert nicht die Haut, über die Vorstellung des schrecklichen Schicksals dieses Unglücklichen! Wer freut sich nicht bey dieser Gelegenheit der neuen Veranstaltungen, welche dergleichen Unglück, (das fürchterlichste, welches Menschen begegnen kann) unmöglich machen. Wer segnet nicht deren Schöpfer — unsre Hufelande und Alvensleben!

Sieben und dreißigste Erzählung.

Der Schloßküster Wuth zu Hannover.

„Als ein Knabe von neun Jahren — so erzählte uns der vermuthlich noch lebende Schloßküster, Herr Georg Adam Wuth zu Hannover *) lag ich bey meinen Eltern, an einer schweren Krankheit danieder. Die genommene Arzeney blieb ohne Wirkung; ich schien dem unvermeidlichen Tode sichtbar entgegen zu reifen, und — starb — wenigstens nach der festen Ueberzeugung meiner Eltern. Indessen war ich nur anscheinenend, und nichts weniger, als wirklich todt. Wenn ich auch mit offenen, nur halb gebrochenen Augen, und mit gesunden Gehörwerkzeugen, alles, was um mich her vorging, deutlich beobachten konnte, und mir dessen auch klar bewust war: so vermocht' ich doch nicht, dieses nur mit einer Sylbe, oder durch die geringste Bewegung eines Gliedes meines starrsüchtigen Körpers zu äußern. Ich hörte das laute Weinen und Klagen meiner Mutter und Geschwister; hörte

*) Hannöverisches Magazin. 1791. Nr. 89.

wie es einer von meinen Schwestern aufgetragen wurde, die Todtenfrau zu rufen, und wie die Aelteste dagegen die Einwendung machte, daß die alte Frau wohl eine Hexe sey. Indessen entschloß man sich doch endlich, sie kommen zu lassen; und noch ist's mir, indem ich dieß schreibe, als sähe ich die große breitschultrige Katharine zu mir kommen, und in das bey ihrer Ankunft von neuem laut werdende Weinen und Schluchzen mit einstimmen." —

„Ich sah ferner, wie mein Vater das Stroh zu meinem Todtenlager, bey meinem Bette vorbey, in die Kammer trug, wie die alte Katharine auf mich zukam, mir die Augen zudrückte, mich wusch, und in die Kammer tragen half. — Während aller dieser Vorgänge, hatte ich mein völliges Bewußtseyn. Aber nur bis zu dem Augenblick, wo mir die Todtenfrau die Augen zudrückte, konnte ich sehen, denn ich war nicht im Stande, die Augenlieder wieder zu öffnen. — Körperliche Schmerzen litt ich nicht; und da ich als Kind das unbeschreibliche Leiden, lebendig begraben zu werden, noch nicht kannte, so wurde ich auch von keiner Besorgniß beunruhigt."

Wie lange Herr Wuth in der Kammer gelegen, und auf welche Art er wieder zum Gebrauche seiner Glieder gekommen, und wie man sein Auf-

leben zuerst wieder erkannt habe, das weiß er sich aus seinem Kindesalter nicht mehr bestimmt zu erinnern. Auch schien man im väterlichen Hause, das er ohnehin bald nach diesem Vorfall verließ, — geflissentlich davon geschwiegen zu haben.

Acht und dreißigste Erzählung.

Schulmeister Wenzel zu Mohlstadt bey Saarbrück *).

Ein ähnliches Schicksal hatte der Schulmeister Wenzel zu Mohlstadt bey Saarbrück. Auch er starb, nach der unbezweifelten Meinung seiner Hausgenossen und Nachbarsleute. Einige Meilen von ihm hatte sich seine Schwester häuslich niedergelassen. Da man ihre Gegenwart bey dem Leichenbegängnisse wünschte, und deshalb ihre Ankunft, die erst am dritten Tage erfolgen konnte, abwarten wollte: so konnte der Verstorbene, zu seinem Glücke nicht, nach dortiger Gewohnheit, schon nach acht und vierzig Stunden, sondern erst nach dreien Tagen begraben werden. Während dieser Zeit lag

*) Justi's Vorschlag — und: Unterricht vom Scheintode. Breslau 1798. S. 27.

er mit völligem Bewußtseyn da, aber ganz unfähig, sich zu bewegen.

Die Schwester kam. Das Begräbniß sollte nun vor sich gehen. Die Schwester trat mit lautem Wehklagen an den noch offenen Sarg. Der entsetzliche Gedanke: „Sobald die Schwester vom Sarge abtritt, wird er zugenagelt" — spannte die noch vorhandenen Kräfte des unglücklichen Mannes, (wie er nachher erzählte) aufs höchste, so, daß er jetzt ein Auge bewegen konnte. Die Schwester ward's gewahr, bebte anfangs, heftig erschrocken, vom Sarge zurück, erkannte aber bald den Werth dieses wohlthätigen Lebensblickes; denn die gute Natur dieses Scheintodten, mit Beyhülfe eines Arztes, gab ihn bald, völlig hergestellt, den Seinigen wieder.

Neun und dreißigste Erzählung.

Der Glaser Schwenk zu Wittenberg *).

Vor mehrern Jahren lebte zu Wittenberg ein Glasermeister, Namens August Schwenk, der in seinem vierten Lebensjahre in großer Gefahr war, lebendig begraben zu werden. Er fiel nämlich nach einer kurzen Krankheit in eine Art von Betäubung, so, daß man ihn für todt hielt, entkleidete und in eine kalte Stube setzte — Schon war die zu seiner Beerdigung anberaumte Stunde da, als zu seinem großen Glücke, ein Zimmermann von ungefähr in das Leichenzimmer trat. Er hörte eine schwache Menschenstimme, die einen Trunk verlangte. Er blickte umher, sah überall nirgends einen Lebendigen, trat erschrocken zum Sarge hin, forschte und horchte. Da er aber an dem Kinde weiter keine Lebenszeichen bemerkte, so wandte er sich in der Meinung, sich getäuscht zu haben, wieder nach der Thür, um sich zu entfernen.

*) Belebungsgeschichten, scheintodter Menschen. Wittenberg 1798. S. 104.

Indem er jetzt eben die Thür hinter sich zuschließen wollte, hörte er die vorige Stimme noch einmal. Nun glaubte er überzeugt zu seyn, daß die Stimme von der vermeintlichen Leiche käme. Er öffnete den Sarg, nahm den Knaben heraus, und brachte ihn zu seinem Vater. Obgleich noch keine deutliche Spur des Lebens an dem Kinde bemerkt wurde, so hielt der Vater es doch für seine Pflicht, wenigstens den Versuch mit der Wiederbelebung seines lieben Söhnchens zu machen, und machen zu lassen. Man erwärmte den Todten, und siehe, er erfreuete die Umstehenden bald mit einem Lebensblick, öffnete die Augen, regte Hände und Füße, kam wieder zu sich, und genas, mit Beyhülfe eines geschickten Arztes, in kurzer Zeit völlig.

Vierzigste Erzählung.

Der Rector Sander zu Stolzenau *).

Zu denen, welche der Gefahr, lebendig begraben zu werden, ganz nahe gewesen sind, gehört unter andern auch der im Jahre 1788 zum zweytenmale,

*) Nach der Erzählung des zeitigen Rectors der Stolzenauischen Stadtschule, Herrn Pott.

und dießmal wirklich gestorbene Pastor Sander zu Barver, einem zur Inspection Diepholz gehörigen Churhannöverischen Pfarrdorfe; der nämliche Sander, welcher bis zum Jahre 1763 der Schule des Churhannöverischen Städtchens Stolzenau an der Weser, als Rector vorstand. — Dieser Mann ward in seiner Jugend als funfzehnjähriger Knabe im Hause seiner Eltern einmal sehr krank, er rang eine Zeitlang mit dem Tode, und — starb. — Wenigstens wähnten seine Angehörigen dieses hoffnungsvolle Kind unrettbar verloren zu haben. Es ward daher behandelt, wie jede Leiche behandelt zu werden pflegt. Man legte den ganz erstarrten Scheintodten, ohne Lebenswärme und völlig entkleidet, aus dem Bette auf Stroh Man wusch den ganzen Körper, drückte ihm die halbgebrochenen offenen Augen zu, bekleidete ihn mit dem Todtenhemde, und wies ihm sein Plätzchen im fertigen Sarge an.

Zur Beerdigung war der dritte Tag nach eingetretener Starrsucht, die man für den Tod hielt, anberaumt. Zufällig hatte die Mutter am späten Abend vor diesem Tage, der ihn auf immer von den Lebendigen scheiden sollte, neben der Todtenkammer noch Geschäfte. Zitternd an allen Gliedern flog sie zu den übrigen Hausgenossen, und verkün-

digte, daß sie, mit Entsetzen, vom Sarge her, ein spukhaftes Winseln vernommen zu haben glaube. Man eilte schleunig zur Todtenkammer zurück. Deutlich hörte man jetzt aus der engen Behausung des Knaben, Töne eines Lebendigen erschallen.

Zitternd und voll banger Erwartung rissen die Entschlossensten augenblicklich den mörderischen Deckel vom Sarge. Anstatt eine Leiche in demselben zu erblicken, streckte der sichtbar in's Leben zurückgekehrte hülflose Knabe, flehend seine Hände nach Hülfe aus. Ohne die Zögerung, welche dem freudigen Erstaunen sonst wohl eigen ist, umpfing die zärtliche Mutter ihre geliebte Scheinleiche.

So war nun auch dieser Scheintodte, den Armen des wirklichen Todes noch für viele Jahre glücklich entrissen. Denn kaum hatte man den Wiedergebohrnen aus dem Sarge in's Bette zurück getragen, und eine Zeitlang als ein nur krankes Kind behandelt: so entzückte dasselbe ungeachtet seiner todtenblassen Gesichtsfarbe, die Seinigen mit allen Aeußerungen der völlig wiedererhaltenen Bewegungskraft. Die Starrsucht war jetzt gänzlich gehoben. Der Kranke genas unter den pflegenden Händen der Seinigen, denen er nun zweyfach lieb und werth geworden war, in wenig Wochen vollkommen, und lebte, nach diesem Ereignisse, noch

über dreißig Jahre, als ein nützliches Glied der menschlichen Gesellschaft.

Merkwürdig mögen einige es nennen, daß ihn die blasse Todtenfarbe, die man während seiner Starrsucht an ihm bemerkte, nachher nie wieder verließ. — Aber noch viel merkwürdiger, und viel beherzigenswerther, scheint mir folgender Umstand zu seyn:

Als der Scheintodte in Starrsucht fiel, und ein jeder ihn für wirklich todt hielt, hatte ihm eine Krankenwärterinn das Kopfkissen schnell unter dem Kopfe wegreißen wollen. Glücklicher weise war sie indessen von den vernünftigen Eltern des Kindes ernstlich daran verhindert worden.

Leider mag dieser, eben so gemeine und alte, als verwünschenswerthe Gebrauch, schon manchem Scheintodten, in den Augenblicke krampfhafter Verzuckungen, entweder das Genick gebrochen, oder überhaupt — z. B. durch den dadurch beförderten Schlagfluß — den wirklichen Tod zugezogen haben. Denn wenn man auch, zur Ehre der Menschheit, annehmen muß, und voraussetzen kann, daß hier nicht höllische Bosheit aus Absicht handeln wird — so giebt doch der fromme Aberglaube selbst, in seiner dummen Unbefangenheit, hierüber die Erklärung:

„man wolle dadurch verhindern, daß der „Sterbende sich lange martere; man erleich„tere ihm durch diesen schnellen Rückfall des „Kopfes, das Sterben."

Aeußerst glücklich priesen sich die Eltern des jungen Sander, durch ihr strenges Verbot des Wegziehens der Kopfunterlage, vielleicht den sonst erfolgten Tod ihres geliebten Kindes, mit verhindert, und als unbestechliche Wächter an dessen Krankenlager, ihm den schönsten Liebesdienst erwiesen zu haben.

Möchten alle Sterbende ihr Haupt ruhig auf's Kissen legen, und ungemißhandelt von der grausamen Hand des Aberglaubens, in Frieden scheiden können!

Ein und vierzigste Erzählung.

Die Generalinn von K—r zu Berlin *).

Daß ein verschlossenes Gewölbe für den, nach der Beysetzung wiedererwachenden Scheintodten, nicht viel angemessener und zweckmäßiger sey, als jedes

*) Rügen einiger Mißbräuche und Inconvenienzen unsers sogenannten philosophischen Jahrhunderts 1795. S. 39.

andere, wieder mit Erde angefüllte Grab — davon giebt uns das empörende Schicksal der höchst bedauernswürdigen Frau Generalinn von K— r zu Berlin den traurigsten Beweis. Diese Dame starb in Kindesnöthen, und ward in einem Gewölbe der Berlinischen Garnisonkirche beygesetzt. In der unmittelbar darauf einbrechenden Nacht, hört eine in der Nähe stehende Schildwache, ein kaum hörbares Winseln, und dann ein grausenerregendes Poltern. Diese dumpfen Töne des Entsetzens, schienen ihr aus jenem Wohnsitze der Todten sich hervor zu drängen, welchem, Tages zuvor, ein neuer Gegenstand des Spukens, die verstorbene Generalinn, anvertraut war. Die Schildwache zweifelte daher keinen Augenblick, an der Wirklichkeit des Spukens dieser Verstorbenen. Sie verwünschte das Schicksal, welches gerade ihr in dieser schrecklichen Mitternachtsstunde hier eine Bestimmung und eine Dienstpflicht angewiesen hatte. Indessen war sie nur froh, dem Augenblicke der Ablösung ganz nahe zu seyn.

Die Ablösung kam, und das Spuken dauerte fort. Erst nach Verlauf einer Viertelstunde, ward alles ruhig. Aus Besorgniß, für Poltrons und Gespenstergläubige gehalten, und als solche verlacht zu werden, erzählte man das Vernommene in der näm-

lichen Nacht, nur einzelnen Abergläubischen. Als aber am nächsten Morgen die Wachen, welche in dieser Spuknacht sich abgelöset, und so räthselhafte Erfahrungen gemacht hatten, lauter darüber wurden, vernahm es ein Vorurtheilloser, der dunkel die wahre Veranlassung dieser Spukerey ahnete. Ohne den mindesten, nach seiner Ueberzeugung, mörderischen Verzug, zeigte er seine Vermuthung, und die Erfahrungen, worauf sie begründet war, gehörigen Ortes an.

Man eilte nun vogelschnell in die Gruft; aber leider kam die Hülfe viel zu spät. Die unglücklichste aller Wöchnerinnen war — aus dem Zustande des Scheintodes, im Gewölbe sichtbar erwacht — und zum zweytenmal, und zwar für dießmal an der schrecklichsten aller Todesarten wirklich gestorben.

Nach Ereignissen dieser Art muß es, sollte ich glauben, auch dem Hartherzigsten einleuchten, daß unsere neuen Todtenhäuser keine so übertriebene Zärtlichkeit anzeigen, als einige wähnen. Denn wenn man sagt, daß von tausend, in solchen Häusern aufbewahrten Sterbenden, vielleicht kaum Ein Scheintodter ins Leben werde zurückgerufen werden; und daß diese Zahl und diese überzärtliche Vorsicht für Einzelne, mit unserer anderweitigen Grausamkeit — (zum Beyspiel, mit dem

Mangel an Findelhäusern, an Anstalten zur Pflege dürftiger Kranken ꝛc. als wodurch Tausende gemordet und die Schlachtopfer menschlicher Lieblosigkeit würden) — in einem großen Mißverhältnisse stehen: so ist man zwar zu dieser Behauptung einigermaßen berechtiget; aber will man uns denn von unsern Pflichten gegen Scheintodte darum freysprechen, weil wir andere, nicht minder große, oder vielleicht gar noch größere Pflichten, verabsäumen? — Wird die träge Menschheit so fern sie die Scheintodten nach wie vor mit gutgeheißner Gewissenlosigkeit mordet, der hülfsbedürftigen Säuglinge und Kranken, gewissenhafter eingedenk seyn? —

Herr B. G. Peßler, Prediger zu Wedtlenstedt und Vechelde, hat, zur Verhinderung des Spukens auf Begräbnißplätzen, in einer kleinen, lesenswerthen Schrift, folgenden Vorschlag gethan:

„Unsere Todten — sagte er — mögen nach „dreien Tagen, nach wie vor, in's Grab gesenkt, „oder in Gewölben beygesetzt werden. Aber an„statt im ersten Falle sie mit Erde zu überschütten, „setze man ein kleines bewegliches Häuschen dar„über, nach welchem, von einem, an der Thurm„uhr anzubringenden Wecker, ein Drath hinzu-

„leiten, und mit der Hand des vermeintlichen Tod-
„ten in Verbindung zu bringen wäre; so, daß
„bey der geringsten Bewegung dieser Hand, jener
„Wecker an der Kirchthurmuhr so gleich gelöst,
„mithin Sturm geläutet würde.“ *)

Unstreitig findet die Anwendung dieser Idee im Allgemeinen große Schwierigkeiten: aber für das Besondere — z. B. für Hufelandische Leichenhäuser — ist sie allerdings eben so anwendbar, als benutzenswürdig, selbst wenn der Wachhabende im Todtenhause, der seiner Pflicht doch wohl einmal uneingedenk seyn und einschlafen könnte, auch nur von dem Wecker einer Stubenuhr zur Rettung aufgeschreckt würde.

*) Peßlers Beystand der Mechanik, um Scheintodte beym Erwachen im Grabe, auf die wohlfeilste Art, daraus zu erretten. Mit einem Kupfer 8. Braunschw. 1798.

Zwey und vierzigste Erzählung.

Die Erscheinungen zu Frankfurt an der Oder *).

(II. 2. A.)

„Als ich in den Jahren 1775 bis 1778, zu Frankfurt an der Oder studirte, kam eines Abends mein Wirth, der Schlächtermeister Schmidt, zu mir mit der Anzeige: daß es in der Lebuser Vorstadt gewaltig spuke. Er habe so eben den Mann, in dessen Hause sich das Gespenst sehen lasse, selbst gesprochen. Dieser Mann — ein in der genannten Vorstadt wohnender Schiffbauer, dessen Name mir aber entfallen ist — habe sehr übel gethan, und gesagt: er wolle wohl hundert Thaler darum geben, wenn Jemand das Gespenst bannen und ihn davon befreyen könne. Es war zwischen neun und zehn Uhr eines mondhellen Sommerabends, als mir diese Anzeige geschah, und also schon ziemlich spät. Indessen konnte mich, getrieben von dem Verlangen,

*) Erzählt vom Herrn Hofprediger Herrosee zu Züllichau.

gen, ein Gespenst zu sehen, oder doch den Betrug aufklären zu helfen, nichts abhalten, so gleich noch selbst hinaus nach der mir bezeichneten Wohnung des Schiffbauers zu gehen. Die Hausthür stand geöffnet, und unverschlossen waren auch Stuben- und Kammerthüren; aber im ganzen Hause war nirgends ein lebendiges Wesen aufzufinden.

Ich wendete mich nun an die nächsten Nachbaren, deren einige noch vor ihren Thüren saßen. Alle, die ich hier sprach, waren fest überzeugt, daß es in dem Hause des Schiffbauers spuke, und meinten: daß es mich nicht befremden dürfe, es offen und von allen Menschen leer gefunden zu haben, indem so leicht wohl keiner sich hinein wagen würde. Uebrigens wies man mich nach dem nahe gelegenen Schiffbauerdamme, wo ich denn auch den Bewohner des Spukhauses auf einem Stücke Bauholz ganz einsam und, wie es schien, in tiefem Nachdenken sitzend, antraf. Wir wurden bald etwas näher mit einander bekannt, ich setzte mich vertraulich zu ihm, und er erzählte mir folgendes:

„Vor etwa einem Jahre sey seine Frau krank geworden, wie er eben eine sehr nothwendige Reise zu machen im Begriff gewesen wäre. Die Krankheit seiner Frau habe ihm auch gleich bedenklich geschienen; auf Zureden seiner Schwiegermutter aber,

welche er, zur besseren Verpflegung der Kranken, zu sich kommen lassen, habe er dennoch seine Reise getrost angetreten. Kaum sey er indessen zwey Tage von Hause entfernt gewesen, als schon ein ihm nachgesandter Bote ihm die Aufforderung überbracht habe, schleunigst zur sterbenden Frau zurück zu kehren."

„Bey seiner Zuhausekunft, habe er seine Frau auch schon sprachlos, und dabey sehr unruhig und ängstlich gefunden. Man habe es ihr ansehen können, daß sie etwas auf ihrem Herzen gehabt, was sie beunruhige, und was sie gern ihm noch entdecken wolle. Fortwährend habe sie sich angestrengt, ihre Sprache noch einmal wieder zu erhalten, aber vergeblich. Nur ein einzigesmal sey es ihr noch geglückt, das Wort Geld, wobey sie nach der Kammer gedeutet, leise über ihre Lippen zu bringen, und wenige Augenblicke darauf, sey auch ihr Tod erfolgt."

„Etwa vierzehn Tage nach dem Absterben seiner Frau, wo er noch immer nicht gewußt, was sie mit dem Worte Geld ihm habe andeuten wollen, sey er einmal, wie von ungefähr, in die neben seiner Wohnstube befindliche Kammer gegangen. In dieser Kammer habe er, noch vom siebenjährigen Kriege her, Geld vergraben gehabt, um welches,

außer ihm, einzig seine verstorbene Frau gewußt hätte. Jetzt sey es ihm nun vorgekommen, als wenn an dem Orte, wo das Geld vergraben, das Steinpflaster erst ganz neuerlich aufgerissen, und wieder neu eingelegt worden wäre. Seine Schwiegermutter, die er herbeygerufen, habe ihm dieß zwar ausreden wollen und gesagt, daß sie nicht begreife, was man dort habe suchen sollen. Es sey ihm aber dennoch bedenklich gewesen, und habe ihn auf die Vermuthung gebracht: seine Frau möchte wohl ihrer Mutter von dem Gelde etwas gesagt, und diese vielleicht seine Abwesenheit benutzt haben, um das Geld hervor zu suchen, und es über die Seite zu bringen. Wäre dieß, und hätte seine Frau diesen Mißbrauch ihres Vertrauens selbst noch bemerkt, so würde sich hieraus denn auch ihre große Aengstlichkeit, und die Bedeutung ihres letzten leisen Wortes „Geld," wohl leicht erklären lassen. Um seiner Sache hierin gewiß zu werden, sey er, als er eines Tages ganz allein im Hause gewesen, in die Kammer gegangen, um nach dem Gelde zu sehen, und leider habe seine Vermuthung sich bestätiget; denn von dem Gelde wäre überall nichts mehr zu finden gewesen Er habe daher seine Schwiegermutter, auf die allein einiger Verdacht gefallen sey, darüber zur Rede gestellt; sie habe

aber fest geläugnet, und bald darauf auch in großem Unfrieden mit ihm sein Haus verlassen."

„Nun habe er, außer seinem Dienstmädchen, keinen Menschen um sich gehabt, und da dieses schon seit einigen Jahren sich seiner Wirthschaft treu angenommen, und er es auch gut habe leiden können, so habe er es geheirathet. Bis dahin sey in seinem Hause alles ruhig geblieben: bald nach der Hochzeit aber hätte seine verstorbene Frau im Hause zu spuken angefangen. Gesehen hätte er selbst das Gespenst nie; aber das Toben und das Gepolter, welches es des Nachts, und zuweilen auch bey Tage, verursache, sey so fürchterlich und so betäubend, daß schon sein Gehör — der Mann war wirklich seit einiger Zeit harthörig geworden — dadurch gelitten hätte. Das Gespenst ließe sich übrigens jedesmal zuerst in der Stube hören, in welcher seine verstorbene Frau als Leiche gestanden; von hier ginge es durch die Wohnstube in die Kammer, in welcher das Geld vergraben gewesen, dann in die Küche, auf den Boden 2c. während es überall sehr tobte, und nicht selten käme es sogar auch zu ihm und seiner Frau in's Bette, wo er denn vor Schreck und Angst nicht wisse, was er anfangen solle. Er könne mir, fuhr er sehr betrübt fort, nicht sagen, wie unglücklich er wäre. Alle seine Nachbaren hätten

das Toben in seinem Hause auch schon mit angehört, und seine Frau, welche das Gespenst zum öftern selbst schon gesehen, würde mir noch mehr davon sagen können."

Der alte Mann war, während er von seinem Zustande mit mir sprach, sehr gerührt und dauerte mich sehr. Ich versprach, wo möglich, ihm zu helfen, nur wünschte ich zuvor auch noch seine Frau zu sprechen. In dieser Absicht begleitete ich ihn denn auch sogleich nach seinem Hause. Da aber auch noch jetzt weder seine Frau, noch sonst ein anderer Mensch, darin zu finden war, so nahm ich für heute Abschied, mit dem Versprechen, morgen Abend wieder zu ihm zu kommen. —

Meiner Zusage gemäß, fand ich mich des andern Abends dort wieder ein, und zwar in der Absicht, um die Nacht über im Spukhause zu verweilen, und dem Gespenste, wo möglich, auf die Spur zu kommen. Mann und Frau waren jetzt zugegen, und sangen in ihrer Stube ein Abendlied. Nachdem ihre Abendandacht, während welcher ich sie nicht stören wollte, zu Ende war, trat ich bey ihnen ein. Mit einem treuherzigen Willkommen reichte mir der gute Schiffbauer seine Hand, und führte mich sogleich zu seiner Frau, mit der er, wie er sagte, schon von mir gesprochen, und die mir

nun von Allem noch nähere Anzeige thun würde. Von dieser erfuhr ich nun, auf mein Befragen, noch folgendes:

„Sie habe das Gespenst schon oft gesehen; es sey der leibhaftige Geist der seligen Frau, welcher hier im Hause umgehe und spuke; denn er sähe ihr nicht nur ganz ähnlich, sondern habe auch ihre Kleider an. Zuweilen ließe er sich auch bey Tage sehen. Nur erst vor kurzem noch, als sie eben des Mittags sich zu Tische gesetzt, und gebetet hätten, wäre er in der Nebenstube, wo die Leiche der seligen Frau, bis zur Beerdigung, aufbewahrt wäre, durch die offene Thür ihr sichtbar geworden. Einmal wäre er auch, als sie auf dem Hausflur habe waschen lassen, von der Bodentreppe gekommen, wo denn die erschrockenen Waschweiber mit großem Geschrey davon gelaufen wären. Auch sey es wahr, daß das Gespenst — (das Wort: leibhaftig setzte sie jetzt nicht hinzu) — schon zuweilen zu ihr in's Bette gekommen, wo es sich denn, nachdem es zuvor unter der Bettstelle lange genug getobt, und diese schwebend empor gehoben, mit einmal, mit der Schwere eines gefüllten Mehlsacks, zwischen sie und die Wand hineingeworfen hätte. Wie es aber zugehe, daß nur sie, und nicht auch ihr Mann, das Gespenst sähe, das wisse sie nicht, es müsse denn

seyn, daß vielleicht von beyden sie nur ein Sonntagskind wäre.“

Wenn das der Grund davon ist, liebe Frau, sagte ich, so wird das Gespenst auch mir sichtbar werden müssen; denn von mir weiß ich's gewiß, daß ich an einem Sonntage gebohren bin. Wir wollen doch sogleich einmal den Versuch machen, ob wir das Gespenst nicht irgendwo auffinden können. Das Licht in der Hand, ging ich voran, und beyde folgten mir auf mein Ansuchen, doch nur mit einer gewissen Schüchternheit, welche auch selbst bey der Frau, ob diese gleich an den Anblick des leibhaftigen Geistes bey Tage und bey Nacht schon gewöhnt war, merklich zu werden schien. Dem Manne suchte ich möglichst guten Muth zu machen, und so ging nun unser Weg zuförderst in die Nebenstube, aus welcher das Gespenst, nach der mir geschehenen Anzeige, gewöhnlich herauszukommen pflegte. Hier standen Betten und Schränke. Ich untersuchte, in der Hoffnung, hier einen Betrüger verborgen zu finden, jene ganz genau, und ließ auch diese mir öffnen. Aber das Gespenst blieb unsichtbar. Nun gingen wir in die Wohnstube zurück, und durch diese in die daneben liegende Kammer, in welcher das Geld vergraben gewesen war. Doch auch hier war alles Nachsuchen umsonst. Da ich indessen nun

einmal hier war, und auch schon auf den Fall einer Nachtwache, meine Maaßregeln getroffen, und für meine Unterhaltung, und des Gespenstes Empfangnahme, durch ein ermunterndes Buch, und durch einen zuverlässigen Dornstock, hinlänglich gesorgt hatte, so eröffnete ich meinen Begleitern nun meinen Entschluß, die Nacht über bey ihnen zu bleiben. Ich würde mich, wenn sie nichts dagegen hätten, in dieser Kammer verborgen halten. Sie möchten nur beyde ganz unbesorgt zu Bette gehen, ich würde schon das Haus bewachen, und, so bald das Gespenst sich hören ließe, bey der Hand seyn.

Beyde sahen mich jetzt bewundernd an, als trauten sie mir eine solche Herzhaftigkeit nicht zu. Mit dem Manne wurde ich indessen hierüber bald eins. Nur die Frau hatte bald dieses, bald jenes dagegen. Je weniger ich auf ihre Gründe, jetzt da ich den Mann schon auf meiner Seite hatte, noch achten zu dürfen glaubte, um so sichtbarer wurde ihre Verlegenheit. Endlich sagte sie: „wir wären jetzt im abnehmenden Monde, und sie hätte bemerkt, daß das Gespenst dann nur höchst selten und fast gar nicht sich einfände, bey zunehmendem Monde aber, und besonders um die Zeit des Vollmondes, käme es gewöhnlich in jeder Nacht. Wenn ich es ihr also nicht übel nehmen wolle, so möchte sie mich wohl

LB Coburg

bitten, da mein Hierbleiben in dieser Nacht und in den nächstfolgenden, doch nur fruchtlos seyn würde, nach vierzehn Tagen wieder zu kommen, weil ich dann um so gewisser das Gespenst hier antreffen würde."

Dagegen war nun freylich von mir nicht viel einzuwenden; auch berief sie sich dabey auf ihren Mann, und ich sahe wohl, daß es ihr sehr darum zu thun sey, meiner für jetzt los zu werden. Indessen unterhielt ich mich doch noch mit ihrem Manne. Ich suchte ihn zu überreden, daß er, so bald das Gespenst einmal wieder zu ihm in's Bette käme, nur recht herzhaft, um es zu erhaschen, über seine Frau hinweg greifen möchte. Er meinte: „ich hätte gut reden, da ich noch gar nicht wüßte, wie einem unter solcher Angst zu Muthe wäre; und fragte: ob ich mich denn gar nicht fürchtete? — Es könnte doch wohl seyn, daß ich das Gespenst diesen Abend noch zu sehen bekäme. Es wäre in der Nähe ein Mann, der Geister citiren könne, und wenn ich es wünschte, so wolle er diesen Mann sogleich herbeyrufen."

Dieß Anerbieten war mir sehr willkommen, und in der Hoffnung, so wenigstens einen Betrüger hier noch zu Schanden machen zu können, bath ich meinen Schiffbauer, mir den Geistercitirer recht bald herzubringen. Er ging nun auch in dieser Ab-

sicht sogleich fort, kam aber nach wenigen Minuten mit der Nachricht wieder: er habe ihn nicht zu Hause getroffen. — Als ich nun noch weiter mit ihm sprach und ihm meine Gründe anführte, warum kein Vernünftiger an Gespenster- und Geister-Erscheinungen glauben könne, so fragte er mich — sonderbar genug — ob ich denn nicht glaube, was in der Bibel stände. Ich wurde aufmerksam, und wünschte zu wissen, was er eigentlich damit sagen wolle. Alsbald legte er eine große Foliobibel auf den Tisch vor mich hin, stellte sich ihr gegen über, und ersuchte mich, das acht und zwanzigste Kapitel aus dem ersten Buche Samuels aufzuschlagen. Kaum war dieß geschehen, als der Mann mit einmal, und, wie es mir schien, ganz erschrocken ausrief: „Da ist sie!"

Ich muß gestehen, daß diese plötzliche Ueberraschung auch mich nicht wenig erschreckte. Ich glaubte — und was konnte ich jetzt auch anders glauben, als: die selige Frau wäre jetzt mit einmal erschienen, und stände schon dicht hinter mir. — Schnell sprang ich von meinem Stuhle auf, blickte umher, und spähete nach allen Seiten und in allen Winkeln der Stube nach der Erscheinung. Aber überall nichts, was auch den Furchtsamsten hätte erschrecken können.

„Ich sehe ja nichts — sagte ich — wo ist sie denn?“ —

„Nun sehen Sie denn nicht, erwiederte der einfältige Mann, indem er mit dem Finger auf einen über dem aufgeschlagenen Kapitel befindlichen Holzschnitt deutete — sehen Sie denn nicht, da ist sie ja.“

Jetzt freylich sahe auch ich ganz deutlich und in einer gräßlichen Gestalt, mit weit geöffnetem Munde, starren Augen und emporstrebenden Haaren und Händen — die Hexe zu Endor, und in einiger Entfernung von ihr, den Geist Samuels, den sie dem geängstigten Saul aus dem Reiche der Todten wieder hatte hervor rufen sollen. — Unzufrieden über mich selbst, daß ich durch ein solches lächerliches Mißverständniß mich hatte in Furcht setzen lassen, suchte ich nun meinen Schiffbauer zu überzeugen, daß auch die Hexe zu Endor eine listige Betrügerinn, und die ganze von ihr vorgegebene Geistererscheinung, eine Täuschung gewesen, indem Saul ja nicht selbst den Geist gesehen, und auch die denselben in den Mund gelegte Prophezeihung, nicht wörtlich eingetroffen sey. Meine Gründe vermochten aber wenig oder nichts, gegen das tief und fest liegende Vorurtheil des Schiffbauers, und da mein

längerer Aufenthalt bey ihm, für heute doch sehr wahrscheinlich von keinem Nutzen gewesen seyn würde, so verließ ich ihn für jetzt, mit dem Versprechen, gegen die Zeit des Vollmondes wieder zu kommen, und dann das Gespenst ihm aufsuchen zu helfen. Zugleich versicherte ich, zur Beruhigung des betrogenen alten Mannes, im festen, zuversichtlichen Tone, daß nichts mich abhalten solle, ihm endlich Ruhe zu verschaffen; indem ich das Gespenst, wenn es in meinem Beyseyn je erscheinen sollte, gebührend zu empfangen und zu Schanden zu machen wissen werde.

Ich faßte bey diesen Worten die junge Frau des alten Mannes prüfend scharf in's Auge; was ich in ihrer höchst verlegenen Miene deutlich beobachtete, war mir ein sicherer Bürge dafür, daß ich in meinem gegründeten Verdachte gegen sie nicht irrete.

Zu Hause unterhielt ich mich noch mit meinem Wirthe, einem ziemlich aufgeklärten Manne, über Gespenster und Geistererscheinungen, und über meinen bis jetzt noch fehlgeschlagenen Versuch, den daran festhaltenden Glauben des Schiffbauers, wankend zu machen, und das bey ihm hausende, zum Theil noch verborgene Gespenst, zu Tage zu fördern. Es war schon spät um Mitternacht, als ich zu

Bette ging. Meine aufgeregte Einbildungskraft hielt mich auch jetzt noch munter. Warum — dachte ich bey mir selbst — warum wird denn das Glück oder das Unglück, Geistererscheinungen zu haben, immer nur den Einfältigen, oder den Furchtsamen zu Theil? Warum — wenn ihr sichtbar oder hörbar den Menschen Euch nähern könnt, Ihr Geister der Ober- oder der Unterwelt — warum scheuet Ihr denn den Anblick und die Gegenwart des vernünftigen und ruhigen Wahrheitsforschers? Jetzt ist die Stunde da, in welcher Euch, nach dem Glauben fast aller Jahrhunderte, die Schranken zu uns geöffnet stehen; was hindert Euch, auch mir einen Beweis zu geben, daß Ihr sie überschreiten dürfet?

„Aber — schien hier eine innere Stimme mir zuzurufen — würdest du auch Muth haben, eine solche Erfahrung zu bestehen? denk' an die Hexe zu Endor — Diese Erinnerung beschämte mich zwar einigermaßen: allein meinem Wunsche, wo möglich einmal selbst ein Gespenst zu sehen, benahm sie nichts von seiner Stärke; vielmehr wurde mein Verlangen danach immer sehnlicher. Mir war, als müßte dasselbe bald, als müßte es schon in dem nächsten Augenblicke erfüllt werden. Meine ganze Aufmerksamkeit war gespannt — ich lag in Erwar-

tung. — Alles war still um mich her, aber plötzlich unterbrach ein scharrendes Geräusch, welches sich über mir hören ließ, diese Stille. Ha! dachte ich, das Gespenst ist im Anzuge; — es kommt von oben herab, also doch wohl ein guter Geist. — Schnell richtete ich mich im Bette auf, und wartete nun auf dessen Erscheinung. Aber das Geräusch war verschwunden, und schon schwand allmählig auch meine Hoffnung, als — plötzlich meine Stubenthür aufsprang. Eine lange weiße Gestalt erschien, und schwebte nach meinem in der Mitte der Stube stehenden Arbeitstisch hin, und blieb an demselben stehen. Mein Bette stand nämlich mit dem Kopfende an einem Fenster, welches aus der Kammer in die Stube ging, und durch welches ich bey dem hellen Mondenlichte, die ganze Stube übersehen konnte. Ich sahe daher ganz deutlich die lange weiße Gestalt da stehen; sahe, wie sie sich jetzt über den Tisch hinbeugte, und bemerkte jede Bewegung, die sie — als suchte sie etwas — mit den Händen machte.

Schon hatte ich ihr ein lautes Werda zugerufen, aber es blieb unbeantwortet. Schnell sprang ich jetzt aus dem Bette, hüllte mich in meinen Schlafrock, und ergriff einen an der Wand hangenden Degen, um mit demselben auf das Gespenst — welches ja auch ein nächtlicher Dieb seyn konnte —

los zu gehen. So bewaffnet trat ich jetzt noch einmal vor das Fenster hin, aber siehe! die Erscheinung war verschwunden. Voll Verwunderung hierüber, blieb ich, wie erstarrt, einige Augenblicke stehen. Indessen erhielt ich doch auch bald wieder so viel Fassung, daß ich die Kammerthür öffnete, und mit vorgehaltenem entblößten Degen ziemlich beherzt in die Stube trat. Ich näherte mich nun auch selbst dem Tische, an welchem das Gespenst gestanden hatte, aber weder hier, noch irgendwo in der Stube, war jetzt noch etwas dem ähnliches, oder irgend ein lebendiges Wesen zu sehen. Ich erstaunte jetzt mehr noch, als vorher; denn ich war mir vollkommen bewußt, daß meine Augen mich nicht getäuscht haben konnten.

Ich hatte nicht geträumt; ich war vollkommen munter gewesen; deutlich hatte ich die Stubenthür sich öffnen, und eine lange weiße Gestalt sich hinein bewegen gesehen. Und doch war jetzt nichts mehr von ihr zu finden: weder in der Stube selbst, noch außerhalb derselben, wo, bis auf einen großen Hund, der unten im Hause freundlich auf mich zu kam, überall im ganzen Hause sich nichts regte.

Mein Nachforschen blieb also für jetzt vergeblich, und ich legte mich unter mancherley Muthmaßungen wieder in's Bette. Das scharrende Ge=

räusch über meiner Dachkammer, dachte ich, mag allerdings durch einen abgelößten, eben jetzt herabgleitenden Dachziegel bewirkt worden seyn. Wie aber sollte ich mir nun die Erscheinung in meiner Stube und ihr plötzliches Verschwinden erklären; daß mein Wirth sich diesen Spaß mit mir gemacht haben sollte, um meine Herzhaftigkeit auf die Probe zu stellen, war mir sehr unwahrscheinlich. Noch weniger konnte mein Verdacht auf irgend einen andern fallen, da außer ihm keiner im Hause um mein Abentheuer bey dem Schiffbauer mit wußte. Natürlich mußte es damit freylich zugegangen seyn, davon war ich fest überzeugt; aber höchst sonderbar war denn doch immer das Zusammentreffen dieses spukhaften Ereignisses mit meinem Verlangen, etwas Uebernatürliches zu sehen.

Ich schlief nun, da nichts weiter vorfiel, was mich stöhren konnte, ruhig ein. Am Morgen des nächsten Tages war mein erster Gang nach dem Hofe, wo ich nun auch meine Vermuthung in Ansehung des herabgefallenen Dachziegelsteines, von welchem die frisch zerbrochenen Scherben noch da lagen, bestätiget sahe. Was aber die nächtliche Erscheinung betraf, so versicherte mir mein ehrlicher Wirth, als ich darüber mit ihm sprach, daß er davon im geringsten nichts wisse, und daß er in dieser

Hinsicht

Hinsicht, auch für alle seine Leute sich verbürgen könne. So mußte ich nun die nähere Aufklärung des Dunkels, erst noch von der Zukunft erwarten.

Mit Verlangen sahe ich nun dem Zeitpunkte entgegen, wo, nach dem Vorgeben der Schiffbauerfrau, das tobende Gespenst in ihrem Hause wieder sichtbar werden würde. Kaum hatte endlich der zunehmende Mond sein erstes Viertel wieder erreicht, so fand ich mich denn auch eines Abends wieder in dem Spukhause ein. Für meinen Zweck kam ich aber leider schon zu spät. — Der Schiffbauer — ich traf nur ihn allein im Hause — verkündigte mir mit großer Freude, daß er nun wieder Ruhe habe; das Gespenst sey fort, und werde auch nun wohl fort bleiben.

„Nach meinem neuerlichen Besuche, sagte er, habe es sich mehreremale noch des Nachts wieder eingefunden, und ihn sehr geängstiget. Da er aber seiner Frau, welche dabey immer so ruhig geblieben, deshalb Vorwürfe gemacht, und ihr angedeutet habe, daß er mich wieder zu sich holen, und alles daran wagen wolle, damit dem Unwesen gesteuert werde; so habe diese ihm geantwortet: sie wolle es wohl allein fortschaffen, worauf sie zu einem Geisterbanner gegangen, der denn auch vor einigen Tagen das Gespenst glücklich vertrieben habe. Wer aber dieser

Mann sey, und welcher Mittel derselbe sich dabey bedient habe, das wisse er so eigentlich nicht, weil er dabey nicht zugegen gewesen sey. Jedoch habe seine Frau gesagt: das Gespenst sey durch den Geisterbanner verschrieben worden, und so wäre es auch wirklich, wie ich gleich selbst sehen sollte."

Er führte mich jetzt in die Nebenstube, und zeigte mir einen, an der inneren Seite der Thür mit Kreide gezogenen runden Kreis, in dessen Mitte allerhand unverständliche Charaktere geschrieben waren, unter welchen denn auch noch die Stelle: Matth. 4, 10. verzeichnet stand. — Ich mußte lachen über die große Einfalt des Mannes, der sich auch jetzt wieder durch einen Betrug hatte blenden lassen, und der dabey überdieß noch zehn Rthlr., wie er sagte, an seine Frau zum Douceur für den Geisterbanner, hergegeben hatte. Mir dankte er denn nun auch recht herzlich für meine ihm bewiesene Theilnahme an seinem Unglücke, und für meine Bereitwilligkeit ihm zu helfen, und ihm die Ruhe wieder zu geben, die er, wie er sich dabey ausdrückte, mit der Hülfe Gottes, nun auch schon erhalten hätte.

Das also war das Ende dieser Spukgeschichte, zu deren näheren Aufklärung, für den nachdenkenden Leser, Beläge genug, wie mich dünkt, schon in ihr selbst liegen. Denn wer sollte in dem

hier vorgegebenen Gespenste nicht einen, von der jungen Frau des schon betagten Schiffbauers begünstigten Liebhaber, vermuthen, und also diese ganze Geschichte nicht für einen Betrug halten, der denn auch vor diesem Ehemanne, um so sicherer eine Zeitlang fortgespielt werden konnte, da er ganz auf dessen Einfalt und Furchtsamkeit berechnet war, und da überdieß auch sein thörigter Wahn, als habe seine verstorbene Frau, indem sie, unvermögend ein wichtiges Geheimniß ihm noch zu eröffnen, aus der Welt gegangen sey, keine Ruhe in ihrem Grabe, trefflich — wie dieß nun auch geschehen — dabey benutzt werden konnte.

Mir wenigstens war es sehr gewiß, daß die Sache sich so verhielt, und ich konnte hier auch um so weniger an einem von der Frau herrührenden Betruge zweifeln, je mehr ich selbst sie, als eine sehr verschlagene und listige Person, kennen zu lernen Gelegenheit gehabt hatte. Indessen blieb nun doch immer noch etwas aufzuklären übrig, und das war die nächtliche Erscheinung in meiner eigenen Stube. Es waren nun seitdem schon über vierzehn Tage verflossen, und es vergingen auch noch jetzt mehrere Wochen, in welchen ich darüber fortwährend in einer mich beunruhigenden Dunkelheit blieb. Einst

erzählte ich diese sonderbare Geschichte auch einem Studenten, der mit mir in demselben Hause, meiner Stube gegen über wohnte, und an den ich nur darum hierbey noch nicht gedacht hatte, weil er damals verreiset, und, so viel ich wußte, auch nur erst am folgenden Tage zurück gekehrt war. Jetzt aber erfuhr ich von ihm selbst, daß er noch spät in jener Nacht wieder eingetroffen sey. Er hätte, sagte er, vor dem Hause nach meinem Fenster hinauf gesehen, und geglaubt, in demselben Licht zu bemerken. In der dadurch erregten Vermuthung, mich noch auf zu finden, wäre er daher in seinem weißen Reisemantel gehüllt, in meine Stube gekommen, um sich sein Licht bey mir anzuzünden. Da er aber das meinige schon ausgelöscht gefunden, so hätte er auf meinen Tische nach einem Feuerzeuge gesucht. Auch habe er mein Werda! wohl gehört; da es ihm aber unangenehm gewesen sey, mich aufgeweckt zu haben, und um mich nicht noch mehr in meine Ruhe zu stöhren, habe er mir nicht geantwortet, sondern wäre, da er nicht gefunden, was er gesucht hätte, in aller Stille wieder zur Thür hinausgegangen. Dieß war von mir unbemerkt geschehen, während daß ich mir den Schlafrock überwarf, und den Degen zog. Dieß sonderbare Zusammentreffen der Umstände, war bedeutend genug

für mich geworden. Indessen freute ich mich nicht wenig, daß meine in jener Nacht sehr aufgeregte Einbildungskraft, mich doch nicht getäuscht hatte, und daß ich nun auch meinen ehrlichen Wirth von allen Verdacht völlig frey sprechen konnte."

Drei und vierzigste Erzählung.

Die Todesahnung zu Altona.

(I. 1. C. und III. 1.)

„Am 14ten April des Jahres 1780, starb zu Altona in einer mir wohlbekannten Familie *) eine sechsjährige Tochter, zu deren Aufwartung eine alte, abergläubische Krankenwärterinn angestellt war, die, als ein Sonntagskind, häufig Gespenster und spukende Leichenwagen sah, und auf das traurige Talent Ansprüche machte, die Todesfälle der Stadt ahnen, und dunkel vorher wissen zu können.

*) Ich lasse den Namen dieser Familie nicht mit abdrucken, weil der Herr Erzähler und Einsender, der Candidat des Predigtamts, Herr Joh. Gottl. Ohlmeyer zu Altona, welcher, zur Zufriedenstellung des Publikums, die Wahrheit der Sache selbst verbürgt, dieß aus mir unbekannten Gründen, wünschet.
d. H.

Oft schon hatte sie den gläubigen Seelen — jedoch gewöhnlich erst hinterher — betheuert, daß sie den Sarg, worin dieser oder jener Verstorbene zu Grabe getragen wurde, schon vor dem Todesfalle selbst, in einer spukhaften nächtlichen Erscheinung, erblickt habe. — Eben so oft war sie aber dieserhalb auch schon der Gegenstand des Spottes gewesen. Indessen schien doch ihre vorgebliche Seherkraft, bey dem Todesfalle des vorhin erwähnten Kindes, auf eine doppelte Art sich vollkommen zu bewähren. Für das Erste war in der letzten, dem Tode des Kindes vorangehenden Mitternacht, als sie allein wachte, die Schieblade einer Schatulle, in welche zufällig das Todtenhemde des Kindes in Bereitschaft gelegt worden war, von selbst in's Schloß gesprungen."

„Ach, das bedeutet nichts Gutes, sagte die alte Wahrsagerinn; nun stirbt das Kind gewiß und bald." Beydes traf pünktlich ein. Indessen war dieß keinesweges der redendste Beweis ihrer prophetischen Talente; denn allerdings hätte man, auch ohne Seherkraft, und ohne den Zufall, vermöge dessen die Federkraft jenes Schlosses, gerade in dieser Nacht den Spuk machte — den in Rede stehenden Todesfall als gewiß und als nahe bevorstehend, vorhersagen können. Aber bey weitem unzweydeutiger und beweisender war eine zweyte,

wirklich schaudervolle Todesahnung. Eine lange weiße Gestalt schwebte langsam die Treppe herunter. Die Wartsfrau, welche in dem Zimmer, worin die Sterbende lag, der Fensterthür gerade gegenüber saß, erblickte durch diese letzte, die Erscheinung sogleich. Sie ward blaß, zitterte und rief der eben gegenwärtigen Schwester der Sterbenden, die mit dem Rücken nach der Glasthür hinsaß, mit ängstlicher Stimme zu: „Ach! sehen Sie sich nicht um, sehen Sie sich ja nicht um, es ist nicht richtig." — Die auf diese Art Gewarnte — eine damals achtzehnjährige vorurtheillose Person — sah, mit einem fragenden Warum denn nicht? — dennoch nach dem Stubenfenster hin, und wandte, erschrocken und zitternd, ihr Auge wieder weg. Sie erblickte nämlich dieselbe weiße Gestalt, die feyerlich, und ohne das geringste Geräusch, von der Treppe gleichsam herunterschwebte, dann auf dem Vorplatze herumpolterte, und endlich — nach einer kleinen Viertelstunde — von beyden gesehen, eben so langsam die Treppe hinauf, wieder verschwand.

Beyde Seherinnen durchwachten den übrigen Theil der Nacht in der größten Angst. Gerne hätten sie zur Herzstärkung eine Schaale Kaffee hinunter geschlürft, aber wer sollte ihnen denselben zubereiten? — Die Wartsfrau war wenigstens

durchaus nicht dazu zu bewegen. — „Es mag gewesen seyn was es will, sagte endlich Demoiselle Y.., der schon das Poltern der Erscheinung gegründeten Verdacht gegen die Geistigkeit derselben beygebracht hatte, ich will hinaus gehen.“ — Sie thuts, und findet auf dem Vorplatze alles durch einander geworfen, kann aber überall nirgends eine aufklärende Spur entdecken. Denkend und vorurtheillos, wie sie war, verabredet sie mit der Wartsfrau, niemand etwas von dem vorgefallenen zu sagen. Ihre rühmliche Absicht dabey war, zu verhindern, daß, durch die oft wiederholte, und gewiß bald mit Zusätzen bereicherte Erzählung dieser, anscheinend allerdings sehr wunderbaren Thatsache, dem Gespensterglauben keine Nahrung gegeben werden möchte; zugleich wollte sie indessen abwarten, ob nicht vielleicht zufällige Entdeckungen einiges Licht über dieß Dunkel verbreiten würden. Eine Bedachtsamkeit, welche diesem achtungswürdigen Mädchen um so mehr Ehre machte, je sichtbarer der Erfolg eine solche Erwartung rechtfertigte. Hier sollte nun einmal der Geist entgeistet, und in die Körperwelt zurückgeführt werden.

Wie der sehnlich herbeygewünschte Morgen endlich erschien, ging Demoiselle Y.. in das obere Gestock, um ihre Mutter zu wecken. „Mein Gott

was ist Dir — fragte diese sogleich — Du siehst ja so verstört, so leichenblaß aus?" —

Die Tochter wollte anfangs nicht mit der Sprache heraus; sah aber, beym ernstlichen Eindringen der Mutter in sie, sich doch genöthigt, gegen die Abrede, den Vorfall zu erzählen. Aber nun verschwand auch plötzlich alles Dunkel in dieser Sache, und mit ihr auch jede zurückgebliebene Aengstlichkeit. Glücklicherweise besaß gerade die Mutter, der sie sich wiewohl ungern, mittheilte, folgenden Schlüssel zur Aufklärung: Eine von den übrigen Töchtern des Hauses, welche mit der Mutter in dem obern Gestocke geschlafen hatte, war, eines natürlichen Bedürfnisses wegen, in dieser Nacht, und zwar ganz genau in der nämlichen Viertelstunde, worin die Erscheinung gesehen worden war, in das untere Stockwerck hinab, und nach dem Hofe gegangen. Um in dem Krankenzimmer keine Stöhrung zu verursachen, war sie leise und auf bloßen Füßen geschlichen, hatte aber doch, weil es dunkel gewesen war, auf dem Vorplatze alles umgestoßen, was ihr im Wege gestanden hatte. Bey der Zurückkehr nach ihrem Schlafzimmer erwachte die Mutter, hörte sie gehen, und rief sie zu sich herein, um zu erfahren, wie es mit der Kranken stände.

Wie leicht hätte hier die Wahrheit auf immer

verborgen bleiben, und das anscheinende Wunder in den Augen der verschwiegenen Krankenwärterinn, auf immer das Ansehen behalten können, als wäre auch hier einmal wieder das Daseyn der Gespenster zur Anschaulichkeit gebracht worden!"

Vier und vierzigste Erzählung.

Das spukende graue Männchen *).

(II. 2.)

Im Jahre 1786, diente bey einer bereits verstorbenen Kriegsräthinn, deren Name nicht zur Sache gehört, ein hübsches junges Mädchen. Gertrude — bey diesem Taufnamen nannte man die Schöne im Hause — Gertrude erkrankte. Sie genoß bey ihrer Gebieterinn — einer überaus menschenfreundlichen Dame — der besten Pflege und Wartung. Früh und spät war die gute Hausfrau bey der Hand; und ein Medico-Chirurg, Namens P. . ., besuchte die Leidende täglich.

Eines Abends, als eben einige der zahlreichen

*) Eingesandt aus Copenhagen, von dem königlich Dänischen Capitain und Lehrer der Land- und Artillerie-Cadetten, Herrn W. H. F. Abrahamson.

Kinder des Hauses bey ihr waren, ertönte plötzlich ein räthselhaftes Pochen, jenem Klopfen gleich, welches man durch das Anschlagen des Knöchels des gebogenen Fingers an eine Thür, hervorbringt. Man untersuchte vor der Thür, in der Nähe und Ferne: aber es findet sich nichts. — Nun erzählt die Kranke: „Es erscheine ihr ein kleines altes Männchen in einem langen grauen Kleide, und spreche mit ihr von verborgenen Dingen.“ — Die Familie wird aufmerksam; der Arzt wird es nicht minder. Man fragt, was die Erscheinung denn sage? — Die Geisterseherinn erzählt dessen Aussagen; die aber von keinem Belange waren. Scharfe Untersuchungen werden nicht angestellt, weil der Arzt die Schonung der Kranken empfielt.

Indessen gab das graue Männchen doch Proben seiner Kenntnisse. Es sagte der Kranken, nichts könne ihre Krankheit heben, als eine gewisse Pflanze, die es ihr zeigte. Der Arzt holte am andern Tage ein botanisches Werk mit illuminirten Kupfern; Jungfer Gertrude zeigt ihm sogleich die Pflanze, welche, angewandt auf ihre Krankheit, auch wirklich von den erwünschtesten Wirkungen war.

Eben so hatte die Erscheinung ihr gesagt, sie müsse in der Seite operirt werden; denn da habe

das Uebel seinen Sitz. P... unternahm auch die Operation daselbst; indessen blieb die Kranke dennoch bettlägerig, auch das Pochen dauerte noch fort.

Ich fand gleich anfangs dieß alles lächerlich, und ahnete Betrug; aber welchen? das konnte ich nicht wissen. Um die Erscheinung zu prüfen, ging der Arzt zu einem hiesigen gelehrten Theologen, dem es sehr darum zu thun ist, dergleichen Dingen auf die Spur zu kommen, und bat, ihm etwas Geheimes in einem versiegelten Zettel zu geben; der graue Mann sollte dann sagen, was im Zettel stände. Der Geist sagte richtig aus, daß der Zettel Hebräische Worte enthielte; den Inhalt aber sagte er wahrscheinlich bloß darum nicht, weil er kein Hebräisch verstand. Ich machte am Ende denselben Versuch mit einem Zettel in Isländischer Sprache, erhielt aber gar keine Antwort.

Einst waren Mehrere mit mir zugegen, um Zeugen der Begebenheit zu seyn. Der Arzt nahm sogleich an des Bettes Fußende Platz, und wich nicht von dannen. Es ward gepocht. Ich suchte außerhalb des Krankenzimmers überall umher, und ließ selbst den anstoßenden Schornstein nicht undurchsucht; aber ich war nicht so glücklich, irgendwo die kleinste Spur des Betruges zu entdecken. Dennoch war es mir nicht möglich, mich zu überreden, daß

hier eine Uebernatürlichkeit obwalte. Ohnehin kam mir auch alles so kleinlich, so läppisch vor, daß, wenn ich auch nicht fest überzeugt wäre, in der Naturwelt könne überall nirgends etwas Uebernatürliches, zur sinnlichen Kenntniß des Menschen gelangen — ich doch hier gerade am allerwenigsten mich hätte entschließen können, Geisterwirkungen zuzugeben.

Indessen sah ich um mich her alle Anwesende im heiligen Erstaunen. Ich war daher auf Mittel bedacht, sie auf ihre Weise zu regaliren, weil dieses da, wo Vernunftgründe nicht haften wollen, je zuweilen die erwünschte Wirkung gehabt hat. Ich rief eine der vielen von mir gelesenen Geisterbeschwörungs-Formeln in mein Gedächtniß zurück, und begann mit pathetischer Stimme, den Geist zu beschwören, sich von uns sehen zu lassen. Es erfolgte natürlich keine Erscheinung, aber es ward wieder gepocht. Ich wurde ärgerlich und sprach von Kindereyen und dummen Jungen-Streichen. Darob wurde Gertrudchen übel, bekam eine Ohnmacht über die andere, und verfiel so gar in Zuckungen, und sowohl der Arzt, als die Andern verwiesen mir, eben nicht höflich, meinen halsstarrigen Unglauben.

Ich erinnerte die Anwesenden, daß, wenn man einen Geist angreife, man nicht selten einen gar

unsanften, elektrischen Schlag zu erhalten pflege. Ich griff daher mehr als einmal in dem kleinen Raume überall umher, wo, nach Versicherung der Kranken, von ihr der Geist gesehen ward, ohne daß mir im geringsten Leides wiederfahren wäre. Aber was halfs? — Man wollte nun einmal glauben, und so blieb es beym Alten. — Ich war in der Folge im Spukzimmer noch einigemal gegenwärtig; da ich aber wohl sahe, daß man verdrüßlich wurde, so oft von Untersuchungen die Rede war: so ließ ich es dabey bewenden.

Indessen verbreitete sich das Gerücht von dem spukenden kleinen Männchen, bald durch die halbe Stadt. Das Haus wurde von Müßiggängern und Neugierigen beynahe bestürmt. Der Hausherr ward daher sowohl der Geisterwunder, als ihrer Bewunderer müde. Er mußte zuletzt sogar Polizeywache erbitten, um dem Andrange Einhalt zu thun.

Endlich vereinigten vier geschickte und aufgeklärte Aerzte sich, und legten, alle zugleich, bey der wundervollen Kranken einen Besuch ab. Sie fanden, daß sie gar nicht krank sey, daß die vorgegebene Operation in der Seite nur in einer leichten Aufritzung der Haut bestanden hatte, und entdeckten endlich, da sie sich die Freyheit nahmen, etwas genauer nachzusehen, als uns Andern erlaubt wor-

den war, daß die schöne Gertrude ein Pulvergläschen auf die große Zehe gesteckt, und damit an dem Fußbrette des Bettes, das Pochen hervorgebracht hatte.

Es war nun klar, daß der Medico-Chirurg mit ihr (wahrscheinlich im eigentlichen Verstande) unter Einer Decke gespielt hatte. Beydes, die Pflanzenkenntniß des Geistes, und die seynsollende Seiten-Operation, erklärte sich dadurch vollkommen. Auch konnte der Geist wohl wissen, daß der erste versiegelte Zettel Hebräische Worte enthielt, da Herr P. . . in der Stube des Gelehrten gegenwärtig, und Augenzeuge war, wie dieser den Zettel in Hebräischer Sprache schrieb. Den Inhalt desselben aber konnte er theils aus Unkunde dieser Sprache, theils darum nicht angeben, weil er das Siegel nicht verletzen durfte. Von meinem Zettel aber, konnte gar nichts gesagt werden, weil Niemand, selbst meine Frau nicht wußte, was er enthielt.

Das Mädchen kam auf einige Zeit ins Zuchthaus, und Herr P. . . fand für gut die Stadt zu verlassen.

Nähere Untersuchung, warum die ganze Comödie eigentlich gespielt wurde, hat man nicht angestellt. Man war nur froh, sie, sobald als möglich, in Vergessenheit zu bringen. Indessen ist es

sehr wahrscheinlich, daß Gertrud nur scheinkrank war, um sich gute Tage zu machen, und daß der Arzt, da sie wirklich hübsch war, in der Folge ein Verständniß mit ihr anfing, und ihr die Anweisungen zur gespielten Rolle gab. Da er sogar ganze Nächte am Bette der schönen Kranken zu durchwachen fur gut gefunden hatte: so giebt dieß der Vermuthung noch mehr Gewicht; zumal da er unwidersprechlich in dem Betruge mit verwickelt war *).

*) Der menschenfreundliche Herr Verfasser dieser Geschichte wünscht, daß ich die mir mitgetheilten Namen der hier handelnden Personen, höchstens nur nach den Anfangsbuchstaben, mit abdrucken lassen möchte; ein Wunsch, dessen Erfüllung mir Billigkeit und Gerechtigkeit zur Pflicht machen, denn allerdings würde der gaukelnde Arzt, wenn er irgendwo noch lebte, vielleicht gar Frau und Kinder hätte, sich des ihm öffentlich vorgeworfenen Betrugs zu schämen Ursach haben.

d. H.

Fünf

Fünf und vierzigste Erzählung.

Die eingetroffene Ahnung zu Westerburg *).

(I. 1. C.)

Im Januar des Jahres 1792, hörten mehrere glaubhafte Bürger zu Westerburg, einem dem gräflichen Hause Leiningen gehörigen Orte im oberrheinischen Kreise, von dem, vor dem Städchen gelegenen Begräbnißplatze her, einen vorspukenden Todtengesang. Er glich vollkommen dem Gesange, welchen die Schüler anzustimmen pflegen, wenn z. B. ein Bürger feyerlich beerdigt wird. Nach Beendigung dieses spukhaften Gesanges, ward von diesem sonderbaren, singenden Gespenste, ein vernehmliches und lautes Amen gesprochen. Jedermann sah ein, daß diese schreckenvolle Erscheinung, eine Todesahnung sey, die einem Westerburger gelte. Dieß war für sie um so schauderhafter, da noch niemand im ganzen Städtchen krank war; mithin die Todesbotschaft einen gewaltsamen Tod anzudeuten schien.

*) Deutsche Zeitung. Jahrgang 1792. S. 211.

Wirklich ging diese Ahnung auch nur zu bald auf eine schauderhafte Art in Erfüllung. Georg Philipp Knod, ein braver und allgemein geachteter Bürger des Städtchens, war das Schlachtopfer, auf welches der singende Wahrsagegeist sein Augenmerk gerichtet zu haben schien. Dieser Unglückliche hatte von der Bürgerschaft eine Eiche zu Bauholz gekauft, wobey ihm zur Pflicht gemacht worden war, vor dem Fällen derselben, die Hauptzweige einzeln abzuhauen, damit nicht die in der Nähe stehenden jungen Bäumchen beschädigt würden.

Als ein rüstiger Mann, der sich gut auf das Klettern verstand, hatte er sich diese Bedingung leicht gefallen lassen können. Am zweyten Februar ging er in aller Frühe, und zwar ganz allein, in den Wald, erstieg den Baum und hatte denselben in kurzer Zeit von den obersten Zweigen gereinigt; allein zu seinem Verderben blieben diese auf den zwey untersten, sehr ausgebreiteten und starken Aesten liegen. Als nun die Reihe, abgehauen zu werden, auch an diese kam, und der eine von ihnen mit der ganzen darauf ruhenden Last zu sinken anfing, fuhr einer von den darauf liegenden Aesten, dessen dickes Ende in die Höhe ragte, mit solcher Gewalt auf ihn zu, daß er dadurch hinunter gestürzt wurde.

Sein achtzehnjähriger Sohn war mit dem Wagen kaum zwanzig Schritte vom Baume entfernt, und sahe den schrecklichen Fall des Vaters. Er eilte gleich herbey, fand ihn aber betäubt und sinnlos daliegen. Der trauernde Sohn brachte, mit Hülfe einiger Nachbarn, den guten verunglückten Vater zwar sogleich nach Hause; indessen kaum hatte man seine Wohnung erreicht, und ihn auf ein Bette gelegt, als er auch schon starb. Der ihn hinabstürzende Zweig hatte ihm die Hirnschale zerschmettert, und die Zahnlade gesplittert. Durch den Fall auf einen steinigen Boden war er auf der Brust an drei bis vier Orten so zerquetscht worden, daß auch keine Möglichkeit gerettet zu werden übrig blieb. Er hinterließ eine kränkliche Frau mit sechs unerzogenen Kindern, die dem fleißigen und rechtschaffenen Vater Thränen des herzlichen Bedauerns nachweinten, und in dieselben auch Thränen der Noth und des Elends einmischten.

Kaum war dieser unglückliche Todesfall im Städtchen bekannt geworden: so hieß es einstimmig: „Sehet! das hat der Todtengesang bedeutet! „Da wird es doch nun unwidersprechlich wahr, daß „es nichts weniger, als Thorheit ist, an spukhafte „Anzeigen und Vorbedeutungen zu glauben." —

Aber wie beschämt schwiegen wieder alle, als,

bey genauer Nachfrage in der Schule, das Räthsel sich von selbst lösete, und alles Wunderbare verschwand. Einige Schulknaben, die an jenem Abende in der Gegend des Kirchhofes, Wasser auf die Wiesen leiteten, hatten in ihrer absichtlosen Jugendfröhlichkeit jenes Sterbelied angestimmt, und nach dessen Beendigung das laute Amen ausgesprochen.

Sechs und vierzigste Erzählung.

Der mir sehr nachtheilige Gespensterglaube *).

(I. 1. B. C.)

Ob ich mich gleich, wie die Folge auch bestätigen wird, von jeher bestrebt habe, den eitelen Wahn des Glaubens an furchtbare Gespenster auszurotten; und so fest ich auch jederzeit überzeugt gewesen bin, es sey nützlich und nöthig, diesem Wahne, in dessen Gefolge schon so manches Unglück war, aus allen Kräften entgegen zu arbeiten: so hab' ich doch — indem ich auf die angeführte Art meinem Amte und meiner Pflicht genügte — eben dadurch

*) Erzählt von dem Senior des Steinauischen Kreises, Herrn Pastor Meißner zu Bielwiese bey Parchwitz unweit Liegnitz.

einmal ganz unabsichtlich, zu meinem großen und sehr empfindlichen Nachtheil, das Zutrauen derjenigen von mir entfernt gehalten, deren Furcht vor Gespenstern, wenn sie ohne Rückhalt mir entdeckt worden wäre, mir zufälligerweise sehr nützlich hätte seyn können.

Am drey und zwanzigsten November des Jahres 1799 kehrte ein junger Soldat, mit seiner Braut gegen Abend, wenn Tag und Nacht sich scheiden, und, wie man hier glaubt, es so wie um Mitternacht, nicht richtig seyn soll, von einem benachbarten Dorfe nach meinem Wohnorte Bielwiese zurück. Er ging auf der Seite nach dem Felde zu, bey der Kirche vorbey. Diese steht einsam auf einem Hügel, etwas entfernt vom Dorfe. Nur der Kirchhof umgiebt sie, an welchen gegen Mittag das Pfarrhaus stößt. Gegen Mitternacht ist freyes Feld. An der Kirche ist von dieser Seite eine verdeckte Treppe, welche auf eine Bühne (Emporkirche) führt.

Indem die gedachten Personen der Kirche näher kommen, hören sie auf dieser Treppe ein Gepolter. Das Mädchen fragt schüchtern, „was war das?" — Der Bräutigam antwortet ruhiger: es sind die Jungen beym Abendglock-Läuten. (Es wird nämlich um diese Zeit Feyerabend geläutet.) Daß aber

sie Beyde dieß nicht geglaubt haben, scheint aus ihrem eigenen nachherigen Geständnisse zu erhellen, nach welchem sie einen großen Umweg über den Acker machten, um sich der Kirche nicht zu sehr zu nähern."

Ich war so eben in einem, eine halbe Meile entfernten Dorfe gewesen, begegne auf dem Rückwege diesem schüchternen Brautpaare, rede auch mit ihnen; aber ohne daß sie mir das Geringste von ihrer spukhaften Wahrnehmung entdecken. — Ich esse nun ruhig und unbesorgt mein Abendbrod. Ungefähr in der zehnten Stunde des Abends kommt die Hebamme des Dorfes noch zu mir, und meldet mir eine Taufe von einem benachbarten Dorfe, für den folgenden Tag.

Als diese Person bald nach zehn Uhr von der Pfarre geht, sieht sie eine schwarze Gestalt auf den Kirchhof zu, wandeln. „Was anders kann das „seyn, als ein böser Geist — denkt sie in ihrer Be„stürzung — denn niemand würde es doch wagen, „in finstrer Nacht allein auf den Kirchhof zu gehen. „Noch dazu ist die Gestalt schwarz. Das kann „kein guter Geist seyn. — Die guten Geister sind „weiß. Schwarze sind böse und mit bösen Gei„stern ist nicht zu spaßen, sie gedenken es einem „gelegentlich."

So ungefähr dachte und folgerte die gute Frau in ihrer Seelenangst, und ging ohne jemand ein Wort zu sagen, ungesäumt nach Hause. —

Kurze Zeit darauf kommt noch eine Frau, welche in der Nachbarschaft zum Besuche gewesen war. Indem sie vor der Kirchgasse vorbeygeht, sieht sie einen Mann in derselben hinauf, nach dem Kirchhofe zu laufen. Sie bietet ihm einen guten Abend, erhält aber keinen Dank. — „Das kann kein Mensch „seyn, denkt sie, denn jeder Mensch dankt doch, „wenn man ihn grüßt; aber die Geister — freylich „die Geister danken nicht.“ — Auch diese furchtsame Seele eilt bebend nach Hause, und sagte niemand etwas, bis den andern Tag.

Endlich kommt, ungefähr um zwölf Uhr in der Nacht, eine Magd, welche, hundert Schritte von mir, bey einem Dresche-Gärtner dient, und sich dieses Mal bey ihren Eltern verweilt hat, nach Hause. Im Garten beym Backofen, etwa vierzig Schritte von meinem Hause, sieht sie ein Licht, und dabey einige schwarze Gestalten. Da dieß nicht weit vom Kirchhofe ist, welcher an den Garten stößt, und des Nachbars Hund nur einigemal anschlägt, und dann schweigt: so müssen es auch jetzt wieder Gespenster, oder, wie sie selbst sich nachher, als sie

es erzählte, ausdrückte, Unheimliche seyn. Und wer wird da reden? Da darf man kein Wort sagen. Wer etwas sagt, dem bekommt es übel. — Diesem Gemeinglauben solcher Leute zu Folge, kriecht die Erschrockene in's Bette, zieht sich dasselbe bis über die Ohren, und schwitzt die ganze Nacht, wie ein Braten.

Des Morgens um fünf Uhr ruft mich eine Magd meines Hauses, und bittet mich sehr ängstlich, doch sogleich aufzustehen. Siehe da, die Gespenster waren wieder sichtbar; zwar nicht persönlich, doch der Wirkung nach. Diebe hatten das eiserne Gitter vom Kellerfenster, welches auf den Kirchhof ging, ausgebrochen, mein ganzes Haus ausgeräumt, mir auch die zwey besten Pferde aus dem Stalle genommen, alles in Säcke gethan und aufgepackt; und so waren sie mit ihrer Beute davon geritten.

Alles Nachsetzens, aller Müh' und alles Forschens ungeachtet, habe ich von meinem Verluste auch nicht das Geringste wieder gesehen. Der Schaden belief sich auf mehrere hundert Thaler. Nun war alles klar. Als die oben erwähnten Brautleute beym Kirchhofe vorbey giengen, hatten sich die Spitzbuben auf jener Treppe zur Kirchen-Loge verbergen wollen; aber nicht gedacht, daß am

Ende des Ganges noch eine Treppe herauf kommt; von dieser waren im Dunkeln wahrscheinlich einige hinunter gepurzelt, und hatten das Gepolter verursacht. Als die zuletzt erwähnte Dienstmagd nach Hause kam, standen einige dieser Diebe, (deren, nach allen Umständen zu urtheilen, eine ganze Bande gewesen war,) bey dem Backofen, weil sie von da aus, mein Licht in der obern Stube, wo ich studiere und schlafe, sehen konnten. — Ich habe eine hallische Lampe, und gemeiniglich den Deckel heruntergeschlagen, mithin fällt nur ein Lichtpunkt an die Decke des Zimmers, den man eben dort beym Backofen des Nachbars, sehen kann. Hier hatten sie denn gestanden und gewartet, bis ich zu Bette gehen und das Licht auslöschen würde, welches dießmal erst um zwey Uhr geschehen war.

Der zuerst genannte Soldat sagte mir den folgenden Tag, als ich ihn fragte warum er mir, da er mir doch begegnet sey, nichts gesagt habe, daß er es deshalb nicht gethan, weil ich ihn ausgelacht, und gesagt haben würde: „Er ist Soldat und fürchtet sich vor Gespenstern?" — Eine Antwort die mir allenfalls nur in so fern genügen konnte, als sie einigermaßen zu meiner Genugthuung beweiset, daß ich dem Gespensterglauben und der Gespensterfurcht, nicht hold seyn müsse.

Nur ein Wort hätte man mir sagen dürfen: so würde ich sogleich Dieberey vermuthet, und Anstalten zur Abwendung des Uebels getroffen haben.

Sieben und vierzigste Erzählung.

Die Hand des verstorbenen Generals von W. kommt aus der Gruft hervor, und ergreift den Fuß eines Frauenzimmers *).

(II. 2. A. B.)

„Der vor ungefähr sechszehn Jahren verstorbene Königl. Preußische General-Lieutenant v. W.. zu H.. hatte, neben vielen militärischen Tugenden, auch große Fehler. Der ärgste von diesen war der gewissenlose Leichtsinn, womit er im Kriege oft Ungerechtigkeiten gut hieß, welche unter seinen Befehlen und in seinem Namen verübt, diesen der ganzen Provinz furchtbar machten. Sein Tod verursachte daher durchgehends mehr Freude, als Traurigkeit, und der Verlust dieses gefürchteten Mannes war,

*) Aus der Gegend von Nürnberg eingesandt. Die Hauptperson dieser wahren Geschichte, und die Oerter werden billig nur mit den Anfangsbuchstaben bezeichnet, da einige nahe Verwandte des Generallieutenants v. W.. noch leben.

aus demselben Grunde, der Gegend seines Wohnorts eine zu merkwürdige Begebenheit, als daß nicht alle ihn begleitenden Umstände hätten Aufsehen erregen sollen."

„Eine oder zwey Nächte vor der Beerdigung waren die Tapezierer in dem Saale, wo der General schon im offenen Paradesarge stand, beschäftigt, die Wand mit schwarzem Tuche auszuschlagen, als plötzlich zwischen zwölf und ein Uhr, Mitternachts, in dem Sarge ein hohles Getöse entstand, und die erschrockenen Arbeiter wahrnahmen, daß die Leiche sich bewege, und ihre Arme zu beyden Seiten ausbreite. Halb todt vor Schrecken verkündigten die Beobachter dem ganzen Hause das Wiederaufleben des Generals. Anfänglich getraute sich niemand, sich dem Saale zu nähern. Endlich aber entdeckten beherztere Personen den Grund des sich schnell durch den ganzen Ort verbreitenden Auftritts."

„Die viele von dem General auf seinen Krankenlager genossene Arzeney nämlich, hatte nach seinen Tode angefangen, zu gähren. Der dadurch sehr aufgetriebene Leib war daher durch seine Ründung, die Veranlassung geworden, daß die darauf ruhenden Arme herabfielen. Endlich nahm die Arzeney auch sogar durch Nase und Mund ihren Ausweg; überhaupt fand man, bey näherer

Besichtigung, den Leichnam fast in Medicin schwimmen."

„Aber auch jetzt sollte das Publikum noch nicht aufhören, von dem verstorbenen v. W.. geängstigt zu werden. In der Kirche des Dorfes M..., eine halbe Stunde von H.., wo er begraben liegt, ward des Generals Bildniß aufgehängt, und sechs Wochen lang auf seinem Leichensteine in der Kirche, während des Gottesdienstes, ein mit schwarzem Tuche behängter, so genannter Rast gestellt. Die Einwohner des Sterbeorts wallfahrteten fleißig zu der Gruft. Eines Sonntages war die Versammlung vorzüglich groß, als plötzlich ein, nahe an dem Rast stehendes Frauenzimmer von einer unsichtbaren Hand beym Fuß ergriffen ward."

„Der allgemeine Schrecken, welchen diese Person dadurch, daß sie ohnmächtig hinsank, verursachte, ist nicht zu beschreiben. Fast die ganze Gesellschaft entfloh. Zu gutem Glücke blieben einige wenige Beherztere, um der Ohnmächtigen Hülfe zu leisten. Diesen, um die Menschheit verdienten Personen hat die Nachwelt die Entdeckung des unerklärbaren Zusammenhanges dieses zweyten Vorfalles wahrscheinlich allein zu danken. Denn nachdem sie die mit einem kurzen Angstgeschrey Hinge-

sunkene, in's Leben zurückgebracht, und erfahren hatten, daß unter dem Rast weg eine unsichtbare Hand ihren Fuß fest ergriffen habe, hoben sie, mit Zuhülfnahme aller dazu erforderlichen Entschlossenheit und Geistesgegenwart, den Rast auf — und fanden — den lustigen Todtengräber des Dorfes darunter, welcher den Spaß machen wollte, den verstorbenen General unentdeckt spuken zu lassen. Aber glücklicherweise mißlang dieser Versuch, der dem Erfinder, wie man leicht denken kann, theuer zu stehen kam."

„Nach dieser Begebenheit fand sich keine ähnliche Gelegenheit wieder — oder vielmehr kein Liebhaber mehr, das Andenken an den Verstorbenen auf diese Weise aufzufrischen.

Da der Todtengräber auf der Stelle aus dem nächsten unglücklichen Erfolge seines sündlichen Scherzes eine ernstliche obrigkeitliche Rüge ahnen, und diese, aus der Ohnmacht des am Fuße ergriffenen Frauenzimmers, deren schadenlose Endschaft nicht zu hoffen war, sogar mit völliger Gewißheit gewärtigen mußte: so ist nichts gewisser, als daß durch ihn selbst die wahre Ursache

dieser spukhaften Begebenheit nie würde aufgeklärt worden seyn.

Wie nun, wenn keine Entschlossenen da gewesen wären, welche dem Betrüger gleich auf frischer That auf die Spur zu kommen gesucht, oder überhaupt diesen edlen Zweck nicht so glücklich erreicht hätten? — Und wie viele Mittel und Wege lassen sich nicht denken, durch die, und auf welchen der Leichtsinnige, mit Gesundheit und Menschenleben spielende Betrüger, auf immer unentdeckt hätte bleiben können!

Acht und vierzigste Erzählung.

Die spukend sich bewegenden Holz- und Eisenstäbe *).

(Weder magnetische noch elektrische Täuschung.)

(II. 2. A. B.)

„In dem Krausischen Wohnhause des Churmaynzisch-Blankenhaynischen Dorfes Wandersleben, trieb vor kurzem ein Poltergeist sein Wesen so auffallend, daß dadurch eine Menge Neugieriger, wor-

*) Von Herrn Pfarrer J. C. A. Beck zu Stedten an der Gera.

unter auch vorurtheillose, denkende Köpfe waren, herbeygelockt, und in Verwunderung gesetzt wurden. Wie es schien, so wollte der Geist vorzüglich ein achtzigjähriges Mütterchen und deren Enkel, einen Knaben von acht Jahren, die, nebst einem noch kleinern Bruder, zusammen in einem Bette schliefen, in die Enge treiben.

Zuvörderst hörte man in der Schlafstube, ein spukhaftes Klopfen, gleich dem Klappern einer Mühle. Dann sah man zuweilen die Handhabe eines Dreschflegels, die zwischen der Wand und dem Bette stand, nach der vorne liegenden alten Frau hinschlagen. Vergebens suchte man von beyden Erscheinungen eine natürliche Ursache auf. Einige Zweifelnde, denen vielleicht die Kräfte des Magnets und der Electricität in Erinnerung kamen, stellten andere hölzerne und eiserne Stäbe an die Stelle der spukenden hin; die Wirkungen blieben aber dieselbigen. Sie veränderten nun die Stelle des Bettes in derselben Kammer, und betteten die so beunruhigte Großmutter und die Knaben in das untere Stockwerk. Auch hier äußerte sich die unsichtbare Kraft auf die nämliche spukhafte Weise.

Die Denkenden blieben dabey, daß diese unenträthselten Wirkungen wo nicht dem Magnete, oder der Electricität, doch gewiß nicht den so-

genannten **übernatürlichen** Kräften, zuzuschreiben seyn möchten. Auch **mir** kam das Wunder zu Ohren; man forderte mich auf, diese Sache meiner nähern Untersuchung werth zu halten. Meine Gesellschafter und ich, traten daher die Wallfahrt nach dem Wunderorte auch wirklich an. Wir gingen nach unsrer Ankunft zuerst zu einem Bekannten, um uns vorläufig von dem, was wirklich Thatsache sey, unterrichten zu lassen. Er versicherte uns, daß die ganze Sache nichts weniger, als das Geschwätz vorurtheilvoller Beobachter sey; er selbst habe die Hände des Jungen, der an der Wand läge, und auf welchen allerdings der erste Verdacht fiele, mittelst des Bettes gehalten, und dennoch sey die spukhafte Wirkung erfolgt.

Wir betraten nun den Wohnsitz des Gespenstes selbst mit der Miene der Untersuchenden. Ja, was noch mehr ist, wir waren so unvorsichtig, auch unverholen zu äußern, in welcher Absicht wir kämen. Dieß hatte die natürliche Folge, daß der Spuk uns für dießmal durchaus nicht den Willen thun wollte, sich hören, geschweige denn sich sehen zu lassen. Wir mußten unverrichteter Sache wieder abziehen. Ich bat recht dringend, uns durch einen eigenen Boten eiligst Nachricht zu geben, sobald sich wieder etwas Wunderbares ereignen sollte. Diese erhielt

ich

ich auch bald, und zwar durch den Besitzer des berüchtigten Hauses selbst, der mir es aber zu einer Art von Pflicht machte, in seinem Orte niemand zu sagen, daß Er mir die Nachricht vom abermaligen Spuken überbracht habe.

Ich scherzte auf diese äußerst verdächtige Aeußerung, mit dem Manne, und fragte: „Aber Er wird uns doch nicht abermals einen vergeblichen Weg machen lassen?“ —

„Verlassen Sie sich auf mich“ — bekam ich zur Antwort — „es spukt gewiß.“ —

Ich nahm jetzt nicht ferner die Miene des Untersuchenden, sondern die, des Bewunderers an, und so glückte es mir nun, das Geräusch wenigstens zu hören; aber ich bekam nur wenig zu sehen, weil es jedesmal abbrach, so bald ich die Kammer selbst betrat. Ich überredete daher die übrigen Zuschauer sich zu entfernen, und mich allein beobachten zu lassen, weil der Geist vielleicht die Menge scheue. Es zeigte sich indessen nicht eher etwas, als bis ich aus der Kammer wirklich heraus war. Da es nun dießmal nichts zu sehen, sondern bloß einiges zu hören gab, so entfernten wir uns.

Ich allein schlich mich heimlich wieder hinauf; sogleich nahm das spukhafte Geräusch des Stockes, wieder den Anfang. Schnell riß ich jetzt die halb-

offene Thür auf, und sah den Stock noch zweymal anschlagen, und dann gleich wieder niederfallen.

Die alte Frau und die beyden Kinder mußten nun aufstehen, weil ich vermuthete, daß entweder jemand unter, oder in dem Bette, das vielleicht einen doppelten Boden hätte, verborgen liegen möchte: aber ich fand niemand. Ich reiste abermals ab, jedoch mit dem Entschluß, den Sonntag, wo es, nach des Hausbesitzers Versicherung, am ärgsten spuke, wieder zu kommen.

Als ich, in Gesellschaft mehrerer Herren aus Erfurt, den Wohnsitz des Spukes wieder betrat, sagte man uns, daß seit zwey Tagen alles ruhig gewesen sey. Mein Muth, etwas zu entdecken, sank jetzt; indessen bewunderte ich zum Schein die ganze Sache. Die Tochter der alten Frau bemerkte dieß, und weckte auf unsere Bitte, die Schlafenden. Es dauerte keine Viertelstunde, so ließ sich der Poltergeist wieder hören. Schnell erstiegen wir die Kammer, und — alles war wieder ruhig.

Nach einer ziemlich langen Zeit stellten wir uns, als wollten wir in die untere Stube gehen, blieben aber vor der Thür auf dem Vorsaale, und sahen durch das Schlüsselloch. Hier bemerkte ich — es war noch nicht ganz helle — daß auf eine Bewegung, die der Junge im Bette machte, das An-

schlagen des Stocks erfolgte; und da beym Eröffnen der Thür der Stock sogleich wieder ohne Bewegung blieb, so bestärkte mich dieser Umstand in dem sehr gegründeten Verdachte, daß kein anderer als der Bube im Bette der Spukende sey.

Wir entfernten uns abermals, und einige von uns gingen absichtlich etwas geräuschvoll von der Treppe hinab. Nur ich und noch Einer aus der Gesellschaft blieben, und sahen wieder durch das Schlüsselloch. Wir bemerkten jetzt deutlicher, als vorhin, daß der Bube den Stock ergriff, das Anschlagen begann, und dann den Stock auch nach der alten Frau hinlenkte. — Hoch erfreut über diese Entdeckung, fuhr ich jetzt pfeilschnell auf das Bette zu, und fand des Jungen Hand noch außerhalb der Bettdecke an dem Bettbrette bey dem Stocke. Der Junge, so wie die alte Frau, läugneten frech alles, was ich mit meinen sehr scharfen Augen gesehen hatte.

Da eine einzige unentdeckt und unaufgeklärt gebliebene, anscheinende Gespenstergeschichte, auf viele Jahre, und überhaupt mehr schadet, als zehn an des Tageslicht geförderte und bloß gestellte Betrügereyen dieser Art gut machen können: so hielt ich mich in jedem Falle verpflichtet, den Gerichten meine Entdeckung mitzutheilen, und den ganzen Vorgang öffentlich zur Sprache zu bringen, um so dem Aber-

glauben einen Streich zu versetzen, oder wenigstens zu verhindern, daß ihm durch jenen gottlosen Buben nicht neue Nahrung zugeführt werde. Der Beamte des Orts, Herr Müller, nahm, wie man freylich von einem wahrheitliebenden, denkenden Manne auch nicht anders erwarten konnte, die Anzeige gut auf. Er ließ durch den Amtsdiener sogleich den Buben holen. Dieser gestand auch nach einigen Ermahnungen, die Wahrheit zu sagen, erst dem Amtmanne allein, und dann auch mir in seiner Mutter Gegenwart: „daß Er, und kein „Geist, mit dem Stocke angeschlagen „habe.“

Aber was bewog den Knaben, der, nach aller Aussage, ein pfiffiger Bube ist, zu dem gespielten Betruge? — Unstreitig der Eigennutz; denn wenn es auch wahr seyn sollte, daß die Krausischen Eheleute, um sich vorwurfsfrey zu machen, alle ihnen dargebotenen Geschenke verbeten hätten: warum gestatteten sie dennoch dem Jungen, Geschenke anzunehmen? — Ich weiß aber von glaubwürdigen Männern, daß dieß wirklich geschehen ist. —

Warum ein so grober Betrug nicht früher entdeckt wurde? — Theils weil man mit vorgefaßten Meinungen hinging, und gaffend nur be-

wunderte; theils weil mehr auf den Stock und dessen Bewegung, als auf die bewegende Ursache gesehen wurde. Jedem Unbefangenen, der nicht von Ammenmährchen und Vorurtheilen eingenommen ist, mußte es gleich verdächtig vorkommen: daß der Junge, wenn es spuken sollte, jedesmal zuvor erst geweckt werden mußte, und dann immer an der Wand neben seinem kleineren Bruder lag, dem jederzeit zwischen ihm und der alten Frau am Eingange des Bettes, ein Plätzchen angewiesen war. Dazu kam noch, daß der Stock immer stehen mußte; (unter dem Bette liegend hätte er freylich von des Buben Hand nicht erreicht werden können.) Auch pflegte der Junge, der immer lachte, und gar keine Furcht äußerte, wenn es spukte — unthätig zu seyn, sobald Personen da waren, welche die Thatsachen prüfen wollten; besonders auffallend aber war es, daß er an beyde Seiten des Stockes Stroh legte, damit dieser nicht umfallen konnte; und, wenn es dennoch einmal von ungefähr geschah, sogleich unter das Bette kroch, um ihn hervor zu holen, und ihm die gewöhnliche aufrechte Richtung wieder zu geben; wie er denn überhaupt auch nur dann sich bewegte, wenn er so stand, daß er mit Händen ergriffen werden konnte. —

Wie die Lüge, dieß Kind der Finsterniß, dem Aberglauben immer zur Seite zu gehen pflegt: so zeigte sie sich auch bey dieser Gelegenheit geschäftig, und vergrößerte das Wunderbare in dieser Volkssage von Munde zu Mund, gleich einem fortgewälzten Schneeballe. Nach der Erzählung Einiger, sollte der Stock in freyer Luft geschwebt; noch Andern, das Holz unter einer Bank, worauf der Junge gesessen hätte, getanzt haben; noch Andre versicherten gar, das Gespenst habe dem Jungen die Mütze vom Kopfe gerissen, ihn bey den Haaren gezauset, und auf mancherley Art gemißhandelt.

Man sieht hieraus, daß diejenigen, welche gleich Herrn Pfarrer Beck, das Reich der Finsterniß zu zerstöhren eifrig bemüht sind, den Dank aller Menschenfreunde verdienen.

Neun und vierzigste Erzählung.

Von Merkurial-Geistern, die einen unterirdischen Schatz bewachen *).

(II. 2. A.)

Ich lernte zu Hannover einen jetzt im hohen Alter verstorbenen Sprachlehrer kennen, dessen Name mir zwar entfallen ist, für dessen Wahrheitsliebe und moralischen Charakterwerth aber gewiß mehrere Hannoveraner, (so fern sie, bey dem Lesen der nachfolgenden, von ihm oft erzählten Geschichte, sich seiner erinnern sollten,) mit mir die Bürgschaft leisten werden. — Dieser Mann bereisete in seiner Jugend einen Theil von Spanien, und kam einst, ganz ermüdet, in einer Stadt an, wo er vergeblich nach einem Wirthshause sich umsah, und vergeblich bat, für sein Geld nur eine einzige Nacht beherbergt zu werden. Er kam dadurch in keine geringe Verlegenheit; denn es war schon zu spät am Tage, um weiter zu reisen, und es darauf ankom-

*) Erzählt und verbürgt von dem Registerschreiber im Hannöverischen Amte Stolzenau, Herrn Kuhls.

men zu lassen, ob er im nächsten Orte, den sein Reiseplan ihm anwies, eine humanere Aufnahme finden würde.

Diese Erfahrung und Besorglichkeit unsers Reisenden macht für deutsche Leser, die an deutsche Gastfreundlichkeit und Industrie gewöhnt sind, hier vielleicht die beyläufige Bemerkung nöthig, daß Trägheit und Ungastfreundlichkeit zu den Nationaluntugenden des Spaniers gehören. Von dieser letzten Untugend haben die Hannöverischen Truppen im Englischen Solde, während ihres Aufenthals in Gibraltar, leider manche herbe Erfahrung machen müssen. Jetzt zurück zum abgerissenen Faden der Erzählung.

Nachdem unser Sprachmeister, theils bittend, theils polternd, immer dringender gesucht hatte, für die nächsteinbrechende Nacht ein Unterkommen — und wär's auch selbst nur ein Obdach — zu finden, wies man ihm endlich ein altes, weitläuftiges, verrufenes und unbewohntes Gebäude zum Uebernachten an. Als er seine Verwunderung darüber zu erkennen gab, daß und warum man sich so lange vergebens um diese Nachweisung habe bitten lassen, machte man ihm keine Hehl daraus „daß „scheußliche Nachtgespenste dieses verrufene Ge„bäude bewohnten; daß der Reisende daher auf

„eine sehr unruhige Nacht sich gefaßt machen müsse; „auch könne man ihm nicht dafür stehen, daß ihm „irgend etwas Widriges wiederfahre.“

Der Reisende vernahm diese Ankündigung mit der solchen Vorhersagungen gebührenden Aufmerksamkeit. Da er aber in seinen Nerven und Adern noch die Kraft und das Feuer der Jugend zu fühlen glaubte, und, bey gänzlichem Mangel alles Gespenster-Wahnglaubens, sehr lüstern war, einmal mit Geistern eine Lanze zu brechen: so stand er keinen Augenblick an, das ihm angebotene Nachtlager in dem Wohnsitze unter- oder überirdischer Wesen anzunehmen

Zwar äußerten mehrere gutmüthige Spanier mancherley Besorgnisse für den Wagehals; indessen beharrte der letzte fest bey dem einmal gefaßten Entschlusse; und zog — unbemerkt mit einem Paar Sackpistolen bewaffnet — muthig ein in die Geisterburg. Alles um ihn her war öde, und gänzlich leer von lebendigen Wesen. Selbst nicht einmal ein Mäuschen, oder ein weissagendes Käutzchen kündigte sich ihm als Gesellschafter an.

Schon schlief er, von seiner Tagereise ermüdet, den festen Schlaf der Gesundheit, als plötzlich ein grausenvolles und ganz unerhörtes Poltern, aus dem ersten Schlafe ihn aufschreckte. Kaum hatte

er Zeit aufzuspringen, und nach seinem unter dem Gürtel verborgenen Terzerole zu greifen, als unbegreiflich schnell ein ungeheures Etwas spukhaftgaukelnd vor ihm da stand. Einem andern würden bey dem so überraschenden Anblicke desselben die Knie geschlottert haben; nicht so unserem wackern, entschlossenen Reisenden.

„Steh Canaille!" — waren die zwey ernsthaften Worte, womit er dem Geiste das gespannte Schießgewehr vorhielt und zu Leibe ging.

„Wer du auch seyn magst, sprich und bekenne, „oder ich schieße dich über den Haufen!" — dieß war der zweyte Theil seiner Anrede.

Da er in diesem Augenblicke noch nichts als einen schweren Athemzug von dem Geiste vernahm, der sich nicht so geschwind mochte besinnen können, was er eigentlich sprechen, und wie er bekennen solle: so packte des Reisenden nerviger Arm, den körperlichen Geist gar unsanft, und warf ihn dermaßen zu Boden, daß jämmerliche Klagetöne das Vorspiel von folgendem Bekenntnisse waren.

„Um Gottes willen verschonen Sie mich! Ich „bin ein Mönch und bewache, nebst einigen Gehül„fen, eine unter diesem Gebäude befindliche geheime „Quecksilbermine, die uns bisher eine sehr „einträgliche Nahrungsquelle war. Wir mußten

„hier spuken, weil sonst das Haus (welches jetzt „niemand geschenkt haben mag, geschweige denn „kaufen will) und mit ihm zugleich unsere reiche „Ausbeute verloren gegangen seyn würde. Ich „bitte dringend, verrathen Sie uns nicht!

Der ehrliche Sprachmeister meinte es indessen zu gut mit der, oft und lange genug durch Gespenster-Betrug getäuschten Menschheit, als daß er einem solchen Gesuche hätte willfahren sollen. Er zeigte vielmehr die Gaukeley den Stadtgerichten an, und empfing dafür eine angemessene Belohnung von denselben.

Die Poltergeister, so viel man derer von der Gesellschaft habhaft werden konnte, wurden gerichtlich eingezogen, und nach Gebühr für ihren doppelten Betrug bestraft.

Funfzigste Erzählung.

Das schreyende Kind, in einer Gegend ohne lebendige Wesen *).

(III. 1.)

Bekanntlich treiben bey weitem die mehresten Gespenster ihr Wesen im nächtlichen Dunkel. Auch ist es unstreitig gut, daß sie zu ihren Neckereyen gerade die Zeit der Nacht wählen, welche doch die Menschen in der Regel verschlafen, so, daß also auch nur wenige ihren Beleidigungen ausgesetzt sind. So wie es aber Menschen geben soll, welche auch selbst am hellen Tage und mit offenen Augen, zu Gunsten des Gespensterwesens schlafen, träumen und faseln: so scheinen auch einige Geister sich nicht zu entblöden, selbst am lichten Tage ihren Unfug zu treiben. Einer dieses Gelichters, schien im Frühjahre 1775 sein Müthchen an mir kühlen zu wollen.

Ich hatte in einem benachbarten Dorfe, zur Zeit einer dortigen Predigervakanz, ein Amtsge-

*) Erzählt von Herrn Pastor Sieg zu Güssefeld bey Calbe in der Altmark Brandenburg.

schäft verrichtet, und wählte bey meiner Rückkehr nach Güssefeldt den nähern Fußsteig, der über eine Wiese führt, die im Frühjahr und Herbste etwas sumpfig ist, jetzt aber noch gefroren, und hie und da mit Eis belegt war. Ganz unbefangen setzte ich, raschen Schrittes, meinen Weg über diese Wiese fort. Ehe ich es mir versahe, fing an meiner Seite ein neugebornes Kind an, erbärmlich zu schreyen. Obgleich kein Mensch um mich war, so konnte ich doch deutlich bemerken, daß dieß Geschrey ganz dichte neben mir war. Beym hellen Sonnenlichte fiel mir auch nicht von Fern her der Gedanke an die Gegenwart eines Gespenstes ein. Vielmehr glaubte ich nichts gewisser, als daß dieß Geschrey von einem unglücklichen Säuglinge herrühre, dessen gewissenlose Mutter vielleicht grausam genug gewesen wäre, ihn hier dem Zufalle zu überlassen. Beydes, Unwillen und Mitleid wurden in diesem Augenblicke rege in mir. Ich wandte alle Mühe an, das unnatürlich verwaysete Wesen auszukundschaften, um demselben Beystand zu leisten; alle meine Nachforschungen waren indessen vergebens, und er ließ sich nun auch nicht wieder hören.

„Aber um des Himmels willen, was war denn das?" — Dieß war natürlich, die erste Frage, welche ich gleichsam mir selbst vorlegte — und die

Antwort: „Warscheinlich ein Vogel, oder irgend ein anderes Thier.“ Mit dieser Beruhigung eilte ich nach meiner Wohnung zurück, wo ich einen Freund vorfand, dem ich meine Warnehmung sogleich mittheilte. Auch er fiel auf die Vermuthung, daß der unsichtbare Schreyer unstreitig ein Vogel in der Luft gewesen sey. Zwar fiel mir dabey sogleich die Bedenklichkeit ein, daß ich in hiesiger Gegend noch nie einen Vogel, oder ein anderes Thier, auf diese Art schreyen gehört hätte; indessen blieb uns für jetzt nichts übrig, als, uns für's erste mit dieser bloßen Möglichkeit zu beruhigen.

Ich hörte jedoch in der Folge nicht auf, nach der wahren Ursache des Geschreyes zu forschen, und namentlich bey den Bauern mich zu erkundigen, ob sie jemals einen Vogel, oder ein anderes Thier mit einer solchen Stimme in dieser Gegend bemerkt hätten.

„Das wohl nicht — erhielt ich zur Antwort, — „aber das Kind, welches bekanntlich auf jenem Anger spukt, haben wir daselbest schon oft schreyen „gehört.“ — Alle meine Einwendungen dagegen waren vergeblich; und meine Belehrungen in den Wind gesprochen. Ja es war nicht minder schwer, sie zu meiner Meinung zu bekehren, als, mich von der Richtigkeit der ihrigen zu überzeugen.

Nach Verlauf eines ganzen Jahres hatte ich endlich das Glück, diesen kleinen Schreyer zu entdecken, der so gefällig war, sein Geschrey so oft zu wiederholen, als ich es wünschte. Ich ging nämlich mit meinen Kindern, gleichfalls gegen das Ende eines Winters, in meinem Garten spazieren. Plötzlich erhob jetzt das spukende Kind sein Geschrey wieder. Ich ruhete nicht eher, bis ich es entdeckt hatte; denn dießmal war meine Neugier um so gespannter, je weniger ich über mir in der Luft, oder um mich her, irgend ein Thier bemerken konnte, so rasch auch mein forschender Blick sich sogleich überall hingewandt hatte. Der Schreyer war kein Thier, und auch kein muthwilliges Kind; sondern — ein lebloses Etwas. — Das Eis unter meinen Füßen brachte die spukhaften Wundertöne hervor. Es liegt aber in der Natur und eigenthümlichen Beschaffenheit jedes Elslakenbodens, und des darauf gefrierenden Bolleises, daß die unter dem Eise fest eingeschlossene Luft, bey dem Auftreten auf den etwas biegsamen und elastischen Boden, sich hervor drängt, und mittelst des engen Ausweges, durch welchen sie entwischt, diese schreyenden Zaubertöne hervorbringet.

Daß dieses die wahre und einzige Ursache des sonderbaren, in dieser Gegend so oft abergläubisch

auf Geistertöne hingedeuteten Geschreyes war, leuchtet mir dadurch unwidersprechlich ein, weil ich, durch das feste Auftreten auf das Eis und den Boden, dieses Geschrey so oft wiederholen konnte, als es mir beliebte; welches auch wirklich — da meine Kinder an diesen Tönen Vergnügen fanden — einigemal geschah. Jedoch mußte ich zu dem Ende entweder neue Gegenden suchen, wo die Luft noch nicht mittelst unserer Fußtritte durch die gefrorne Oberfläche hervorgepreßt war; oder doch von dem Orte, wo es schon einmal geschrieen hatte, mich eine kurze Zeit entfernen, wo dann der schwammige Boden, durch seine elastische Kraft, wieder Luft in sich gesogen haben mochte, und die Töne von neuem hervorbrachte, wenn ich wieder darauf trat.

Man sieht hieraus, wie schwer es oft hält, die wahre Ursache einer Wirkung zu entdecken; wie nöthig es vor allen Dingen ist, daß ähnliche Umstände der Zeit und des Orts eintreten, wenn es geschehen soll — und wie falsch der Schluß seyn würde: „Ich kann die natürliche Ursache nicht entdecken, folglich ist keine da.“

Ein

Ein und funfzigste Erzählung.

Die Erscheinung ohne Kopf bey Greiffenberg unweit Jauer *).

(III. 1.)

Als ich in den Jahren 1759 und 1760, elf oder zwölf Jahre alt, von Eckersdorf, meinem Geburtsorte im Jauerischen Herzogthume, nach dem eine Stunde entfernten Dorfe Mittelsteinkirch in die Schule ging, führte mich der Weg hinter Hayn durch einen finstern Wald von Kiefern, Fichten und Tannen, zu dessen Verdickung auch die vielen Wacholdersträuche (Jachanel) das Ihrige mit beytrugen. Dazu kam, daß in dem Walde hier und da sumpfige Gegenden waren, aus welchen an schwülen Sommerabenden eine Menge Irrlichter aufstiegen, und den des Weges unkundigen Wanderer leicht irre führten.

Endlich wurden auch die Leichen aus den nach Steinkirch eingepfarrten Dörfern, durch diesen

*) Erzählt von dem Rector der Stadtschule zu Rathenow, Herrn Joh. Ge. Berndt.

Wald zu Grabe getragen, und da hieß es nun allgemein, daß diejenigen Verstorbenen, welche, ihres Wandels wegen, keine Ruhe fänden, nachmahls hier spukend umher irrten, und sich an das Gefolge des ohnehin hier hausenden Wilden Jägers anschlössen.

Mehrere schauderhafte Erzählungen, deren Schauplatz meine Mutter nach diesem Gehölze hinverlegte, hatten mir frühzeitig eine unnatürliche Furcht vor Gespenstern beygebracht; und meinem Vater wollte es nachher, ungeachtet aller Mühe die er sich gab, mir diese Mährchen auszureden, damit nicht so bald gelingen.

In einem der namhaft gemachten Jahre, ging ich einst am späten Abend eines Herbsttages aus der Schule nach Hause. Meine Phantasie gaukelte mir beym Anblicke der Wacholdersträuche und jungen Fichten, bald wilde Reiter und Männer ohne Kopf, bald Riesen und Zwerge vor; denn ich glaubte, wie an meiner Stelle vielleicht jedes andre Kind auch gethan haben würde, der Mutter mehr als dem Vater. Dazu kam, daß der letzte die so leicht mißverstandenen und falsch erklärten Bibelstellen, desgleichen einige Gesangbuchs-Aussagen von Nachtgespenstern, ja sogar Luthers Schriften die ich las, wider sich hatte. Kurz, ich konnte mich da-

mals der Furcht nicht erwähren, so sehr ich auch dagegen ankämpfte.

Plötzlich sah ich nun nahe am Wege, eine lange, weiße Gestalt ohne Kopf, und mit langen Armen. Es lief mir eiskalt über die Haut; denn ich hatte diesen Weg hundertmal, und oft selbst schon im Finstern gemacht, aber ein so überscheußliches Schreckbild noch nie gesehen. Und was das Aergste war, ich konnte der Erscheinung nicht ausweichen; denn hätte ich einen Umweg nehmen wollen, so würde ich unfehlbar in der Irre umhergegangen, auf Brücher und Sümpfe gerathen, und gleichsam den Irrwischen zu Theil geworden seyn.

So sollte nun mein Muth, und meine jugendliche Entschlossenheit ein Probestück bestehen, welches, bey meinen, mit der Muttermilch eingesogenen Vorurtheilen, meinen Kräften wenig angemessen war.

Aber so wie es in mancher andern Hinsicht Augenblicke giebt, wo wir uns selbst übertreffen, so spürte auch ich in dieser argen Verlegenheit einen Willen, der wenn er das Erzeugniß fester, vorurtheilloser Grundsätze gewesen wäre, mir Ehre gemacht haben würde.

Ich kreuzigte mich, schwang meinen dicken Dornenstock, schrie das stumme Gespenst an, sprang

schnell auf dasselbe zu, und versetzte ihm aus allen Kräften einen derben Schmiß, im Namen Jesu Christi — So — und nicht anders, mußte, nach dem Unterrichte meiner guten Mutter, dergleichen geschehen, wenn es wohl gelingen sollte. Aber siehe, das Gespenst war eben so harter als hartnäckiger Natur, und wich nicht von der Stelle.

Jetzt war es daher um meinen fernern Muth geschehen. Ich eilte bebend vorüber, und mir war, als ob das Gespenst mich bey den Haaren fassen wollte, und mich verfolgte. Der Angstschweiß war mir über dem Kampfe ausgebrochen, und die schnelle Flucht hatte ihn so vermehrt, daß ich endlich, triefend und wie aus dem Wasser gezogen, in die Wohnung meiner Eltern eintrat; und mich sehr glücklich pries, nur nicht noch übler davon gekommen zu seyn.

Als des andern Morgens das herzmachende Sonnenlicht wieder erschienen, und die Stunde gekommen war, wo ich den am Abende vorher mir so furchtbar gewordenen Schulweg wieder antreten sollte, war ich, ohne mir selbst bestimmt erklären zu können, wie? — wieder ein wahrer Held, voll Muths und voll Entschlossenheit geworden. Ich ergriff meinen Wanderstab, und eilte sonder Furcht und Besorgnisse, wißbegierig der Spukgegend im

Walde zu. Glücklicherweise fand ich auch, was ich näher kennen zu lernen, so sehr gewünscht hatte — das immer noch nicht von der Stelle gewichene Gespenst. Es war — das zehn Fuß hohe Stammende einer an dem Spuktage vom Sturmwinde abgebrochenen Fichte, deren Borke vom Bruche an mit abgezogen war, so, daß das Stamm-Ende weiß erschien.

Zwei und funfzigste Erzählung.

Die wirkliche Leiche des Rathmanns Witte zu Neu-Ruppin spukt *).

(Nebst einem Anhange.)

(I. 2. A. und III. 1.)

Madame Berndt, die Gattinn des Herrn Verfassers der vorigen Erzählung, verlebte einen Theil ihrer Jugendjahre im Hause ihres Oheims, des Herrn Rathmanns Witte, zu Neu-Ruppin. Im Jahre 1780, starb dieser Oheim plötzlich am Schlagflusse. Alle von den Aerzten angewandten Mittel zur Rettung seines Lebens waren fruchtlos.

*) Nach der Erzählung der verehlichten Frau Rector Berndt, gebohrnen Löffhagen, zu Rathenow.

Des Verstorbenen erwachsene Nichte, (die jetzige Madame Berndt, damals zwanzig Jahre alt) stand am zweyten Abend nach seinem Tode einsam und traurig neben dem Sarge ihres geliebten Oheims, und betrachtete dessen Leiche mit roth geweinten Augen nachdenkend, und ernsthaft. Urplötzlich zog der bereits mit dem Sterbegewande bekleidete Todte das rechte Knie an sich, und zitterte damit unbeschreiblich schnell, heftig und geräuschvoll.

Dieses krampfhafte Zittern mochte ungefähr zwei Minuten dauern, während welcher Demoiselle Löffhagen, die vor Schreck fast in die Knie sank, wie gebannt dastand, und mit voller Kehle Töne ausstieß, wie das, mit einer so seltenen, fast beyspiellosen Ueberraschung verbundene Ensetzen, und die Angst sie ihr eingab.

Man eilte von allen Seiten der Schreyenden, wie dem anscheinend wieder erwachenden Todten, zur Hülfe, und legte den letzten aus dem Sarge wieder in ein erwärmtes Bette, aus welchem er ohnehin erst seit einigen Stunden herausgenommen worden war.

Der schleunig herbey gerufene Hausarzt that alles, was in seinen Kräften stand, um die noch übrigen Lebenskräfte von neuem zu erwecken. Seine ärztliche Kunst, so wie der ganze Aufwand men-

schenfreundlicher Bemühung und Aufmerksamkeit, woran man in keiner Hinsicht es fehlen ließ, war indessen durchaus unnütz und vergeblich. Die Leiche war und blieb todt. Man setzte die Beerdigung derselben nun noch aus; aber man entdeckte, seit dem erwähnten Zittern des einen Kniees, ferner auch nicht die mindeste Spur einer etwa noch rückständigen Lebenskraft. Auch nahm nun bald, die endliche allgemeine Verwesung der Leiche ihren Anfang.

Die Aerzte nannten dieses Anziehen und Zittern des Kniees eine letzte unwillkürliche Kraftäußerung der Nerven. Zugleich versicherten sie, daß dieselbe, unter gewissen vorausgesetzten Umständen, allerdings oft mehrere Tage nach dem wirklich erfolgten Tode statt haben könne und möge.

Wie nun, wenn ein solches Zittern der Hände oder Füße wirklicher Leichen in Todtengewölben, bey nächtlicher Stille je zuweilen zu den Ohren der Lebenden gelangt wäre? — Müßten es für den Horchenden nicht durchaus unbegreifliche Töne seyn, welche so, durch das Schlottern und Gegenfliegen des krampfhaft bewegten Kniees oder Ellenbogens gegen des Sarges Deckel, in der That doch ganz natürlich hervorgebracht würden? —

Hier wäre also kein Scheintodt, und dennoch könnte der Verstorbene spuken! — Auch diese Thatsache mag also den Mißcredit, worin unsre Begräbnißplätze bey den Gespenstergläubigen stehen, erklären, und in das rechte Licht setzen helfen.

Anhang.

Zuweilen gründet sich dieser Mißcredit der Kirchhöfe ꝛc. auch bloß auf das wider sie nun einmal herrschende Vorurtheil, und nicht selten sind die dort Beerdigten völlig schuldlos. Dieß war zum Beyspiel im Jahre 1719, zu Angerburg der Fall. Man hatte auf dem dortigen Kirchhofe eine Leiche beerdigt, von der die Rede ging, daß sie keine Ruhe im Grabe habe.

Wirklich war sie auch kaum einige Tage unter der Erde, als mehrere glaubhafte Personen, die zufällig neben der Grabstätte dieses Verstorbenen vorüber gegangen waren, heilig versicherten, sie hätten ganz deutlich vernommen, daß die Leiche, aus der Tiefe der Erde hervor, schmatze.

Eine Menge Neugieriger und Ungläubiger strömte dahin, und alle vernahmen mit Entsetzen dieß unbegreifliche, spukhafte Schmatzen.

Endlich entdeckte Einer der vorurtheillosesten An-

wesenden, die verborgene Ursache dieser spukhaften Töne. Es war ihm längst wahrscheinlich geworden, daß die Quelle dieses Schmatzens nicht unter, sondern über der Erde zu suchen seyn möchte. Wirklich entdeckte er auch die unabsichtlichen Betrüger, in einem nicht sehr hohen Mauerloche des nahen Kirchthurms, in welchem eine Nachteule genistet hatte, deren hungrige Brut diese schmatzenden Töne verursachte *).

Drei und funfzigste Erzählung.

Das fast ermordete Gespenst zu Altona **).

(II. 2, A.)

Ich studirte im Jahre 1773 auf dem Gymnasium zu Altona, und war ein Hausgenosse des an demselben damals mitwirkenden Professors, Herrn Ehlers. Nicht bloß die etwanige Ausbildung, die

*) Siehe Kanolds Natur- und Medicin-Kunst- und Literatur-Geschichten, die sich in den Jahren 1717, bis 1726 in Schlesien und andern Orten begeben haben. 4. Breslau, 1718, bis 1729. Versuch 19. Seite 83.

**) Erzählt von Herrn Sekretär P. M. Thombsen, zu Neustadt-Itzehoe im Hollsteinischen.

ich mir selbst zu geben bemüht war, sondern noch weit mehr der vortreffliche Umgang, in dieses verdienstvollen Lehrers Hause, hätten mir freylich alle aus der Kindheit in das Jünglingsalter mit hinüber genommenen Ammenbegriffe, und Kindermuhmen-Vorurtheile, Gespenster und Erscheinungen betreffend, berichtigen und zerstreuen sollen, und hatten es zum Theil auch wirklich gethan; indessen war mir es dennoch vorbehalten, einige Augenblicke alle die Folterangst zu empfinden, die eine überraschende, mitternächtliche Erscheinung auf jede lebhafte und unvorbereitete Phantasie zu machen pflegt.

Ich bewohnte auf einem Flügel des Gymnasiums eine Stube allein. Ich war gewohnt, um zehn oder halb elf Uhr, wenn wir — die Hausgenossen des Professors — von seinem Hause nach unsern Zimmern zu gehen pflegten, meine Thür abzuschließen, bis ich — gewöhnlich erst um zwölf oder um ein Uhr — zu Bette ging. Mein Zweck bey diesem Verschließen des Stubenzimmers, ging indessen einzig dahin, um mit der Vorbereitung zu dem künftigen Tage, oder mit irgend einer Lieblings-Lektüre, oder auch mit dem zu Papier bringen meiner eigenen Phantasien, mich desto ungestörter beschäftigen zu können. Daß wenigstens die

Gespensterfurcht auf dieses Thürverschließen selbst nicht einmal einen vielleicht nur mir selbst nicht eingestandenen Einfluß hatte, erweiset, glaub' ich, der Umstand, daß ich gerade um Mitternacht, sobald ich mich zu Bette legen wollte, die verschlossene Thür jedesmal wieder eröffnete, um der Aufwärterinn am folgenden Morgen den Eingang frey zu machen.

Einst ertönte der mitternächtliche Schlag Zwölf, und alles um mich her lag in tiefer Ruhe, als plötzlich ein Aechzen mich, der ich noch mit gespannter Aufmerksamkeit am Studiertische beschäftigt war, aufschreckte. Gleich darauf klopfte es dreymal an meine Thür. Mit dem Gesichte in die Höhe fahrend von dem Blatte, worauf ich eben schrieb, und äußerst überrascht, bog ich mich unwillkührlich gegen die Lehne meines Stuhls, und starrte mit unverwandtem Blicke, die verschlossene Thür an, vor welcher es ächzte. Was ich in diesem Augenblicke eigentlich dachte, weiß ich nicht; das Gescheiteste und Zweckmäßigste kann es indessen nicht gewesen seyn: denn ich rief dem stöhnenden Klopfenden nicht zu, und öffnete ihm auch nicht die Thür, um ihn näher kennen zu lernen. Das unerkannte Etwas wartete aber auch nicht auf meine Bereitwilligkeit dazu, sondern trat in diesem Augenblicke unauf-

gefordert, und als eine weiße Gestalt mit einem Todtenkopfe, plötzlich vor mich hin, ächzte laut, und blieb in der nur halb erhellten Stube, drey Schritte von mir in einer schwankenden Bewegung stehen.

In einem unnennbaren Erschrecken und Erstarren sprang ich auf, ruhte wie hingesunken auf der Lehne meines Stuhls, der Gestalt gegenüber, und starrte diese, mit weit aufgerissenen Augen schweigend an. Wie mir übrigens war, kann ich schlechterdings nicht beschreiben; aber ich glaube, dieß war einer von den grausenvollen Augenblicken, in welchen die Haare zu Berge stehen. — Es würde daher, wenn nicht Extreme immer nahe an einander grenzten, ganz unerklärbar seyn, wie ich gerade jetzt, ohne selbst irgend eines eigentlichen deutlichen Entschlusses fähig zu seyn, mit der Wuth eines Wahnsinnigen auf die Gestalt hinstürzen, und eine Handlungsweise äußern konnte, die mir nichts weniger, als natürlich ist. Ich ergriff nämlich mit der linken Hand, die Erscheinung in der Gegend der Brust, warf sie mit einer mich selbst befremdenden, und mir gar nicht eigenen Stärke über den Koffer, und mißhandelte sie mit der rechten dermaßen, daß, wenn ich meiner Sinnen mächtig gewesen wäre, ein Strom von Blut mich auf der

Stelle von dem Daseyn eines körperlichen Wesens hätte belehren können und müssen. Ich vernahm durchaus nichts von dem Geschrey: „Halt ein! ich bin dein Freund Straker jan!" (aus dem Oldenburgischen) Ich dachte in diesem Augenblicke des Entsetzens, wo ich durchaus nicht fähig war, zu erwägen, ob Mensch oder Geist unter meinen Händen sey, zwar nicht an Mord und Vernichtung — aber die sinnlose Erstarrung, die sich meiner so ganz bemächtigt hatte, hätte mich zu beyden fähig machen können.

Tausendmal habe ich nachher Gott gedankt, daß ich in diesem Augenblicke kein Federmesser, keine Papierscheere ꝛc. — beydes lag blank und scharf auf meinem Tische — ergriffen hatte — ach, mein bester, mein erster Freund hätte sein Daseyn unter meinen Händen geendiget, und ich wäre der unglücklichste Sterbliche — wäre ein Freundesmörder — ein mechanisches, schuldloses Mordinstrument in der Hand des Zufalls, gewesen!

Sowohl der wiederholte wimmernde Ausruf meines Freundes, der unter seiner Verhüllung und meiner Wuth beynahe erstickt wäre, als auch die bald erfolgende Abspannung aller meiner Kräfte, brachten mich endlich einigermaßen wieder zu mir

selbst; jedoch hatte ich, während der nächsten Viertelstunde, die Sprache verloren.

Indessen erholte sich mein Freund, der, Gott weiß wie, auf den unüberlegten Einfall gekommen war, mich, dem er an physischer Stärke weit überlegen war, erschrecken, und meinen Muth im ersten Augenbicke des Entsetzens vor dem Anblicke einer überraschenden Erscheinung, auf die Probe setzen zu wollen. Zu dem Ende hatte er sich auf den verschlossenen Flügel, auf welchem er nicht logirte, einzuschleichen gewußt. Aber freylich war es ihm dabey auch nicht einmal von fern her in den Sinn gekommen, daß ein solcher jederzeit sehr gewagter Versuch die Veranlassung werden, und die Gelegenheit herbeyführen könne, sich oder mich, oder uns beyde, auf immer unglücklich zu machen. Worte sind viel zu ohnmächtig unsre nachherige Lage — meine Schaam, und seine Reue — zu beschreiben. Es war, als wenn wir stillschweigend den heiligen Bund schlössen, nicht gegen uns selbst, nicht gegen Andere, eine Sylbe von dieser entsetzlichen Mitternachtsstunde zu erwähnen.

Leider ist mein Freund nicht mehr! — Er ist längst vorangegangen in die Wohnungen des Friedens, wo ich, ihn einst wiederzufinden, mit Zuversicht hoffe!

Möchte diese Geschichte jenen unbesonnenen jungen Leuten zur Belehrung und Warnung dienen, welche die Vorurtheile der frühen Erziehung verläugnen zu können, zutraunvoll so gern sich selbst überreden, und in diesem eitelem Wahne Andere oft auf Proben stellen, welche sie selbst nichts weniger als ritterlich, würden bestanden haben. — Schwerlich wird die gesetzte, ruhige Vernunft, selbst wenn sie über alle Gespensterfurcht ganz erhaben wäre, jemals ein so mißliches Mittel zur Erreichung irgend eines, an und für sich löblichen Zweckes wählen; denn nichts ist gefährlicher, als durch gespenstartige Ueberraschungen die Ueberzeugung der ruhigen Vernunft von dem Ungrunde und der Eitelkeit der Gespensterfurcht, üben, stärken, nähren zu wollen.

Vier und funfzigste Erzählung.

Ein Beyspiel von der Gefahr und Unwahrheit nächtlicher Wahrnehmungen *).

„Mit vielem Vergnügen lese ich seit einigen Tagen Ihre Gespenster; hoffentlich wird das Lesen derselben bewirken, daß ihr Erscheinen aus der Mode kömmt. Fahren Sie fort unserm abergläubigen Publikum die Augen zu öffnen, und sich ein Verdienst um die geängstete Menschheit zu erwerben.

Ich bin vollkommen Ihrer Meinung, daß man für das große Publikum diesem schädlichen Aberglauben an Erscheinungen Verstorbener, nicht genug entgegen arbeiten könne. Ich selbst habe nie Erscheinungen gehabt, obgleich wohl gewünscht — (Sie werden das nicht frevelhaft nennen **).

Ich

*) Auszug aus einem Schreiben des Rectors der fürstlichen Hauptschule zu Dessau, Herrn G. U. A. Vieth, an den Herausgeber der Gespenster.

**) Vormals habe ich selbst das Nämliche oft und lebhaft gewünscht; allein ich unterdrückte diesen Wunsch, seitdem ich es zu meinem Grundsatze machte, keinerley Wünsche mehr zu hegen, deren Erfüllung — wie im gegenwärtigen Falle — mit unüberwindlichen Schwierigkeiten verbunden ist.

Ich glaube daher bis jetzt noch, daß dergleichen Erfahrungen durchgehends Täuschungen waren, aber ich möchte wohl, daß eine oder die andre recht bewährt wäre, denn das wäre ein Beweis für die Fortdauer nach dem Tode *).

Indem ich die sechste Erzählung im dritten Theile Ihrer Gespenster lese, fällt mir lebhaft eine ähnliche Begebenheit ein, die mich noch mit einer schreckhaften Nachempfindung erfüllt, wenn ich mir die Folgen denke, die sie hätte haben können. Es hing von dem Augenblicke ab, und ich war vielleicht ein Brudermörder.

Es war im October 1795, als ich meinen jüngern Bruder, der von Jena durch Dessau reiste, zu Fuße bis Gnadau begleitete. Die

*) Gäb' es für den Sterblichen, der jede Erscheinung, für die er Empfänglichkeit haben soll, als ein sinnliches Etwas wahrnehmen muß, auch nur mittelst eigener Sinne wahrnehmen kann, einen Ueberzeugungsgrund für die überirrdische Natur einer solchen Erscheinung, oder — um noch menschlicher zu reden — könnten wir je einmal gewiß seyn, daß wir bey der Erscheinung des seyn sollenden Geistes z. B einer Verstorbenen, weder von uns selbst, noch von andern getäuscht würden, sondern genau das vor uns hätten, dessen Daseyn wir wahrzunehmen glaubten, und wahrnehmen zu können, wünschen möchten: dann würde — das glaub' ich mit fester Ueberzeugung — der allliebende Beherrscher aller Geister unsern so natürlichen Wunsch gewährt, und einen so unaussprechlich wichtigen Beweis für unsre Fortdauer nach dem Tode uns nicht vorenthalten haben. d. H.

Trennung des nächsten Morgens, hielt uns noch Abends spät beysammen. Man wieß uns ein kleines Schlafzimmer im zweyten Stockwerke an. Ich kann nicht gut in kleinen eingeschlossenen Kammern aushalten, und schlafe meistens sogar bey offenem Fenster — (was ich gerade nicht zur Nachahmung empfehle.) Hier war überdies ein übler Geruch durch den ganzen Gasthof verbreitet. Ich öffnete also Thür und Fenster, und so legten wir uns spät zu Bette.

Es war eine sternhelle Nacht mit schwachem Nordlichte. Ungefähr um Mitternacht ward ich durch ein unaufhörliches Klopfen, welches ich, noch halb im Schlafe, schon gehört hatte, völlig wach. Meinen Bruder glaubte ich, wie einen festschlafenden Menschen, in seinem Bette athmen zu hören, aber zugleich hörte ich jetzt ein leises, räthselhaftes Klingeln, aus der Gegend des Fensters her. Plötzlich erinnerte ich mich, daß Thür und Fenster geöffnet waren, und daß mein Bruder Geld bey sich hatte. Ich schlug die Augen auf, und sah mit Schrecken eine große, schwarze Gestalt, welche auf dem blassen Schimmer des Nordlichts, gegen das Fenster furchtbar abstach. Ein Spitzbube! Dieß war mein erster Gedanke — du mußt ihm zuvorkommen, denn beym ersten Laute kommt er gewiß auf dich loß! Blitz-

schnell sprang ich, unbewafnet wie ich war, mit beyden Füßen zugleich aus dem Bette, stürzte mit geballter Faust auf die Schreckengestalt los; eben wollte ich ihr einen mörderischen Schlag an den Kopf versetzen —

„Mein Gott Bruder! was machst Du!" — schrie sie mir in dem Augenblick' entgegen. — Er selbst, mein Bruder war es, den ich im festen Schlafe glaubte; er war aufgestanden, um sein Geld, welches ihn im Liegen gedrückt hatte, aus der Tasche zu legen. —

Ich stand wie vom Donner gerührt – einen Augenblick später diesen Ausruf, welche unglückliche Lage! — Gut war es, daß ich mit Geräusch aufsprang, denn er glaubte, ich fiele aus dem Bette. Sein Ausruf war nur Besorgniß für mich; von der Gefahr die ihm drohete, ahnete er nichts. Das Klopfen rührte von einem Hunde her, der sich auf dem Gange vor der Thür des Zimmers herumtrieb, und sich vermuthlich gegen seine Hautbewohner seiner Haut wehrte."

Fünf und funfzigste Erzählung.

Die Teufeley am Hochgerichte bey Stockholm *).

(III. 1.)

„Der hiesige Kommissar der Reichsbank, Herr Netherwood, ward zum Osterfeste des Jahres 1798, zu einem anderthalb Schwedische Meilen von Stockholm wohnenden Freunde eingeladen. Der dringenden und unaufschiebbaren Geschäfte an diesem Tage, waren indessen so viele, daß er erst Abends um sieben Uhr daran denken konnte, der Einladung seines Freundes zu genügen, und sich selbst eine angenehme Erholung zu verschaffen.

Es war bald acht Uhr und schon ziemlich finster, als er mit seinem Einspänner ohne alle Begleitung von Dienerschaft, zum Stadtthore hinaus fuhr,

*) Eingesandt aus Stockholm unter dem 4ten März 1800, von Herrn B. S. E. , einem völlig glaubhaften dortigen Einwohner, der nicht genannt seyn will. Mit Vergnügen ersehe ich aus dessen Schreiben, daß der Zweck meiner Gespenster, von deren ersten Theile die Uebersetzung in die Schwedische Sprache bereits erschienen ist, auch in der dortigen Gegend anfängt, glücklich erreicht zu werden. d. H.

und in die offenen Arme seines ländlichen Freundes eilte. Sein Weg führte ihn vor dem Gerichtsplatze vorbey; ein Umstand, der ihm, einem vorurtheillosen Manne und alten Einwohner von Stockholm, im geringsten nicht auffallend war, und der doch für dießmal die wichtigsten Folgen für seine Gesundheit, und selbst für sein Leben, hätte haben können. Aber, wie gesagt, er hatte den Weg vor dem Hochgerichte vorüber, bey Tage und im Finstern so oft gemacht, daß er auf die schauderhaften Ueberreste der dort Hingerichteten nicht einmal mehr achtete.

Auch dießmal würde Herr Kommissar Netherwood so unbefangen, wie er war, vorübergefahren seyn, wenn nicht plötzlich ganz in der Nähe des Galgens sein Pferd scheu und wild geworden wäre. Er selbst vernahm jetzt, vom Hochgerichte herab, zu seiner nicht geringen Verwunderung, ein dumpfes Getöse, ein furchtbares Kettengeklirre, und ein äußerst widriges und unnatürlich starkes Hohngelächter. — Unmittelbar darauf stürzte aus dem, den Gerichtsplatz umgebenden Gesträuche ein schwarzes, zottiges, und ganz nackendes Ungeheuer mit einem Krausbarte hervor. Es hatte etwas Menschenähnliches. An den Armen und Beinen trug es klirrende Ketten. Wenn es jemals Gespenster gegeben

hätte, so würde dieß das scheußlichste unter allen haben genannt werden können.

Die Erscheinung gewann Herrn Netherwood den Weg ab, und harrete dann seiner. So vorurtheillos dieser auch seyn mochte: so stutzte er doch nicht wenig; und wer an seiner Stelle würde wohl unter solchen Umständen nicht gestutzt haben? — Da indessen sein junges, muthiges Pferd jetzt toller und unbändiger, als je, zu werden anfing: so hatte er glücklicherweise keine Zeit, das Scheusal genau anzusehen, und dasselbe in seiner ganzen Furchtbarkeit kennen zu lernen — Ich sage: glücklicherweise; denn hätte der Herr Kommissar nur ahnen können, mit wem er es hier eigentlich zu thun habe: so wäre er wahrscheinlich vor Schrecken ganz außer Fassung gekommen, und gewiß nicht im Stande gewesen, seines Pferdes wegen, alle die Aufmerksamkeit und Gegenwart des Geistes anzuwenden, ohne welche sein Leben jetzt in mehr als einer Hinsicht gleichsam an einem seidenen Faden hing.

Das Pferd ging wüthendwild durch; der Weg führte merklich von einer Anhöhe in die Tiefe hinab; das scheußlich grinzende Gespenst suchte den pfeilschnell vorüber fliegenden Wagen zu ergreifen — Gott weiß in welcher Absicht. Daß es dem Ge-

spenste mit diesem Erhaschen des Wagens gelungen seyn müsse, konnte der geängstigte Herr im Wagen aus dem ganz in seiner Nähe fortdauernden Kettengeklirre, und aus dem anhaltenden, boshaft schadenfrohen und immer lauter erschallenden Gelächter schließen — ja bloß schließen konnte er es, denn um es mit Bestimmtheit zu wissen, hätte er einen Rückblick thun müssen, und dazu hatte er weder Lust, noch Muße.

Das Pferd war gar nicht wieder zu besänftigen; von Natur etwas scheu, hatte es überflüssige Kraft, um das fast von selbst rollende leichte Kabriolet unaufhaltsam mit sich fortzuschleudern. Die Finsterniß nahm merklich zu, und hatte fast den Grad einer Aegyptischen angenommen; wenigstens war vor den Augen des von vorn und von hinten mit schrecklichen Gefahren bedroheten Herrn Netherwood alles rabenschwarz. Mit jedem Augenblicke mußte er fürchten, mit dem leichten Fuhrwerke, welches er ganz der Willkühr des tollen Pferdes zu überlassen für gut fand, umgeworfen zu werden, und wenigstens Arme und Beine zu zerbrechen.

Nach einer unbeschreiblich grausenvollen Viertelstunde, lief endlich das Pferd gegen die Wand eines an der Straße gelegenen Wirthshauses. Herr

Netherwood benutzte diesen lange herbey gewünschten günstigen Augenblick; sprang mit einem leichten Satz, zum Kabriolette hinaus, und rief schleunige Hülfe herbey. Man eilte ihm mit Erleuchtung entgegen, und erblickte außer einem, mit dickem Gescht ganz weiß überzogenen Pferde, und dem halb todten Herrn des Fuhrwerks — das noch immer gegenwärtige Galgengespenst. Es hatte hinten auf dem schmalen Brette des Fuhrwerks festen Sitz genommen, und grinzte mit hämischen Blicke die vor ihm zurückbebenden Neugierigen an. Sein borstiges Haar stand himmelwärts, die tief im Kopf liegenden Augen blinzten, und es knirschte mit den Zähnen und schwang unter Kettengeklirre den nervigen Arm, als rüste es sich zum wüthenden Kampfe.

Man war schon nahe dran, diesem Scheusale den Kampfplatz gutwillig zu räumen, als die Entschlossensten unter den Anwesenden das von Neuem beginnende Gelächter des nackten Gespenstes, für ein verspottendes Hohngelächter nahmen, dasselbe nochmals prüfend in's Auge faßten, und in ihm — einen, troz seiner Ketten, dem Stockholmischen Tollhause entsprungenen Rasenden erkannten. Er war, theils zufällig, theils gewaltsam, seinem Gefängnisse entkommen, hatte an der See sich eines

Kahnes bemächtigt, war damit nach dem entgegengesetzten Strande gerudert, und so bey dem Hochgerichte angelangt, wo er Herrn Kommissar Netherwood zu Leibe wollte.

Für diesen war es unstreitig ein wahres Glück, daß sein Pferd mit ihm und dem vermeinten Gespenste durchging, und im Durchgehen blieb, bis Menschen zu Hülfe gerufen werden konnten. Denn auf diese Weise hatte der Rasende genug mit sich zu thun, um nicht von dem schmalen Hinterbrette herabgeschleudert zu werden, und konnte daher an das nicht denken, was ihm sonst die Tollheit, zum Unglück für den Herrn des Fuhrwerks, vielleicht eingegeben haben würde. Wie sehr leicht hätte der Tollhäusler in dem Augenblick einer bösen Laune den armen geängstigten Herrn Netherwood von hinten erdrosseln können! — Mit welcher Zuversicht würden dann abergläubige Menschen, die dieses vielleicht nur mit flüchtigen Blicken wahrgenommen hätten, dann darauf geschworen haben, Augenzeugen davon gewesen zu seyn, wie der Teufel einen Menschen bey lebendigem Leibe geholt habe! —

Oder nehmen wir selbst nicht einmal diesen ärgsten Ausgang der Sache, sondern den so leicht möglichen Fall an, daß der Herr Kommissar selbst,

anstatt der denkende, vorurtheillose Mann zu seyn, der er ist, den Kopf voll Gespensterwahn gehabt, und dann jene Erscheinung beym Hochgerichte erblickt hätte, ohne ihre Natur, wie jetzt der Fall war, näher kennen zu lernen: wem würde es dann gelungen seyn, ihn zu überzeugen, daß er dennoch kein Gespenst, sondern etwas Natürliches gesehen habe? —

Sechs und funfzigste Erzählung.

Das wüthende Heer innerhalb eines Hauses zu Halberstadt. *)

(III. 1.)

Daß Fluren und Wälder von dem wilden Geräusche des sogenannten wüthenden Heeres zur Nachtzeit oft schauerlich ertönen, ist eine längst anerkannte Thatsache; denn schon mancher Jagdliebhaber, und mancher Reisende hatte Gelegenheit, mit eigenen Sinnen sich davon zu überzeugen. Wunderbar

*) Auszug aus dem Schreiben des Kantors zu Heudeber im Halberstädtischen, Herrn Gottfr. Franz, an den Herausgeber.

aber, und fast unerhört ist es, daß dieser wilde Jäger je zuweilen sogar in den Wohnungen der Menschen sich umhertummelt. Mir wenigstens ist bis jetzt erst ein Beyspiel dieser Art zu Ohren gekommen, das ich Ihnen hier mittheile. Gewiß wird diese Erzählung, deren Wahrheit ich verbürge, auch Ihnen nicht unwerth scheinen, in Ihrem Geistermagazine mit aufbewahrt zu werden.

Die jetzige, unter andern auch von dem Gasthofe zum Prinzen Eugen begrenzte, Behausung der Madame Günther zu Halberstadt, wurde im Jahre 1764, von dem zeitigen Kammerdirector, Herrn Eichholz, bewohnt, dessen damaliger bereits verstorbener Diener in diesem Hause das Abentheuer erlebte, wovon hier die Rede ist. Johann — so wollen wir einstweilen den Diener, dessen Name mir entfallen ist, nennen, — Johann war in einer überaus stürmischen Herbstnacht des genannten Jahres kaum eingeschlafen, als er zur Stunde der Gespenster plötzlich aus dem ersten Schlafe aufgeschreckt ward. Anfangs verkannte er gänzlich die Natur des sonderbaren Geräusches, welches ihn im Schlafe stöhrte; denn er hielt es für die Wirkung der bösen Witterung. Bald aber ward er mit Schrecken gewahr, daß dieß Toben um ihn her nicht von dem auswärtigem Sturme herrühre

vielmehr einen, im innern Raume des Hauses befindlichen Ursprung habe. Ihm war in seinem Schlafgemache nicht anders, als wenn er einige zwanzig wilde Thiere mit nachschleppenden Ketten Trepp auf, Trepp ab, durchs ganze Haus jagen hörte. So unerklärbar ihm dieß auch scheinen mußte, da seines Wissens im ganzen Hause keine Thiere waren, und so gern er sich überzeugt hätte, daß seine Ohren ihm irgend einen Trug spielen möchten: so stieg doch sein Erstaunen auf das Höchste, als er seine Thür ein wenig eröffnete, und, bey angezündetem Lichte, gewahr ward, daß wirklich eine Menge ihm ganz unbekannter vierfüßiger Thiere mit Ketten, die vom Halse herabhingen, wild vorbey fuhr, und mit einem furchtbaren Geräusche durch das ganze Haus jagte.

Johann war nichts weniger, als furchtsamer Natur; aber bey diesem unbegreiflich sonderbaren Anblicke, verließ ihn dennoch der Muth. Er hatte bisher nie an die Wirklichkeit eines wilden Jägers glauben wollen, jetzt aber ward ihm der Glaube daran, gleichsam in die Hand gegeben. Rasch zog er die Thür wieder an sich, verschloß sie fest, und war nur froh, daß das Heer von vierfüßigen Ungeheuern nicht den Versuch machte, ihn in seiner Schlafkammer heimzusuchen.

Indessen, wie sollte das Abentheuer nun enden, da jene Bestien nicht aufhören wollten, wie rasend bis in die obern Stockwerke des Hauses hinauf zu jagen, und unmittelbar darauf wieder nach dem Erdgeschosse hinab zu stürzen, als wenn der Teufel selbst sie jagte?

Dazu kam, daß Johann fürchten mußte, der unbändige Lärm werde bald selbst bis in die innern Gemächer seiner Herrschaft eindringen, und auch diese in der Ruhe stöhren. Ein treuer Diener seines Herrn, faßte er daher ein Herz, bahnte sich, mittelst einer mit kräftigem Arme geschwungenen Hetzpeitsche, mitten durch die schnaubenden Nachtgeister hindurch, einen Weg, und eilte vogelschnell zum Hause hinaus, um von meinem verstorbenen Vater, dem Gastwirthe im Prinzen Eugen, wo er so spät noch am ersten wache Menschen zu finden hoffen konnte, Beystand gegen die noch immer forttobenden unerkannten Wesen zu erbitten.

Mein Vater, der auch schon schlief, und sich nicht so geschwind ermuntern konnte, warf sich hiernächst in's Zeug, um die Poltergeister aus dem nachbarlichen Hause austreiben zu helfen. Da er bemerkte, daß Johann, den er von keiner furchtsamen Seite, vielmehr als einen vernünftig-auf-

geklärten, entschlossenen und beherzten Mann kennen gelernt hatte, am ganzen Leibe zitterte, und leichenblaß war: so schien es ihm doch keine unnöthige Vorsicht zu seyn, daß er noch einige Mann weckte, die bey dem Geschäfte dieses Teufelaustreibens hülfreiche Hand leisten sollten. Unter diesem war zufällig auch einer von der Dienerschaft des damals regierenden Fürsten Dietrich von Anhalt-Dessau, der gerade damals in der Behausung meines Vaters übernachtete.

Kaum waren die wohlausgerüsteten Geisterbekämpfer in die Spukwohnung eingetreten: so vernahmen sie schon von der Treppe herab das Klirren der Ketten, und fürchterliches Toben und Rasseln, und Schnauben des wildesten aller wilden Jäger.

Niemand unter den Kampflustigen war so auffallend beherzt, als der Dessauische Fürstendiener — vielleicht weil Er, ein gelernter Jäger, am vertrautesten mit der wahren Natur des wüthenden Heeres war: vielleicht auch, weil er die Wesenheit des hier spukenden Jägers dunkel ahnete. — Fast wäre er aber auch übel dafür angelaufen; denn kaum hatte Er, an der Spitze der angreifenden Partey, vor der Treppe sich dem her-

abstürzenden Feinde entgegen gestellt, als der vermeintliche Vortrab des Feindes – zwölf mit Ketten und Knüppel behangene Ungeheuer, in der Gestalt reißender Wölfe — namentlich ihm und ihm allein — zu Leibe gingen. Dieß heißt hier indessen doch nur: sie sprangen mit den Vordertatzen von allen Seiten zu ihm hinan; bissen ihn nicht, sondern wedelten vielmehr mit dem Schwanze, als freuete dieß Heer wilder Jäger, sich des sogleich erkannten zahmen Jagdgenossen und Quasi-Kollegen.

Der fürstliche Jäger schalt, und — auf der Stelle lagen alle zwölf Bestien in sklavisch-kriechender Demuth zu seinen Füßen. Er ergriff sie gebieterisch bey ihren Ketten, und sie — ließen es geduldig geschehen. Er pfiff, und sie — folgten ihm in tiefster Unterthänigkeit.

Die spukenden Ungeheuer waren zwölf große englische Sauhunde, die eben dieser ihr Gebieter — ein fürstlich Dessauischer Pikeur — auf Befehl seines Herrn (eines bekanntlich leidenschaftlichen Jägers) nach der jährlichen Gewohnheit, mit Extrapost aus England geholt hatte Sie waren in einen zum Prinzen Eugen gehörigen Stall gesperrt gewesen, dessen baufällige Hinter-

wand an den Hof, der vorhin erwähnten Eichholzischen Behausung stieß. In diese Wand hatten die unbändigen Sauvacker gewaltsam ein Loch hineingearbeitet, durch welches sie sämmtlich aus ihrer Gefangenschaft entkamen, und von da auf einem, ihrer schnüffelnden Neugierde nicht entgangenen eigenen Wege, um Mitternacht in die Wohnung des Herrn Kammerdirectors eingedrungen waren ꝛc. —

Vollstän-

Vollständiges
Register
über
den Inhalt
der
vier ersten Theile der Gespenster.

NB. Dieß Register enthält: 1) den Namen des Helden; 2) des Erzählers und 3) des Bürgen der Geschichte; 4) den Ort, wo sich die Thatsache ereignete; 5) die citirten Schriftsteller; 6) die charakterisirenden Hauptwörter des Inhalts der Erzählungen, oder deren Hauptrubriken: z. B. Traumgesichter — Selbsttäuschung im Wachen — Gaukeleien absichtlicher Betrüger — Mißdeutungen aus Aberglauben — Scheintodtenspukerei rc.

Die erste, oder römische Zahl zeigt den Theil der Gespenster, die zweyte, arabische Ziffer aber, die Erzählung dieses Theiles an.

A.

A. . zu Petersburg. III. 6.
Abel, spukt bey Gottorp. I. 41. Nr. 3.
Abrahamson zu Kopenhagen, vom grauen Männchen. IV. 44.

Absicht des Herausgebers der Gespenster: I. Vorrede.
Adler'n zu Berlin als weiße Frau. I. 7.
Adrianopel — v. Funks Gesicht daselbst. IV. 1.
Agatha auf der Folter. III. 13.
Agnese — vom Teufel besessen. I. 18.
Ahnungsgeschichten: I. 2. 7. 11. 27. II. 3. 11. III. 24. 42. 47. IV. 4. 17. 18. 43. 45.
Aix's Teufel als Savoyarde. I. 24.
Albrechts zu Brandenburg Zauberlaterne. I. 34. — Zu Sandau Kampf mit dem Teufel. III. 33.
Alp — eine Gespenstergattung. III. 8.
Alsleben's Wechselbalg's-Kobold. I. 32.
Altenburgs mordsüchtiges Gespenst. II. 44.
Alten-Plato's Amtsgerichte und das Gespenst. IV. 16.
Altona's Todesahnung. IV. 43. — fast ermordetes Gespenst. IV. 53.
Amsterdam's spukhafter Feuerlärm. III. 32.
Angerburg's Schmatzen eines Beerdigten. IV. 52. Anhang.
Angerstein macht einen Seelenkranken gesund. III. 42.
Anhalt zu Wusterhausen. II. 40.
Annaberg's spukender Kettenhund. II. 58.
Annalen, der theologischen — Kritik der Gespenster. II. Vorrede.
Ansacq's Wilder-Jäger. I. 41. Nr. 6 und 7.
Antonius der Heilige spukt. I. 22.
Arend zu Sandau I. 30.
Arturus, ein Brittisches Waldgespenst. I. 41. Nr. 4.

B.

B. . . zu H. . m. III. 49.
B. ., der Redutenspuk daselbst. II. 13.
Bähne's Feldgeister II. 47.
Baldenius zu Perleberg. II. 37. 40. III. 30. Nr. 5.
Barthel bey Magdeburg sieht ein Kirchhofsgespenst. II. 17.
Barsch erblickt einen Nachtgeist bey Potsdam. II. 51.
Baruch Wesel zu Breslau IV. 32.
Bauchredner zu St. Germain. I. 3.
Bauer, Nachdrucker der Gespenster zu Wien. IV. 1.
v. Baussen's federfressendes Gespenst. II. 10. III. 19.
Beatrix eine Todesprophetinn. I. 7. Anhang.
Beck zu Stedten macht einen Poltergeist zu Schanden. IV. 48.
Beckers bezauberte Welt. I. 3. 7. 37. II. 58.
Beckert zu Freyburg. II. 31.
Beckmann's historia orbis politica. I. 41.
Bedeutsamkeit mancher Träume. I. 27.
Belebungsgeschichten scheintodter Menschen. IV. 39.
Benkowitz zu Breslau, dessen Todesahnung. III. 42.
Bergland, der Wilde Jäger daselbst. III. 4.
v. Bergmann zu Ruien in Liefland. IV. 26.
Berlin's weherufendes Gespenst. II. 19 — Teufelserscheinung, III. 43. — Geisterschatten. IV. 14. — Spukender Leichenwagen. I. 11. — Bündniß mit dem Teufel. I. 18. Anhang. — Spukende Verbrecher. II. 32. — Spukende Lichtstrahlen. II. 38.
Berliner Monatsschrift. III. 9. 51.

Berndt zu Rathenow. IV. 51. 52.
Bernhardi in der Todtengruft. I. 31.
Beuster zu Wustrau. III. 44.
Beyer entdeckt ein eingemauertes Gespenst. I. 33.
Beylon zu Stockholm. IV. 11.
Beyträge, Frankfurter. I. 38.
Bibliothek, N. Allgem. D. — deren Kritik der Gespenster. II. Vorrede.
v. Bieberstein zu Königsberg sieht einen Todten wandern. III. 19.
Bielwiese, daselbst spuken Diebe. IV. 46.
Billwärder's Todesahnung. II. 12.
Bilsons behexter Perry. III. 15.
v. Bismark's brennender Geist. II. 42.
Blocksbergs Unholde. I. 41. Erkl. 5.
Blüthens Oehlertsches Wunderkind. III. 14.
Bock zu Sandau. III. 41.
Bock's Erscheinung im Kloster zu Breslau. III. 2.
Bodinus Dämonologie. II. 11.
Böldicke in Vieritz. I. 8. III. 38. — dessen Reitpferd erblickt einen Verstorbenen. III. 22.
Bonnet's psychologische Schriften. IV. 22.
Böttcher zu Coblenz. III. 39.
Brandenburg's Zauberschatten. I. 34.
Braunold zu Mengersdorf. IV. 34.
Bree ist in Zolchow und in Hohengörne zugleich. II. 36.
Bremers Teufel im Bleikeller. II. 43. Spukhafte Stuhlwanderung. III. 21.
Breyve, deren Wohnung bey Osnabrück zerstört ein Geist. IV. 27.

v. Bretiole im Geistertribunal. II. 60.
Briefe über die wichtigsten Gegenstände der Menschheit. IV. 29.
v. Briest zu Bähne III. 22. II. 47. zu Magdeburg. II. 28.
Brücknern zu Ichtershausen. IV. 33.
Bruhier's Kennzeichen des Todes I. 17. und Anhang 36. Anh.
Brunnemann's Kennzeichen der Zauberei. I. 15.
Büffon's Historie der Natur. I. 41. Nr. 10. und Erkl. 3.
v. Buggenhagen's Clevische Alterthümer. I. 7. Anhang.
Burghard zu Rathenow. II. 46.
Burnet zu Cadix spukt. IV. 21.
Büsching's Lebensgeschichte denkwürdiger Personen. III. 20.
Büttners Denkwürdigkeiten aus Fouquets Leben. II. 20.
Butz zu Sandau. III. 33.
Bützer — der dortige Teufelskampf. III. 38. und Titelkupfer.

C.

C... daselbst stirbt ein spukender Scheintodter. IV. 36.
Cagliostro. III. 51.
Carls des Großen Zusammenhang mit dem Wilden Jäger. I. 41. Erkl. 5.
Carl V. privilegirt eine Hexenwage. III. 9.
Carl's v. Schweden Botschafter bey der Pforte. IV. 1.

de la Chapelle zu St. Germain. I. 3.
Charlottenburg's Ahnung eines Abwesenden. I. 2.
Charmette's Teufelsbeschwörung. II. 52.
Cicero. III. 1.
Coint erblickt seine beerdigte Nichte. I, 15.
Cölln's spukender Visitator. II. 26.
Combis zu Villedieu hört den wilden Jäger. I. 41. Nr. 8.
v. Coventry's Bischof entlarvt einen Beherten. III. 15.
Cranz bei Frankfurt. I. 6. Anh.
Crusius wird doppelt gesehen. II. 22.
Curvinus zu Frankfurt. I. 18.
Czerwinsky sieht einen Waldteufel. I. 2.
v. Czettritz zu Pülzen. III. 40.

D.

Darbes zu Kopenhagen. IV. 26.
Delius vielköpfiges Gespenst zu Jena. II. 30.
Deter zu Protzen. III. 44.
Deutsche Zeitung. IV. 45.
Deutschlands Erzähler. II. 59.
Dilthey zu Berlin. IV. 14.
Dittmann zu Protzen. III. 44.
Doppelterscheinung zu Magdeburg. I. 5. — im Halberstädtischen. 13. — Zu Brandenburg. 34. — Kerstings — im Laboratorium. II. 11. — Zu Jena. 22. — Zu Hohengörne. 36. — Zu Zolchow. III. 41. — Zu Muschen und zu Magdeburg. IV. 10.
Döring zu Schmarsow. III. 27.
Drechßler zu Quedlinburg. IV. 3.

Dreschowitz, spukendes Gaukelspiel daselbst. III. 50.
v. Dresky zu Gräditz entdeckt eine Geisterwohnung. III. 40.
Drossen, daselbst erwacht ein Scheintodter. IV. 35.
Düngels Spukerei bei Lütchen-Demzien. IV. 16.
Dütschke zu Oporowka. IV. 19.

E.

E.. in Stockholm. IV. 55.
E.. im Zellischen — das klopfende Gespenst daselbst. III. 26.
Ebel zu Protzen. III. 44.
Eberhard zu Hanau. III. 31.
Eckart, Führer des wüthenden Heeres. I. 41. Nr. 11.
Eckartshausens Geisterliteratur. I. 41. Erkl. 4. II. 16.
Ehrenbreitstein's Blockade veranlaßt Marceau's Spukerei. III 39.
Eichholz in Halberstadt. IV. 56.
Elisabeths Foltertod veranlaßt Gespenstersagen. III 13.
Emden's Gespenst im Rittersaal. I. 16.
Engländer, ein, erwacht punschend vom Tode. III. 30. Nr. 2.
Entdeckung aller Artikel der Zauberei. - 41. Erkl. 5.
Erdbeben veranlassen Spukereien. I. 41. Erkl. 3.
Erfurts Wechselbalgskobold.
——— Intelligenzblatt. II. 22. 1. 33. Anh.
Erscheinung eines verstorbenen Mädchens. I. 15.
Eselsspukerei. III. 12.

Eperies in Ungarn, das weiße Ungeheuer daselbst. III. 10.
Espinosa, ein verkannter Scheintodter. I. 16. Anh.

F.

Fahle zu Bremen. III. 21.
Falk, Mörder einer Scheintodten. I. 30.
Faßmann's Leben Fr. Wilh. des ersten. II. 33.
Faulbrück's winselndes Gespenst. III. 28.
Fäulniß, das einzig sichere Kennzeichen des Todes. I. 23.
Feldmann, Kettengespenst und Rißheim, und Dissertation. I. 14.
Felsner spukt nach dreizehnjährigem Hungern. I. 33.
Felten zu Protzen. III. 44.
Fetthammeln-Spukerei zu Suhl. II. 25.
Fisch über die südlichen Provinzen Frankreichs. I. 24.
Fischers Buch vom Aberglauben. II. 16. Dessen Beantwortung der Frage: ob Aufklärung schon weit genug gediehen sey? III. 31. — Dessen winselndes Gespenst. III. 28.
Fischer, Mutter und Sohn, zu Protzen. III. 44.
v. Flanß sieht Nachtgeister bey Bähne. II. 47.
Fleischmann zu Hohengörne. II. 36.
Fontenelle. III. 25.
Förster's mörderische Spukerei. II. 31. Zu Freyberg. II. 31.
Fräderich zu Rathenow. II. 44.
Franken, die Hexe daselbst. III. 9.

Frankfurt a. d. Oder, Doppelterscheinung daselbst. III. 1. Die spukende Frau eines Schiffbauers. IV. 42.
Franz zu Heudeber IV. 56.
Friedel wird als Gespenst erhangen. II. 58.
Friedens-Präliminarien. I. 41. Erkl. 3.
Frisack's spukende Jüdinn. II. 35.
Fritze zu Lübben. II. 29. III. 18.
Frost zu Protzen. III. 44.
Fouchy zu Paris. I. 3.
v. Funk sieht in der Türkey die Wirkung einer abgeschiedenen Seele. IV. 2.

G.

G.. zu W.. sieht ein tanzendes Gespenst. III. 6.
Gänse spuken. II. 48. III. 49.
Gaufrid, ein guter Freund des Teufels. I. 24.
Gaukeleien der Gespenst-Spieler; I. 2. 3. 4. 6. 8. 16. 19. 22. 25. 27. 34. II. 6. 7. 8. 10. 12. 13. 16. 19. 22. 24. 27. 31. 36. 37. 39. 40. 44. 54. III. 1. 3. 7. 15. 17. 20. 21. 23. 25. 38. 44. 50. 51. IV. 3. 8. 9. 11. 15. 16. 18. 21. 24. 25. 27. 42. 44. 47. 48. 49. 53.
Gebauer und der Riesengebirgs-Jäger. I. 20.
Geistercitation in Berlin. III. 51.
Gemälde in Erzählungen merkwürdiger Begebenheten. I. 33.
Genthin's Geist im Ordonanzhause. II. 5.
Geraische Volkszeitung. III, 11. 35.
St. Germain en Layes unsichtbar redendes Gespenst. I. 3.
Germar zu Wilsleben. I. 4.

Gervasius. I. 41. Nr. 4.
Gespensterfurcht verräth Mangel an Religion. I. 1. — Ist mörderisch. I. 17. 21. 30. 32. 37. 42. II. 31. III. 5. 14. 35.
Gespensterstunde von Gewinnsüchtigen benutzt. I. 22
Gewalt der Zauberei. III. 25.
St Gilles zu St. Germain, ein Bauchredner. I. 3.
Gnadau — die Erscheinung daselbst. IV. 54.
v. Gorex wird begleitet von einem Gespenste. II. 12.
Göring zu Salzwedel. II. 48. Zu Neu-Ruppin. III. 44.
Göttingen. III. 37.
Gottorp, bey — spukt ein König. I. 41. Nr. 3.
Götze zu Quedlinburg. II. 21. — Dessen Natur, Menschenleben und Vorsehung. Ebendaselbst. — Dessen Zeitvertreib und Unterhaltung für Kinder. I. 41. Erkl. 4.
v. Götzen im Ansbachischen. II. 5. 24. 47.
Grabenstein zu Sandau und Herrn Herpers Geist. IV. 17.
Grandes Landes — das spukhafte Pferdebannen daselbst. IV. 7.
Greifenbergs Prediger wird gebannet. IV. 12.
Greenwich in England — zwei Scheintodte daselbst. IV. 30. 31.
Grieben's Gespenst, durch ein Nachtgeschirr zur Ruhe verwiesen. II. 9.
Gronau zu Warschau. I. 7. Zu Berlin, klärt die Geschichte der weißen Frau auf. I. 7. Erblickt einen verkörperten Geist. I. 23. Hört einen Feuerlärmspuk. III. 32.

Großen-Krössins winselnde Gespenster. III. 46.
G . s . n erblickt bei Frankfurt einen Drachen. IV. 5. und Titelvignette.
Günther als Geist bei Lütchen-Demzien. IV. 16.
Güssefeld — das spukende Kindergeschrei daselbst. IV. 50.
Gustav läßt Eleonore träumen. I. 27.

H.

v. H., das Opfer eines Teufelsspiels.
v. H . l und ein Breslauer. II. Vorrede.
v. Hacke'n zu Stechow, ein Gespenst kommt durch den Schornstein zu ihr. I. 4.
Halberstadt's N. G. Blätter. II. 24. IV. 24.
Halberstadt, das wüthende Heer daselbst. IV. 56.
v. Haldens in Tyrol tödtende Kellergeister. III. 5.
Halle, daselbst bekommt ein Gespenst Spießruthen. III. 7.
Halle's fortgesetzte Magie. I. 41. Erkl. 4.
Hammermeister zu Suhl. II. 25.
Hanau's spukende Ratzen. III. 31.
Handbibliothek für Leser von Geschmack. I. 41. Erkl. 4.
Hanisch und das Gespenst zu Grieben. II. 9.
Handverisches Magazin. IV. 37. — Handverischer Sprachmeister. IV. 49.
Hans, bekommt vom spukenden Antonius Backenstreiche. I. 22.
Hartmann zu Sandau. I. 37.
Hartmann sieht zu Salzwedel einen Beerdigten aus der Gruft hervorsteigen. II. 48.

Hasenpflug zu Hanau. III. 31.
Haubers magische Bibliothek. I. 12. III. 9.
Haugwitz, der wilde Jäger daselbst. III. 23.
Haus Himmelreich's spukender Schimmel. II. 1 und Titelkupfer.
d'Hauterive in Münster. IV. 28.
Heidelbergs spukendes Gerippe im Sukowschen Garten. II. 39.
Heinrich IV hört bei Fontainebleau den wilden Jäger. I. 41. Nr. 5.
Helmuths Volksnaturlehre. II. Vorrede.
Helsen erscheint spukend seinem Freunde. II. 3.
Henning — zu Jena. II. 55. — von Geistern und Geistersehern. I. 41. Erkl. 1.
Herpers naher Tod ahnet sich zu Sandau. IV. 17
Herrosee zu Züllichau vertreibt zu Frankfurt einen spukenden Geist. IV 42.
Herzlieb zu Warchau, macht das Riesengespenst klein. I. 8. — Zu Halle, verliert durch ein Gespenst die Mütze. I. 26.
Heß zu Beckenhof bei Zürich. IV. 7.
Hessen's Freunde. II. 3. — Verwünschtes Schloß. II. 24.
Heuer'n zu Rengerschlage. I. 30.
v. Heugel vom wilden Jäger. II. 41.
Hexe des Fränkischen Kreises. III. 9.
Hexerei, deren Ursprung. I. 41. Erkl. 4.
Hildburgshausen's Ahnung. IV.
Hirsche spuken zu N.. II. 49. bei Potsdam. II. 51.
Historie der Reisen zu Wasser und zu Lande. I. 41. Nr. 10.

Hochgerichte sind Tummelplätze der Gespenster. I. 37.

Höfe, die, in Europa ꝛc. II. 60.

Hohengörne, daselbst spukt Bren. II. 36.

Holdefreund zu Havelberg entdeckt musikalische Gespenster. I. 39.

Holzmann zu Magdeburg. II, 28.

Hönemanns Alterthümer des Harzes. I. 41. Erkl. 5.

Hörselberg's wüthendes Heer. I. 41. Nr. 11.

Hufeland über Ungewißheit des Todes. I. 36. II. 57. IV. 22.

Hulewitsch zu Frankfurt sieht sich doppelt. III. 1.

Hülsen zu Stechow. II. 4.

Hunde spuken. III. 18. 35. 46. IV. 20.

Hufeland und Alvensleben verhindern das Spuken. IV. 36.

Hutchinsons Versuche über die Hexerei. III. 17.

J.

Jäger, s. wilder Jäger.

Jägerhof im Darmstädtischen — das Gespenst daselbst. IV. 5.

Jahrbücher der Pr. Monarchie. IV. 32.

Jburg — der böse Geist daselbst. IV. 27.

Ichtershausen, daselbst erwacht eine Todte. IV. 33.

Idee, der hingerichtete Mousketier spukt. IV. 3.

Jena's allgem. Lit. Zeitung — deren Kritik der Gespenster. II. Vorrede. — Wunderspurstein. II, 22 — Vielköpfiges Gespenst. II. 30.

Jerchel, optische Täuschung daselbst. I. 28.
Igel zu Mangersdorf. IV. 34.
Ildephons zu Tournay. II. 23.
Ingolstadt's Poltergeist im Kaysersheimer Hofe. I. 19. — Spukereien einer Leiche. I. 36.
Jonas spukt vom Rade herab. III. 48.
Irrlichter deuten vergrabene Schätze an. III. 5.
Juden, stehlende, von einem Geiste verscheucht. I. 6.
Judentempel-Ruine, bei Reichenbach ein Gespensterwohnsitz. III. 40.
Julius von Braunschweig-Lüneburg. I. 41. Erkl. 5.
Jungius zu Alsleben. I. 32.
Justi's Vorschlag. IV. 38.

K.

K—r zu Berlin spukt als Scheinleiche. IV. 41.
Kamlah zu Halle. I. 16. und Anhang — zu Harpke, entdeckt ein lichtausblasendes Gespenst. I. 16. — Gaukelei eines Liebenden. I. 16. Anhang.
Kampf's wunderbarer Todesbote. I. 7.
Kannegießer zu Havelberg. I. 13. — zu Berlin, von einem Gespenste freundlich begrüßt. II. 50.
Kanold's Natur- und Medicin-Geschichte. IV. 52. Anhang.
Kanzelgespenst, sächsisches, II. 40.
Karsten, über den zaubernden Spurstein in Jena. II. 22.
Katsch zu Neufriederichsdorf sieht das Wüthende Heer. II. 41.
v. Katte zu Stackelsdorf. III. 22. — zu Rathenow, ebendas. — Zu Vieritz. III. 38. Zu Zolchow. III. 41.

— geb. Merian. III. Titelvignette und 30. Nr. 2.
Katzen spuken zu Marseille. I. 29. — zu Markau. III. 36. — zu Rathenow. II. 14. — zu B. II. 16.
Kegel zu Havelberg. I, 39.
Kelsterbach bey Frankfurt am Main. IV. 5.
Kesselflicker, ein mörderisches Gespenst. I 37.
v. Kettler sieht ein Gespenst auf dem Kirchhofe zu Soest. IV. 9.
Kirchner zu Schwabenheim. I. 31.
Kleins Annalen. I. 21.
v. Kleist'n zu Protzen. III. 44.
v. Klenke zu Berlin. III. 30. Nr. 1.
Kletschke zu Potsdam. III. 25.
Klewitz zu Magdeburg. II. 28.
Knüppel und Nenkes philos. literarische Monatsschrift. II 22.
Kobold im Schlosse zu Berlin. II. 19.
Koboldine, ein Gespenst weiblichen Geschlechts. II. 37.
v. Koch auf Wilsleben. I. 4.
Kock in England, deren Hexerei. III. 15.
Köhler zu Kokernäse läßt spuken. II 10.
Kokernäse's haferfressendes Gespenst. II. 10.
v. Kolbs Aufklärung über spukende Knochen. I. 19.
Königsberg in Preußen, spukhafte Erscheinung daselbst. III. 19.
Kopenhagen, der anpackende Schedel daselbst. IV. 26. — Das graue Männchen im Bette der schönen Gertrude. IV. 44.

Köppen zu Berlin von einem Geräderten ergriffen. II. 32.
Köppens Hausboden-Kobold zu Berlin. II. 38.
Krankowsky, der unschuldig Ermordete I. 21.
Krause zu Protzen. III. 44.
Kremsir's Teufel von der Schildwache überwältigt. II. 20.
Krüger zu Schwechten. III. 30. Nr. 5. — zu Stendal, ebendas.
Krügers Seelenlehre. IV. 22.
Kuhls zu Stolzenau. IV. 49.
Kuhn zu Leopoldsburg. I. 5. IV. 10.
Kühne zu Magdeburg. II. 28.

L.

v. L. zu Eger sieht in Wien seinen verstorbenen Großvater. II. 34.
L.. im Halberstädtischen erscheint doppelt. I. 13.
Laging, ein Todesprophet zu Stolzenau. IV. 18.
Landbote, der Bayersche. I. 36.
Landrecht, allgemeines, IV. 32.
Langerhans und Lerchenfeld zu Protzen. III. 44.
Langheim — daselbst spukt ein Kutscher. III. 47.
Langula's Bauer mordet aus Gespensterwahn. III. 14.
Lauenburgs predigende Gespenster. II. 46.
Lavater de Spectris. I. 41.
Lehmann zu Barbi. II. 2. — sieht zu Walsleben ein spukendes Scheusal. II. 2.
Leichen, selbst die der wirklich Verstorbenen können spukhaft sich bewegen und Geräusch verursachen. IV. 47. 52.

Leichen-

Leichenzug, spukhafter, in England. I. 25.
Leichenwagen zu Berlin. I. 11.
Leipzig's Doppelterscheinung. II. 22. III. 48. — Nachdruckergespenst. IV. 1.
v. Lentulus. II. 1. 42.
Lesekow zu Lauenburg. II. 46.
Lessing zu Leipzig stirbt zweymal. III. 30. Nr. 3.
Lessing's Nathan der Weise. I. 41. Erkl. 1.
Leuben, der Sitz eines Poltergeistes. I. 22.
Lichtenberg's und Voigt's Magazin für die Physik. I. 41. Nr. 8.
v. Lichtenstein heirathet ein Gespenst. I. 7. — vom Wüthenden Heere. I. 41. Erkl. 5.
Lichtfield. III. 15.
Liegeard zu Berlin. II. 37.
Lilienfeld's nützliche Lectüre. II. 12.
Lilliputianer, unterirdische Wesen. I. 39.
Lindenschmidt, im Odenwalde. I. 41. No. 3. und Erkl. 3.
Literatur für ältere und neuere Lectüre. I. 42.
London und Paris. IV. 30. 31.
Louise Ulrike von Schweden. IV. 11.
Löwel zu Jerchel. I. 28.
Ludwigs XI. Glaube an Zeichendeuterei. I. 42.
Luftball, treibt den Teufel aus. I. 18.
Lütchen-Demzien's Geister. IV. 16.
Lütkemüller zu Caro. IV. 13.

M.

M.. zu Nördlingen, Aufklärung über den Wilden Jäger. I. 41. Erkl. 4.

M...s spukende Mäuse. III. 26.
Magazin der Natur, Künste und Wissenschaften. I. 41. 6.
——— für das Neueste aus der Physik. I. 41. 8.
——— Weimarisches. III 9.
——— neues Hanöverisches. II. 39.
Magdeburgs Poltern in den Todtengewölben. II. 28.
Mailands spukender Affe. I. 12.
Mainz, das Spukspielen daselbst rettet einen Scheintodten und mordet einen Gaukler. II. 6.
Malchow's Kirchhofsgespenst. III. 29.
Marathonisches Feld — das spukende Schlachtgetümmel daselbst. I. 41. N. 1.
Marceau's Geist spukt zu Coblenz. III. 39.
Marcel's sage folie. I. 42.
Mardi verjagt abergläubige Mönche. I. 12.
Markgrafenberg bei Rathenow, dessen Wilder Jäger. II. 41.
Marseille, daselbst klingelt eine Leiche ihrer Dienerschaft. I. 29.
Martin zu M. spukt als Selbstmörder. III. 13.
Matthäus Geschichts-Buch von 1596. I. 41. 5.
Maus-Spukerei. I. 35.
Mechanicus zu Neiße, ein, zaubert. IV. 15.
Meier zu Rathenow. II. 19.
Meineke zu Magdeburg erscheint an zwei Orten zugleich. I. 5. IV. 10.
Meißner zu Bielwiese, das Opfer fremden Aberglaubens. IV. 46.
Meißner's Skitzen. II. 13. dessen Apollo. II. 34.
Meltzzante's curiose Orographie. I. 41. Nr. 11.

Menschenfreund, der — ein Wochenblatt. I. 27.
Menzel bey Prinkenau. II. 57.
Meps, der meineidige, im Magdeburgischen, spukt. II. 17.
Merci zu Berlin. II. 6. 45.
Merkurial-Geister in Spanien. IV. 49.
Mertens ahnet sich zu Charlottenburg. I. 1.
Metternich. III. 39.
Metzger, ein — zerprügelt den Teufel. III. 38.
Meyenberg zu Stolzenau — ihr wird der nahe Tod geweissagt. IV. 18.
Michel, der unschuldig verbrannte. III. 13. — ein Gespenst springt ihm auf den Rücken. III. 35. — sieht zu Paris den beerdigten Walkenried. II, 8.
Mißdeutungen natürlicher Dinge: I. 4. 5. 6. 7. und Anh. 9. 11. 14. 16. 17. 20. 21. 26. 28. 29. 32. und Anh. 33. 35. 36. 37. 39. 40. II. 2. 7. 28. 32. 49. 52. 53. III. 5. 11. 31. 33. 35. 41. 43. 48. IV. 9. 13. 14. 17. 19. 46. 51. 52. 54. 55. 56.
Mittelsteinkirch's spukender Riese. IV. 51.
Wohlstadt: daselbst erwacht ein Todter. IV. 38.
Monathsschrift, deutsche. I. 40.
Mönch, der betende — eine Erscheinung. IV. 24.
Mondsüchtige spuken. I. 40. III. 6.
Mordbrennerei, durch eine Ahnung entdeckt. III. 24.
Moritz, Magazin der Erfahrungs-Seelenkunde. IV. 22. — Dessen Faustkampf mit dem Teufel. III. 38.
Moses Mendelssohn. IV. 22.
Müller zu Torgau angehaucht von einem Gespenste. II. 29.

Münzenbergers Hausgespenst zu Hanau. III. 31.
Mund zu Scholene. III. 38.
Muschen's Doppelt-Erscheinung. IV. 10.
Musik erweckt eine Todte. I. 36.

N.

Nachdrucker-Gespenst. IV. 1.
Nachricht von dem 1691 erschienenen Geiste zu Annaberg. II. 58.
Nachschrift, katholische Leser betreffend. IV. 25.
Nachteulen, Halbschwestern des Todesengels. I. 7.
Nachtigal zu Halberstadt. II. 49.
Nachtwandlungen Röschens. I. 40.
Nagels de celebri spectro. I. 7.
v. Naß. III. 18.
Nationalzeitung der Deutschen. II. 25. 31. 57.
Nebucadnezar. II. 11.
Neetherwood in Stockholm wird vom Teufel bedrohet. IV. 55.
Neidhardt, daselbst erwacht eine Scheintodte. II. 57.
Neiße, die Zaubererleuchtung der Jesuiten-Kirche daselbst. IV. 15.
Neufriedrichsdorf, die wunderbaren Pistolenschüsse daselbst. II. 17.
Neuhaldenslebens Waldgeist. II. 33.
Neuruppin, daselbst spukt eine wirkliche Leiche. IV. 52.
Nicolai's Geistertanz. IV. 22. Ein sehr ähnlicher. IV. 6.
Nieder-Dorla's spukender Mönch. III. 14.
Niederrhein's Unterhaltungen. I. 7. 10.

Nietzky zu Halle. IV. 18. macht die Zigeunerinn. I. 42.
Noddings von Whitby. IV. 30.
Nördlingen's Wilder Jäger. I. 41. Erkl. 4.
v. Norrmann zu Genthin. II. 5.
v. Nüßler zu Bernburg. III. 20.

O.

Oberdeutschland's Allg. Litt. Zeitung und der Gespenster-Nachdruck. IV. 1. Nachschrift.
Obskuranten. II. Vorrede.
Odenwald's Wilder Jäger Lindenschmidt. I. 41. Nr. 13. und Erkl. 3.
Oehlerts Wunderkind zu Blüthen. III. 14.
Ohlmeyer zu Altona. IV. 43.
Ohreulen-Spukerei. I. 41. Erkl. 4.
Olmütz, daselbst spukt Felsner. I. 33.
Osnabrück, der zerstörende Geist daselbst. IV. 27.
Osterwieks Weißes Roß. IV. 6.
Otte zu Himmelreich. II. 1. 43. — reicht einem Geiste ein Almosen. IV. 23.
Otto hört zu Langheim eine Sterbende sich ahnen. III. 47.
Oudewater's Hexenwage. III. 9.

P.

P.. zu Ingolstadt spukt im Sarge. I. 36.
Paris, in der Anatomie daselbst spukt eine Leiche. I. 17. — Die Erscheinung des Grafen v. Walkenried. II. 8. — Geisterbeschwörungs-Trug. III. 25.
Pätzold entlarvt zu Protzen ein Gespenst. III. 44.
Paulli zu Schlagenthin. I. 26. IV. 16.

Pausanius Attilla. I. 41. Nr. 1.
Pennavaire's Koboldine. II. 37.
Perchta weissagt spukend. I. 7. und Anh.
Perry, ein behexter Knabe zu Bilson. III. 15.
Peßler's Beistand der Mechanik, um Scheintodte zu retten. IV. 41.
Pfefferkorn zu Annaberg. II. 58.
Pfeifenberger zu Mengersdorf. IV. 34.
Pfennigk's Doppelterscheinung zu Brandenburg. I. 34.
Philidor citirt Geister. III. 51.
Philipp's Gemahlinn, der Markgräfinn Todesahnung. I. 7.
Pizarro in Peru. III. 25.
Plan und Absicht dieser Gespenster-Erzählungen. I. Vorrede.
v. Platen zu Bergland. III. 4.
Pleß — anonymer Brief daher und die Antwort darauf. II. Vorrede.
Plinius historia naturalis. I. 41. Nr. 2.
Plümecke's Fragmente. IV. 25.
Poltergeist in der Kapelle zu Leuben. I. 22.
Pope's Gespenst, das durch verriegelte Thüren dringt. I. 1.
Pott zu Stolzenau. IV. 40.
Potsdam's spukender Leineweber. III. 17. — faselnder Schriftsteller. II. 12.
Prätorius Weltbeschreibung von allerlei wunderbaren Menschen. I. 4.
Preßler zu Halberstadt. IV. 3. und Titelkupfer.
Prevot's Mem. d'un homme de qualité. II. 11.
Protzens gerichtlich untersuchte Spukerei. III. 44.
Provinzialblätter, Schlesische. II. 57.

Punitz, der Teufel daselbst. IV. 19.
v. Puttkammer. III. 40.

Q.

Quaritz. III. 1.
Quedlinburg's lichtscheues Gespenst. II. 21. — spukender Barbier. III. 3. — Hexen. III. 9.

R.

R.. zu N.. ist Gespenst und Gespensterseher zugleich. I. 6.
Rathenows Geister. II. 14. 53.
Redoutenspuk zu B.. II. 13.
Registratur-Gespenst. III. 28.
Reichhards Beyträge zum Geisterreiche. II. 17.
Reinsdorf in Alten-Platow. IV. 16.
v. Reisewitz, dessen Doppelterscheinung. IV. 10.
Rengerschlage, daselbst wird der Gespensterwahn mörderisch. I. 30.
Rensburg's unterirrdische Geister. II. 60.
Richter, abergläubische — sind grausame Mörder. I. 24.
Riegelschlüssel in England. I. 1.
Ringleben's Erscheinung nach dem Tode. II. 3.
Reichsanzeiger. IV. Einleitung zu 28.
Riesengebirge — dessen Waldgeist. I. 20.
Riesen-Gespenst, das — zu Warchau. I. 8.
Ristow zu Groß-Krössin. III. 44.
Robert, der Nachtgeist in dessen Gasthofe. I. 40. und Titelkupfer.
Rohr und Rodewald zu Protzen. III. 44.
Le Roi zu Paris. I. 32.

Rönnefarth zu Rathenow. III. 19.
v. Rosenberg, eine Todesprophetinn. I. 7.
Rosenzweig zu Leipzig. III. 48.
Rötscher zu Löwen. IV. 10.
Rousseau's Spukerei. II. 52.
Rübezahl ein Waldgespenst. I. 20.
Rüge einiger Mißbräuche unsers Jahrhunderts. IV. 41.
Ruhbergs Judentempel-Spuk bei Reichenbach. III. 40.

S.

v. S.. erblickt seine beerdigte Gattinn als lebendes Gerippe. II. 13.
S... zu Berlin. II. 27.
S... zu Zerbst. IV. 29.
S — r sieht Frau v. Katte zu Zolchow doppelt. III. 41.
Sachse zu Protzen. III. 44.
v. Sainte Marthe Manuscripte. III. 34.
Saintville's Vermählung. II. 56.
Salmannsweil's erschossenes Gespenst. II. 45.
Sammlung aller Reisen. I. 41. Erkl. 3.
Sander zu Stolzenau. IV. 40.
Sandau's Geister. I. 9. III. 33. IV. 17.
Saumür, der weibliche Alp daselbst. III. 34.
Saves Sammlung von Geistern. I. 41. Erkl. 5.
Savoyarde, ein spukender Teufel. I. 24.
Schade zu Wusterwitz, von Geistern verfolgt. IV. 16.
Shakespear's Gemeinspruch von Gespenstergläubigen gemißbraucht. I. 2.
Scharden zu Rathenow. I. 23.
Schartow zu Möckern. II. 39.

Scheintodte spuken: I. 23. 30. 36. II. 6. 57. III. 19. IV. 28. bis 41.
v. Schenkendorf spukt zu Jerchel. I. 28.
Schlesien's Ober-Amts-Regierungsrath. III. 23.
Schloßgeister im Hessischen. II. 24.
Schmarsow's spukhaftes Kirchenlicht. III. 27.
Schmatzen, das, der Leichen. IV. 52. Anhang.
Schmit zu Bremen. III. 21.
Schöneberg zu Rathenow. I. 9. — Zu Sandau, von einem Geiste verfolgt. I. 9.
Schornsteinfeger-Spukerei. II. 43. IV. 19.
Schriftsteller-Leichtsinn im Verbreiten vorgeblicher Spukerei. I. Vorrede. II. 12. 22. 39.
Schröder im Halberst. IV. 8.
Schröpfer, der Geisterbeschwörer. II. 16. Anh.
Schulze zu Rathenow. II. 7.
Schwager zu Jöllenbeck. I. 3. 7. II. 58.
Schwedenborgs Gaukeleien. IV. 11.
Schwenk zu Wittenberg. IV. 39.
Seidels Geisterschatten zu Berlin. IV. 14.
Selbsttäuschungen im wachenden Zustande: I. 12. 13. 15. 17. 18. und Anhang. 24. 31. 42. II. 1. 3. 4. 5. 9. 11. 14. 17. 18. 21. 23. 29. 30. 33. 35. 38. 41. 42. 43. 47. 48. 50. 51. 55. 56. III. 2. 4. 6. 10. 26. 27. 28. 29. 34. 36. 37. 40. 45. 46. 47. 49. IV. 5. 7. 10. 12. 20. 22. 23. 26. 50.
Selle zu Berlin. IV. 22.
Seybolds Selbstbiographien berühmter Männer. III. 34.
v. Sicking im Odenwalde. I. 41. Nr. 13.
Siekel's Nachrichten von Poltergeistern. I. 22.
Sieg zu Güssefeld. IV. 50.

Siegmund bey Prinkenau erwacht vom Tode. II. 57.
Sinkenthaler zu Eperies. III. 10.
Slavata, Geisterseher im Jesuitercollegio. I. 7.
Soborowsky und der Waldteufel. I. 21.
Soho-Square's Diebesspukerei. II. 54.
v. Soisson erblickt ein Waldgespenst. I. 41. Nr. 5.
v. Sommerfeld zu Rothkirchsdorf. III. 40. IV. 10.
Soest's Kirchhofs-Gespenst. IV. 9.
Sonntagskinder-Talent. I. 4. IV. 43.
Spanien's Zergliederer. I. 17. Anh. — Bergwerksgeist. IV. 49.
v. Sparr bey Wolmirstädt. I. 41. Nr. 12. — bey Ileburg. II. 41. — auf und zu Greifenberg. IV. 12.
Spessart, das Waldgespenst in demselben. I. 38.
Spiegeltrug. I. 13.
Spinelli, Gräfinn zu Linz. IV. 25.
Stafforts Hexerei. III. 15.
Stechow's Gespenst mit Feueraugen. II. 4.
Steinert spukt zu Genthin. II. 5.
Stief und Runk, zwei Hingerichtete, spuken zu Berlin. II. 32.
Stockholm's Geisterseherei. IV. 11. — Teufelei beym Hochgerichte. IV. 55.
Stollenberg zu Rathenow entdeckt einen Poltergeist. II. 14.
Stolzenau: Pott und Sander daselbst. IV. 40.
Strackerjan zu Altona, als Spuk. IV. 53.
Streit zu Breslau. II. 3.
Stryk de jure spectrorum. II. 55.
Stürmer zu Markau. III. 36.
Suhl's klingender Berggeist. II. 25.
Sukow zu Heidelberg erklärt das Unerklärliche. II. 39.

v. Sydow auf Schmarsow. III. 4. 27.
Szülö zu Burg entlarvt ein Gespenst zu Dreschowitz. III. 50.

T.

T.. im Hanöverischen stirbt am Glauben an die Chiromantie. I. 42.
Tacitus vom Thrasil unter Tiber. I. 42.
Tagelöhner zu N.., der im Sarge sich über seine hinterlassene Wittwe erboßt. IV. 29.
Talmuth, der mißverstandene, fördert den Gespenstergläuben. IV. 32.
Tangermünde's Todesahnungen. II. 7.
Tänzerinnen, die spukenden, IV. 6.
Taschenkalender, Gothaischer von 1774. I. 3.
Teltow's taubenwürgendes Gespenst. II. 27.
Teufelsaustreibung zu Mayland. I. 12. — zu Ingolstadt. I. 19. — zu Verona. IV. 25.
Teufelserscheinung zu Aix. I. 24.
Theurg, ein jüdischer, citirt Geister. II. 16.
Thomas zu Bilson. III. 15.
Thombsen zu Neustadt-Itzehoe. IV. 53.
v. Thou zu Saumür unter der Last eines weiblichen Alps. III. 34.
Thüringen's bannender Waldgeist. III. 11.
Tismar zu Berlin. I. 1. II. 32.
Titius zu Wittenberg. II. 57.
Todt zu Rathenow. II. 53.
Todtengräber-Spukerei in Berlin. II. 50.
Todtenkopf, ein — bewegt sich und läuft davon. I. 35.
Torgau's Gespenster im Wirthshause. II. 29. — vom Galgen herab. II. 21.

Tournay's musikalisches Gespenst. II. 23.
Traumgesichter: I. 1. 10. 38. II. 26. III. 8. 16. 24. 32. 42. IV. 1. 2. 4. 6.
Trockenlinie, die spukende, zu Halle. I. 26.
Truppach, daselbst erwacht ein Todter. IV. 34.
Tyrol's Keller-Geister. III. 5.

U.

U.., oder so rächt sich spukend ein Weib. II. 13.
Uhuhu, oder Hexen- und Gespenster-Geschichten. III. 13.
Unterhaltungen für den Mittelstand. III. 1.
Unterredungen vom Reiche der Geister. I. 35. III. 4.
Unterricht vom Scheintodt. IV. 38.
Unzer's kleine phys. Schriften. I. 41. Nr. 9. und Erkl. 3.
Ursinus träumt wachend. II. 55.

V.

V.. zu P.., III. 17.
Vahrenkampf und der spukende Visitator zu Cölln. II. 26.
Variétés historiques physiques. I. 41. Erkl. 3.
Vattier zu Magdeburg. IV. 10.
Verliebte, deren Mummereien. I. 8. 16. Anh. 27.
Verona, Teufelaustreibungs-Gaukelei daselbst. IV. 25.
Vieldack, ein betendes Ungeheuer. II. 56.
Vierthalern zu Charlottenburg hört Ahnungen des Geliebten. I. 2.
Vieth zu Dessau. IV. 54.

v. Vigny's Spukereien zu Paris. II. 8.
Villaume's praktische Logik. IV. 20.
Voigt's Berechnung der verbrannten Hexen. III. 9.
Voigtel zu Magdeburg. II. 28.

W.

v. W.. zu H.. ergreift aus seiner Gruft hervor, den Fuß eines Frauenzimmers. IV. 47.
W.. und der Geist in Ketten. III. 37.
W.. in Preußen Erscheinung eines Erhängten. III. 6.
W.. über Unsicherheit der Hohlwege. III. 12.
Wachsbild, ein, veranlaßt Doppelterscheinungen. I. 5.
Wagenern zu Berlin, ihr erscheint der Geist einer Freundinn. III. 16.
Wagener's Bitte an seine Leser. I. 2. Note. Schlußerklärung des 2ten und des 3ten Bandes. — Reise durch den Harz und die Hessenschen Lande. I. 41. Erkl. 5. — Briefe über die Pfalz am Rhein. I. 41. Nr. 13. Erzählungen. IV. 17. 18.
Waldteufel, der — bei Neumark. I. 21.
Walker zu Cadix und das Gespenst am Borte eines Schiffs. IV. 21.
v. Walkenried, zu Paris handelt im Tode wie ein Lebender. II. 8.
Waltershausen bei Gotha. III. 30. Nr. 4.
Wanderslebens entdeckter Poltergeist. IV. 48.
Warburton und Hamphoy richten die Hexe zu Staßfurt. III. 15.
Warchau's Riesen-Gespenst. I. 8.
Webster's Untersuchungen der Hexereien. I, 25.

Wechselbalgs-Wahn. I. 32. und Anh.
Weichmann's Erscheinung in einer Kirche zu Berlin. II. 50.
Weinschenk zu Schlagenthin und der Waldgeist. III. 45.
v. Weisse zu Wesel. IV. 15.
Weiße zu Rathenow. II. 36.
Weiße Frau, die — zu Berlin erscheint der Schloßwache. I. 7.
Welsleben's verschwindendes Scheusal im Wirthshause. II. 2. und Titelvignette zu Theil II.
Wenzel zu Mohlstadt bei Saarbrück. IV. 38.
Wesenberg zu Greifenberg wird in der Kirche gebannt. IV. 12.
Westerburg's erfüllte Ahnung. IV. 45.
Westpreußen's Gespenster-Versammlung. I. 10.
Wickert zu Neufriedrichsdorf hört spukhafte Pistolenschüsse. II. 18.
Wiederauflebungs-Geschichten von Scheintodten. IV. 36.
Wiegleb's Magie. II. 16. Anh.
Wien's spukender Großvater. II. 34.
Wilde zu Goldbeck und zu Groß-Krössin. III. 46.
Wildemannsgulden aus dem Beutel eines Gespenstes. III. 1.
Wilder Jäger oder wüthendes Heer. I. 41. II. 41. III. 4. 23. 45. IV. 56.
Wilsleben's Kornboden-Gespenster. I. 4.
v. Windheim auf Wilsleben. I. 4.
Winke Kritiker. Vorrede. I.
v. Winning und der Waldgeist. II. 33.
v. Winter zu Olmütz. I. 33.

v. Winterfeld zu Nieden. III. 27. 29. IV. 9.
Winzer zu Dreschowitz. III. 50.
Wirklichkeit der Gespenster. I. 6.
Witte zu Neu-Ruppin spukt als wirkliche Leiche. IV. 52.
Witte zu Nieden und zu Malchow. III. 29.
Wittekind und der wilde Jäger. I. 41. Erkl. 5.
Wittenberg's Wochenblatt. II. 57.
Wolf zu Mengersdorf. IV. 34.
Wolfenbüttel's spukender Invalide. IV. 23.
v. Wolter zu München. I. 19.
Wolter spukt zu Malchow. III. 29.
Wunderkind Oehlerts zu Blüthen in der Priegnitz. III. 14.
v. Wurmb in Lankenfelde. III. 4.
Wuth zu Hannover. IV. 37.
Wüthendes Heer s. Wilder Jäger.

Z.

Zämerich bei Potsdam. II. 12.
Zehe — deren neues Talent. I. 1.
Zeichen unter den Ueberschriften dieser Erzählungen. Vorrede. I.
Zerrahn zu Protzen. III. 44.
v. Zieten's Gesicht bei Friesack. II. 35.
Zimmermann zu Truppach. IV. 34.
Zobel's zu Annaberg und dessen Gespenster-Schrift. II. 58.
Zolchow's Doppelterscheinung. III. 41.
Zuckersüßes Gespenst II. 59.
Zug- und Raubvögel spielen den wilden Jäger. I. 41. Erkl. 5.
Zuschauer, der deutsche. II. 22.

Nachschrift.

Vorstehendes Register über die bisher erschienenen Theile der Gespenster soll keineswegs den Schluß dieses Werkes andeuten; vielmehr liegen im Schreibepulte noch Gespenster-Skizzen, und ein Materialien-Vorrath zu wenigstens noch einmal vier Theilen. Es wird daher auch ferner — wie bisher — alljährlich Ein neuer Theil für die Presse bearbeitet werden, und im Druck erscheinen. Da es mir aber keinesweges darum zu thun ist, nur viele Bände zu füllen; sondern, soviel in meinen Kräften ist, interessante und durch Neuheit des Aufschlusses immer abwechselnde Erzählungen zu liefern: so werden die gütigen Beförderer dieses Unternehmens, welche mir aus Ihren oder der Ihrigen Erfahrungen für diese Geschichte des Gespensterwesens noch Beyträge oder Skizzen zu Beyträgen zugedacht haben, durch ihre Zusendungen, die nach und nach bekannt gemacht werden sollen, mich noch immer recht sehr verpflichten. Dies „nach und nach" zugleich zu meiner Entschuldigung bei Denen, und zur Nachricht für Diejenigen, welche sich sonst wundern müßten, ihre mir gütig zugesandten Beyträge in diesen vier ersten Theilen der Gespenster noch nicht zu finden. —

Uebrigens hier schließend, was auch an der Spitze der ganzen Sammlung hätte stehen können: Aut sic, aut nunquam. Rathenow a. d. Havel 1800.

Der Herausgeber.

LB Coburg

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Wagener, Samuel Christoph,

Die Gespenster kurze Erzählungen aus dem Reiche der Wahrheit

Bd.: 4

(1800)

Coburg, Landesbibliothek -- D IV 12
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11941982-8